Über die Liebe (De l'amour)

Stendhal

Digitized by Google

32.-

UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

- 10 -

Digitized by Google

von Stendhal
Über die Liebe

Digitized by Google

von Stendhal-Henry Beyle
Ausgewählte Werke

Herausgegeben von Friedrich
von Oppeln-Bronikowski

Band III

Digitized by Google

Stendahl, 1783-1842.

von Stendhal=Henry Beyle
Über die Liebe
(De l'Amour)

Übertragen von Arthur Schurig

Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1903

Digitized by Google

848
B57am
t539

That you should be made a fool of by a young woman, why, it is many an honest man's case.

Lord Byron.

Digitized by Google

grad
gift
1012510

Einleitung

1.

Ich gebe mir alle Mühe, sachlich zu sein. Ich zwinge mein Herz, stumm zu bleiben, wenn es auch glaubt, viel sagen zu müssen. Stets befürchte ich, daß ich nur Seufzer niedergeschrieben habe, wo ich die Wahrheit aufzuzeichnen wähnte.

Diesen Stoßseufzer schiebt Henri Beyle, der sich „von Stendhal“ nannte, mitten zwischen zwei Kapitel seines Buches „Über die Liebe“; er ist gleichsam das Leitmotiv für dieses Werk eines empfindsamen, leidenschaftlichen Herzens, einer „schönen Seele“ und eines kalten, zergliedernden Verstandes, das mit unerschrockenem Tatsachensinn und unter beständigem Zwange zu Einfachheit und Sachlichkeit geschrieben wurde. „Nur kein Pathos“, dachte der Verfasser mit Talleyrand; und doch „habe ich ihn nie anders als verliebt gesehen, oder im Glauben, es zu sein“, erzählt sein Freund Prosper Mérimée; und „ohne Liebe bin ich nichts“, bestätigt er selbst in seinem Tagebuche.

Als er es im Jahre 1822 unternahm, „sein Herz zu drucken“, trat er in sein vierzigstes Lebensjahr. Die frühesten der über das Buch nach Tagebuchart verstreuten Daten reichen bis ins Jahr 1807 zurück, also in sein fünf-

Digitized by Google

undzwanzigstes Jahr. Er erinnert sich eines „schnauzbärtigen Hauptmanns“ (Posen, 1807), „der da Erfolg hatte, wo General Lasalle abblitzte“ (vgl. Seite 61). In demselben Jahre zeichnet er seine moralischen Beobachtungen über „das protestantische Deutschland, dieses Land der glücklichen Ehen“ auf (Berlin und Halberstadt, 1807), und die letzte Zeitangabe im Buche ist der 25. Februar 1822, „in einem kleinen Hafen, dessen Namen ich vergessen habe, in der Nähe von Perpignan“. Zwischen diesen beiden Zeitgrenzen hat Stendhal, um mit Homer zu reden, vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt. „Fünfzehn Jahre habe ich in Deutschland und Italien verbracht,“ sagt er in seiner Vorrede von 1826, „und mein Buch ist eine moralische Reise durch diese Länder.“

Einen Abriß von Beyles Leben hat der Herausgeber bereits in der Vorrede zu seiner Übersetzung von Stendhals Roman „Le Rouge et le Noir“ („Rot und Schwarz“; zwei Bände, im gleichen Verlage) gegeben; es sei hier nur das Wichtigste daraus wiederholt, insofern es auf das vorliegende Werk Bezug hat.

Henri Beyle wurde 1783 in Grenoble im Dauphiné als Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Advokaten geboren und kam frühzeitig in das von den Stürmen der Revolution noch durchtobte Paris. Als siebzehnjähriger Jüngling folgte er mit seinem Vetter, dem mächtigen Daru, den Fahnen des großen Napoleons nach Italien, verliebte sich in Mailand in Angela Pietragrua, die Frau eines Arztes und Geliebte des Auditeurs Joinville, erhielt durch Vermittlung seines Vetters ein Patent als Dragoneroffizier, wurde Adjutant des Generals Michaud, verließ aber unver-

Digitized by Google

mittelt seine gut begonnene Laufbahn schon 1802, lebte bis 1806 in Paris, wo er sich literarischen, künstlerischen und philosophischen Studien widmete, folgte dem Grafen Daru 1806 in den Krieg gegen Preußen, wurde durch seine Vermittlung Intendanturbeamter und hielt sich in dieser Eigenschaft bis 1810 in Deutschland und Österreich auf,*) kehrte in diesem Jahre nach Paris zurück und erhielt dort die Stellung eines Auditeurs beim Staatsrat.**) 1811 nahm er einen Erholungsurlaub nach Italien, in dem er die Pietragrua in Mailand wiedersah, und kam dann wieder nach Paris.***) Während des russischen Feldzuges erhielt er eine Mission nach Rußland,†) erlebte den Brand Moskaus, fiel 1813 nach dem Feldzug in Schlesien und Sachsen in ein Nervenfieber, das er sich als Auditeur in dem durchfeuchten Sagan zugezogen hatte, und mußte abermals in seinem „angebeteten" Italien Erholung suchen. In Mailand nahm er seine Beziehungen zu der Pietragrua wieder auf; sie wurden noch inniger als im Jahre 1811. Die Invasion von 1814 rüttelte ihn aus seinem epikureischen Stilleben auf; er nahm regen Anteil an der Landesverteidigung im Dauphiné und ging 1814 nach Napoleons Untergang, aus allen seinen Himmeln gestürzt, nach Italien zurück, nachdem er seine Dienste umsonst den Bourbonen angeboten hatte.

*) Die Angaben in seinem Buche „Über die Liebe" ergeben für 1808 ein Gespräch mit Johannes von Müller in Cassel und einen Aufenthalt in Warschau.

**) 1810 Venedig, jedenfalls auf der Rückkehr nach Paris.

***) 1811 am Gardasee, in Loreto und auf einem Hoffest in den Tuilerien.

†) 1812 Giat in Frankreich, Orcha und Wilna in Polen, Königsberg.

In Mailand sah er sich von der Pietragrua schmählich hintergangen und empfand diesen Schlag schwer, gab aber den gesellschaftlichen Verkehr mit der Treulosen nicht auf, wie wir noch sehen werden. Neue Fesseln harrten seiner in der unglücklichen Liebe zu Mathilde Dembowska, die ihn von 1818 bis 1824 ganz in Anspruch nahm. Die Angebetete war die Frau des in Mailand lebenden französischen Generals Dembowski, eines geborenen Polen, und das Urbild jener Leonore in dem Tagebuche des erdichteten Salviati, der niemand anders ist, als Beyle selbst. Leonores Freundin Alviza ist in Wahrheit Mathildes Cousine und Freundin, die reiche Frau Traversi, die den Dichter haßte, weil er sich ihr nicht hatte vorstellen lassen wollen. Ihre Liebesgeschichten und ihre Falschheit deutet er auf Seite 84 an. Sie ist auch das Urbild der Marchesa Raversi in der „Chartreuse de Parme", während Mathilde de la Mole in „Rot und Schwarz" wohl nicht nur zufällig den wahren Vornamen seiner Geliebten trägt und der erdichtete Lisio Visconti, von dem noch die Rede sein wird, einen ebenso absichtlichen Anklang an den Mädchennamen der Generalin (Viscontini) hat. Stendhal preist die Geliebte als Ideal des lombardischen Frauentypus, der ihm als Meisterstück aller Rassen erscheint, und verrät sein Empfinden zu ihr unter der Maske seines „Freundes" Salviati. Sie hat ihn nie erhört und bisweilen als Überlästigen behandelt. Einmal zitierte sie ihm einen Vers von Racine:

„Zu fern steht Pyrrhus der Andromache",

und eines Abends, als er die Bemerkung machte, daß es Mitternacht sei, sagte sie: „Desto besser!" Im Juni

1821 wurde er von der österreichischen Polizei aus Mailand ausgewiesen, da man ihn für einen „Carbonaro", einen Verschwörer gegen das österreichische Regiment hielt. „Wann kommen Sie wieder?" fragte ihn Mathilde beim Abschied. „Ich hoffe, nie", entgegnete er. 1825 starb sie, doch für ihn blieb sie immer „eine zarte, wehmütige Traumgestalt, deren Erscheinen ihn gut, gerecht und nachsichtig stimmte."*)

2.

Beyle verbrachte die Jahre bis zu seiner Rückkehr nach Paris (1821) anscheinend ausschließlich in Italien**) mit literarischen Arbeiten. Schon 1814 erschien die Biographie „Haydn, Mozart und Metastasio", 1817 die „Geschichte der Malerei in Italien" und die Reiseskizzen „Rom, Neapel, Florenz", 1822 das Buch „Über die Liebe". Die Entstehung dieses Werkes fällt in die Zeit seines Mailänder Aufenthalts. In seiner dritten Vorrede zu „De l'Amour", die er 1842, sieben Tage vor seinem plötzlichen Tode in Paris, schrieb, sagt er darüber: „Nach den Maskenbällen des Karnevals 1820, in einer Abendgesellschaft bei der liebenswürdigen Frau Pietragrua, wurde sehr lebhaft über ein paar selbst für

*) Vergl. Stendhals „Correspondance" I, 100, 128: „Souvenirs d'égotisme", 3, 5, 16, 25, 121.

**) Die Orts- und Zeitangaben in „Über die Liebe" sind: 1816 Znaim (Österreich) und Belgirate (am Lago Maggiore), 1817 London und Faenza (Italien), 1818 Dresden, 1818—1820 München, Bologna, Brescia, Empoli, Florenz, Forli, Livorno, Mailand, Modena, Montagnola, Pesaro, Ravenna, Rom, 1821 Neapel, London. Zuverlässig sind alle diese Angaben nicht, zumal Stendhal in einer (fortgelassenen) Anmerkung selbst erklärt, er hätte einige Daten verändert, um gegen seinen (erdichteten) Freund Lisio Visconti nicht indiskret zu sein.

dortige Verhältniſſe tolle Liebesgeſchichten debattiert. Um das Ganze nicht binnen Jahresfriſt zu vergeſſen, machte ich mir heimlich Aufzeichnungen auf einem Konzertprogramm ... Wir ſaßen unſer dreißig um einen Spieltiſch, die Unterhaltung war aber ſo lebhaft, daß das Spiel darüber vergeſſen ward. Als dann noch der Oberſt Scotti hinzukam, der durch Zufall die Intimitäten jener Vorfälle kannte, erſchienen ſie in ganz neuem Lichte. Ich zeichnete mir auch dieſe neuen Momente auf. Auf die gleiche Weiſe machte ich mir auch in anderen Salons, in denen von denſelben Dingen die Rede war, Aufzeichnungen, und hatte bald das Bedürfnis, ein allgemeines Geſetz für die verſchiedenen Grade der Liebe feſtzulegen. Wenige Monate darauf mußte ich Mailand verlaſſen; ich habe dieſe Stadt nie wiedergeſehen. In Paris vereinigte ich meine Aufzeichnungen zu einem Heft, das ich einem Verleger ſchenkte, aber der Drucker weigerte ſich, dieſe Bleiſtiftnotizen zu drucken. Ich mußte ſie dem Druckereigehilfen noch einmal diktieren ..."

Der Erfolg ſeines Buches war gleich Null.

„Als ich den Verleger einen Monat nach dem Erſcheinen fragte, wie es ginge, antwortete er mir: ‚Es iſt heilig, denn keiner rührt es an' ... Von 1822 bis 1833 wurden nur ſiebzehn Exemplare verkauft ... Ich habe dem Publikum nicht geſchmeichelt, und dies in einer Zeit nach gewaltigen Umwälzungen und Niederlagen, wo die ganze Literatur nur den Zweck zu haben ſchien, unſere Eitelkeit in ihrem Unglück zu tröſten. Eine tödliche Froſchblütigkeit (un sang-froid mortel) hat ſich unſerer Generation bemächtigt ... Die Liebe war unter Ludwig dem Fünfzehnten allmächtig;

die Damen am Hofe machten ihre Liebhaber zu Obersten; heute, nach fünf radikalen Umwälzungen in Zweck und Form der Regierung, vermöchte auch die einflußreichste Frau der regierenden Bourgeoisie oder des grollenden Adels kaum einen Tabaksverschleiß auf dem Dorfe mehr zu vergeben. Die Frauen sind nicht mehr in Mode. Die goldne Jugend, die sich einen leicht frivolen Anstrich gibt, um als Erbin der guten Gesellschaft von ehedem dazustehen, spricht lieber von Pferden oder spielt im Klub, wo keine Frauen zugelassen sind . . . Die Gesellschaft von 1778, wie wir sie in Diderots Briefen an seine Geliebte, Mademoiselle Volland, oder in den Memoiren der Frau von Epinay finden, ist uns völlig unverständlich geworden."

In den ersten Jahren nach Erscheinen seines Buches dachte Stendhal noch nicht so. Noch im Jahre 1824 wähnte er auf Grund desselben seine Aufnahme in die Académie française betreiben zu können, — dieselbe Akademie, die er später so derb verspottete. Bereits 1826, in der ersten seiner drei Vorreden, wechselt der Ton. Schon damals plante er eine Neuauflage, aber der Verleger ließ sich nur bereit finden, die erste unverkaufte Auflage mit neuen Titelblättern und der Jahreszahl 1833 zu versehen.*) 1834 schrieb er eine zweite, an Nietzsches Tonfall gemahnende Vorrede: „Ich schreibe nur für hundert Leser, für unglückliche, liebenswerte, aller Heuchelei bare, unmoralische Menschen" . . . Und in einer (fortgelassenen) Anmerkung wünscht er sich „in Paris höchstens dreißig bis vierzig Leser,

*) Nach Vicaire, „Manuel de l'amateur de livres du XIXe siècle" I, 452.

die er nicht kennt und nie sehen wird und doch bis zum Wahnsinn liebt . . ." Und schließlich sagt er an anderer Stelle: „Ich werde erst um 1900 gelesen werden."

Alles das ist eingetroffen. Unter seinen Zeitgenossen war es nur eine ganz kleine geistige Elite, die ihn verstand, wie Balzac und Mérimée; andere, wie Heinrich Heine,*) haben aus seiner Quelle geschöpft, ohne ihren Wert zu erkennen oder ohne ihr Dank zu wissen.**) Erst 1864 entriß Hippolyte Taine diesen kühnen „Vorläufer der Moderne" seiner schnöden Vergessenheit. Später waren es jenseits des Rheines Emile Zola und Paul Bourget, und bei uns Friedrich Nietzsche, die Stendhals Namen bewundernd verkündeten. Auch andere Geister,

*) Der Übersetzer hat im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" vom 28. September 1902 eingehend nachgewiesen, daß Heinrich Heine, der Stendhals Namen weder in seinen Schriften noch in seinen bisher bekannt gewordenen Briefen je erwähnt hat, ihn trotzdem (zum mindesten das Buch „De l'Amour") gekannt haben muß. Sowohl Heines populär gewordener „Asra", wie seine Ballade „Geoffroy Rudèl und Melisande von Tripoli", beide im „Romanzero" (entstanden in der Zeit von 1846 bis 1851), haben aus dem vorliegenden Buche (vergl. Seite 202 und 316) geschöpfte Stoffe. Insbesondere weisen die Formen „Geoffroy" (altprovençalisch „Jaufré", bei Uhland „Joffroy") und „Tripoli" (für „Tripolis") auf eine Quelle in moderner französischer Sprache hin.

**) Ganz unbeachtet ist Stendhal bei seinen deutschen Zeitgenossen keineswegs gewesen. Vgl. über Goethe im Namenverzeichnis. F. W. Carové bringt in „Über Frankreich, Italien und Spanien von Fievée, Stendhal und Rotalde", Leipzig (Wolbrecht), 1831, auf Seite 27—80 übersetzte Bruchstücke aus Stendhals „Wanderungen durch Rom" und eine Kritik dieses Werkes. Pierre Brun erwähnt in seiner Biographie „Beyle-Stendhal", Grenoble (Gratier), 1900, Seite 111, eine deutsche (bibliographisch leider nicht auffindbare) Übersetzung von Stendhals „Memoiren eines Touristen", die vor 1842 erschienen ist. Schließlich gibt es eine deutsche Übertragung der „Karthause von Parma" unter dem Titel „Kerker und Kirche, Roman frei nach Stendahls (!) Chartreuse de Parme", Dresden (Arnoldi), 1845.

ein Jacob Burckhardt, ein Paul Heyse, zollten dem Verfasser von „De l'Amour“ den Tribut ihrer Hochschätzung, und heute scheint jenes seherische Wort: „Ich werde erst um 1900 gelesen werden“, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland tatsächlich in Erfüllung zu gehen.

3.

Stendhal nennt sein Buch über die Liebe, „das doch kein Roman ist“, ein „livre d'idéologie“. „Ich bitte die Philosophen um Verzeihung,“ schreibt er in einer (fortgelassenen) Anmerkung, „daß ich das Wort Ideologie gewählt habe. Ich will gewiß niemandem etwas ihm Zustehendes rauben. Wenn man unter Ideologie eine ausführliche Beschreibung der Ideen und aller ihrer Bestandteile versteht, so ist dieses Werk eine ausführliche und sorgfältige Beschreibung aller Gefühle, welche die Leidenschaft der Liebe ausmachen. Ich kenne leider kein griechisches Wort für ‚Abhandlung über Gefühle‘, wie Ideologie ‚Abhandlung über Ideen‘ bedeutet. Schon mit dem Ausdruck Kristallbildung werde ich mißfallen.“ In der Tat ist das Buch über die Liebe ideologisch. Stendhal unterscheidet von vornherein ohne nähere Begründung vier Arten von Liebe*) und stellt sie in dogmatischer Form, gewissermaßen als Behauptung hin. Er zeichnet gleichsam eine geometrische Figur auf die Schiefertafel und beginnt sie zu erklären und zu beweisen. Wie er

*) Diese Einteilung der Liebe in vier Arten (vgl. Seite 2) findet sich auch in Stendhals „Rom, Neapel, Florenz“ (Ausgabe von 1826, II, 63 f.) im Munde der schönen Frau von Gherardi, der Stendhal übrigens in einem in dieser Übersetzung weggelassenen Anhange „Der Salzburger Zweig“ auch den Einfall, die Liebe mit der „Kristallbildung“ zu vergleichen, zuschreibt.

zu dieſer Aufſtellung gekommen iſt, müſſen wir uns ſelbſt ſagen.

Sein Buch entſtand, wie wir geſehen haben, in der „glücklichen Lombardei, wo man nichts kennt, als Lebensfreude"; es entſprang inmitten von Luſt und Frohſinn einer heiteren Laune, gedieh unter der Sonne der Liebe zu einer ſchönen Italienerin, und ward von den Tränen dieſer Liebe benetzt . . . („Ich habe faſt alle Tage geweint", geſteht Stendhal in einer Anmerkung.) Und ſo atmet es denn auch ganz jene italieniſche Liebesauffaſſung, wie wir ſie aus „Romeo und Julia" kennen, es ſchildert jenen „Blitzſchlag" der Leidenſchaft, der zwei Seelen zuſammenſchmilzt, jenen „Wahnſinn der Liebe, der den Menſchen den größten irdiſchen Genuß verſpricht" und ſie der Schönheit, dieſem „Verſprechen des Glücks" folgen heißt — ohne innere Kämpfe, ohne Tugendbedenken, ohne Rückſicht auf Leben und Tod. Denn zum Glück iſt der Menſch geſchaffen; ſein Vergnügen iſt ſein tiefſter Trieb; dieſen Grundſatz des Helvetius unterſtreicht Stendhal, und mit Genugtuung zitiert er jenes Wort Vergils:

„Torva leaena lupum sequitur, lupus ipse capellam;
Florentem cytisum sequitur lasciva capella.
. . . . . Trahit sua quemque voluptas."

Aber „post equitem sedet atra cura". Nach den imaginären Wonnen der erſten „Kriſtallbildung" kommt der Moment der Hingabe, der die Geliebte von der Königin zur Sklavin erniedrigt, und ſofort nach ihrer Niederlage beginnen Angſt und Sorge ſie zu quälen. Er hat ſie erobert: wird er ihr treu bleiben? Auch dem

Manne, wenn er wirklich mit Herz und Seele liebt, ſteigen jetzt Befürchtungen auf. Der winzigſte Umſtand konnte vordem das Bild ſeiner Geliebten in ſeinen Augen verſchönen; jetzt wird er zum Verdachtsmotiv. Aber gerade in dieſen Qualen und Zweifeln entſteht die zweite „Kriſtallbildung", jene gegenſeitige Durchdringung imaginärer, ſeeliſcher Wonnen und ſubſtanziellen ſinnlichen Genuſſes; ſie muß viel dauerhafter ſein, gerade weil die Gefahr eine größere iſt.

„Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein iſt die Seele, die liebt."

Um dieſe einfachen Gefühlstatſachen gruppiert ſich das ganze Buch. Sie ſind ſein spiritus rector; aus der Liebe aus Leidenſchaft, die als oberſter Wert gilt, ergibt ſich die Rangordnung der Liebesarten ganz von ſelbſt. Wann wird der Liebhaber — oder die Geliebte — nach erfolgtem Siege wankelmütig werden? Wenn es nicht die Leidenſchaft war, ſondern Eitelkeit und Ehrgeiz, die beide Teile zuſammenführten. Oder vielleicht war das ganze nur ein galantes Spiel, wie in den Tagen des ancien régime. Oder vielleicht haben nur „zwei Tiere ſich verſtanden". Die Liebe aus Galanterie beſitzt noch am meiſten Zartgefühl und Seele; es gab einen feſtſtehenden Ehrenkodex über Anknüpfung und Aufkündigung von Liebesbeziehungen, durch den der ſchwächere weibliche Teil geſchützt war, und der bel esprit iſt einfach eine Vorausſetzung altfranzöſiſcher Kultur. Dieſe Art von Liebe mit ihrer Schulung des Herzens iſt alſo die Vorſtufe grenzenloſer, edler Leidenſchaft und kommt unmittelbar nach ihr. Die aus Ehrgeiz und Eitelkeit ſteht ſchon eine

Stufe tiefer, wenn auch hier noch ein zerebraler Faktor mitspricht, und der Liebe aus Sinnlichkeit, die auch der Wilde und das Tier kennen, steht füglich die unterste, elementare Rangstufe auf dieser Tafel der Werte zu.

Buch I enthält sozusagen die subjektive, psychologische Erklärung der „Krankheit", die sich Liebe nennt, an der Hand eigener Lebenserfahrungen und Aufzeichnungen, Buch II die objektive, induktive Beweisführung an der Hand völkerpsychologischer und historischer Tatsachen. Das Chaos der persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen bedurfte noch mehr als das welthistorische Material eines ordnenden Fingers, der es in die richtige Perspektive rückte, den Durchschnitt der Fälle zu einer gemeinsamen Regel verband, die Ausnahmen beiseite nahm und die einzelnen Phasen unterschied. So ergaben sich als ruhende Pole in der Erscheinungen Flucht die beiden „Kristallbildungen", abkürzende Formeln für ein paar verwickelte psychologische Vorgänge, und eine ganze aus der Materie herauswachsende Systematik.

4.

Über den Stil, in dem Stendhal sein Buch verfaßt hat, ist er sich selbst völlig im klaren. „Ich war so unverschämt, den eleganten Stil zu verachten." Sein Stil ist ein Ich- und Tagebuchstil, der dem Werke allerdings eine natürliche Frische und Ungezwungenheit verleiht und uns einen unmittelbaren Einblick in das Leben dieser eigenartigen Seele gewährt. „Einem Reisenden erlaubt man zu sagen: ‚Ich war in New-York, ich schiffte mich nach Südamerika ein, ich kam bis Santa-Fe-di-Bogotá. Die Mücken

haben mich auf der ganzen Reise geplagt, so daß ich mein rechtes Auge drei Tage lang nicht gebrauchen konnte.' Man wird diesem Reisenden keinen Vorwurf machen, daß er immerfort von sich redet; es ist das die anschaulichste und klarste Art, das Geschaute wiederzugeben. So ist auch mein Buch eine Reise in wenig bekannte Gegenden des menschlichen Herzens, und nur der Anschaulichkeit wegen habe ich gesagt: ‚Eines Tages in Berlin sah ich den schönen Hauptmann L***' u. s. w."

Allerdings hat dieser notizenhafte Tagebuchstil auch seine Mängel. Mit Recht wirft ihm ein Forscher wie Arthur Chuquet gelegentliche Schwerfälligkeit und Trockenheit vor; „er hat wie sein Don Juan, von dem er spricht, oft lange Augenblicke der Dürre". Es „amüsiert" ihn, „seine Gedanken genau so wiederzugeben, wie sie ihm einfallen" (erste Vorrede), ohne ihnen eine verständliche Form zu geben, und das entspricht ja auch ganz seiner Art, auf Spielkarten und Konzertprogramme zu schreiben und diese dem Verleger dann als „Manuskript" zu „schenken" . . . Selbst der Druckereigehilfe, dem er seine unleserlichen Bleistiftnotizen noch einmal diktieren muß, widersetzt sich gegen die „tonlosen Satzschlüsse" und „wunderlich klingenden Wendungen". Ist es nur das Bestreben, durchaus natürlich zu sein, oder barocke Nachlässigkeit eines Mannes, der seine Leser nicht nur in der Sache, sondern auch in der Form vor den Kopf stoßen wollte? Ist es der vorgeschützte „Respekt für das Urmanuskript", der ihn zwang, „verschiedene Stellen drucken zu lassen, die er selbst nicht verstand"? (erste Vorrede.) Das Systemlose, Sprunghafte der Darstellung wird

dadurch manchmal recht fühlbar. Stendhal ſagt ſelbſt von ſeinem Buche: „Man muß beim Leſen den Bleiſtift in die Hand nehmen und das Fehlende zwiſchen die Zeilen ſchreiben.“

Überſetzer und Herausgeber hatten unter dieſen Umſtänden keinen leichten Stand. Bei aller Schätzung der Originalität des Stendhalſchen Charakters haben ſie ihm doch einen beſſeren Dienſt zu leiſten vermeint, indem ſie ſeine ſibylliniſche Sprache mit möglichſter Klarheit wiederzugeben ſuchten. Seinen Zeitgenoſſen hat ſich Stendhal abſichtlich recht ungenießbar gemacht, aus Ärger, weil ſie ihn doch nicht verſtanden, und um ſie wieder zu ärgern. Heute, wo die Zahl derer, die ihn verſtehen und lieben, täglich wächſt, iſt das Gegenteil geboten.

Ein zweiter Faktor der Unklarheit iſt in der Überſetzung ebenfalls nach Möglichkeit beſeitigt worden. Stendhal hat — gleich ſeinem Geiſtesbruder Nietzſche — eine eigentümliche Neigung, ſeine Perſon, ſein Leben, ſeine Werke und Gedanken hinter erdichtete Namen und Figuren zu verſtecken, teils aus reinem Mutwillen, teils aus einem gewiſſen Schamgefühl heraus, ſeine intimſten Erlebniſſe und aufrichtigſten Bekenntniſſe nicht dem erſten Beſten preiszugeben. Mehr als in ſeinen anderen Büchern kommt dieſer Hang in „De l'Amour“ zum Ausdruck. Nicht genug mit der Einführung Salviatis und ſeines Freundes Schiaſſetti, ſeiner Geliebten Leonore und deren Freundin Alviza, deren Nennung in der Überſetzung auf das Mindeſtmaß beſchränkt worden iſt (im Original findet ſich oft die Anmerkung: „Dies iſt ein Wort Leonores“, oder „Bemerkung Salviatis“), führt Stendhal gleich zu Anfang noch eine andere

Gestalt ein. „Dieses ganze Buch," heißt es in einer Anmerkung, „ist eine freie Übersetzung nach dem italienischen Manuskript des Lisio Visconti, eines jungen Mannes von höchster Distinktion, der in seiner Vaterstadt Volterra soeben gestorben ist und dem Übersetzer am Tage seines plötzlichen Todes gestattete, den von ihm verfaßten Essay über die Liebe zu veröffentlichen, vorausgesetzt, daß es ihm gelänge, ihn in anständige Form zu bringen. Castel Fiorentino, den 10. Juni 1819." So finden sich auch in verschiedenen Anmerkungen angebliche Worte dieses Lisio zitiert, in einem Fall mit dem launigen Zusatz „Hier verliert der arme Lisio sich in die Wolken", und um die Verwirrung zu vollenden, macht Stendhal auch noch Auszüge aus den angeblichen Memoiren seines „verstorbenen Freundes, des Barons von Bottmer", der natürlich wieder er selbst ist. Lisio bekommt ferner einen Freund del Rosso zugeschrieben, und daneben treten noch andere Proteusgestalten auf, wie Alberic, Birkbeck, Graf Delfante, Kapitän Trab, der Hauptmann von Wesel u. a. Alles das ist verständlich; Stendhal wollte sich seinen Zeitgenossen, nach Bismarcks Wort, nicht in Hemdsärmeln auf dem Balkon zeigen. Auch in einer biographischen Einleitung macht sich solch ein Charakterzug sehr schön, in der Übersetzung aber mußten alle diese Launen und Seitensprünge als störend und verwirrend unterdrückt werden.

Leider konnte es bei diesen Eingriffen in das Original nicht bleiben. Für Literaturforscher und Romanisten kommt doch nur die Ausgabe von 1822*) und

*) De l'Amour. Par l'auteur de l'Histoire de la peinture en Italie et des Vies de Haydn, Mozart et Métastase. Paris (P. Mongie l'aîné), 1822 [2 Bde. in 12°].

die leidlich gute Einfrankausgabe von Calmann Lévy in Betracht, die verschiedene Anhänge aus Stendhals Nachlaß, sowie die drei Vorreden enthält.*) Übersetzer und Herausgeber durften also mit größerer Freiheit schalten, als wenn sie eine akademische Übertragung vorzunehmen hätten, und sie haben durch eine klare und verständliche Wiedergabe des Urtextes bei allen Abweichungen nichts anderes getan, als was sich Stendhal in seiner ersten Vorrede selbst vorgenommen hatte: „seine Ideen klar wiederzugeben und alles zu tun, um verständlich zu sein." Hierzu bedurfte es, wie schon ausgeführt, 1. der Verdeutlichung von Stil und Satzbau; 2. der Weglassung aller irreführenden Masken und Versteckspielereien; 3. ferner: der Unterdrückung veralteter Zeitanspielungen, weniger unbedeutender Stellen und einiger „Zettel" aus der Aphorismensammlung; 4. endlich einer Regelung der in störender Fülle über fast alle Seiten des Werkes verstreuten Anmerkungen und Unteranmerkungen. Eine Reihe derselben konnte aus dem unter 3 genannten Grunde einfach ausfallen; andere waren in sich geschlossen genug und in so losem Zusammenhang mit dem Text, daß sie ohne Not der Aphorismensammlung (Buch III) einzureihen waren. Wieder andere, vom Text untrennbare, waren leicht in ihn selbst zu verarbeiten, und das Wissenswerte

*) Außer der von 1822 und der Pseudoausgabe von 1833 gibt es folgende Ausgaben: 1. Stendhal (Henri Beyle). De l'Amour. Avec une étude sur Stendhal par Paul Limayrac. Paris (Eugène Didier), 1853. — 2. Oeuvres complètes. De l'Amour par Stendhal (Henri Beyle). Seule édition complète, augmentée de préfaces et de fragments entièrement inédits. Paris (Michel Lévy frères), 1853 [1 Bd. in 18°]. Mehrere Auflagen [Preis 3 Frcs.] — 3. Desgl. auf schlechterem Papier [Preis 1 Frc.] — 4. Physiologie de l'Amour par Stendhal (Henry Beyle). Paris (E. Dentu). [1 Bd. in 18°, Preis 1 Frc.]

aus ein paar übrigen ist schließlich in diese Einleitung übernommen worden, die auch das Wichtigste aus den drei weitschweifigen Vorreden Stendhals wiedergibt.

Endlich blieben die zahlreichen Literaturverweise. Was Stendhal mit ihnen beabsichtigte, hat er in einer Fußnote ausgesprochen, die jetzt den Anmerkungen dieser Übersetzung vorangestellt ist. Sie sind teils mit dem deutschen Text durch Ziffern verbunden (stellenweise mit deutschen Übersetzungen der fremdsprachlichen Zitate), teils in Anmerkung 49 zusammengefaßt worden. Diese Literaturverweise bezeugen Stendhals umfassende Belesenheit in verschiedenen Sprachen und Geistesdisziplinen und sein bis in die Fingerspitzen literarisches Empfinden, wenn er auch selbst in seiner Bibliographie zu Buch III (Seite 258 f.) von oben herab die „paar" Bücher abtut, die Lisio Visconti gelesen hat.

Eine andere Bequemlichkeit bietet das vom Übersetzer aufgestellte Namen- und Sachverzeichnis am Ende des Bandes, in dem der Leser über manche wertvollen Büchertitel, Autoren- und Figurennamen, die ihm vielleicht nicht geläufig sind, Aufklärung und ein zuverlässiges Nachschlagebuch findet.

Das Buch III enthält, wie Stendhal (vgl. Seite 258) selbst sagt, eine Fülle zusammengekleisterter fliegender Blätter voller Einfälle und Geistesblitze, die freilich nicht alle über die Liebe handeln. Trotzdem sind sie in der Übersetzung fast alle wiedergegeben worden, schon der Vollständigkeit halber und aus Respekt vor Stendhals eigenartiger Anschauungsweise, auf die sie manches scharfe Schlaglicht werfen; und schließlich, weil Aphorismen seit Nietzsche ja auch in Deutschland gern

geleſen werden. Ihre Reihenfolge hat durch den Überſetzer eine ordnende Umſtellung erfahren.

Von den Anhängen aus Stendhals Nachlaß, welche die neueren franzöſiſchen Ausgaben bringen, wurde nur der Brief „Felicie“ des jung verſtorbenen Schriftſtellers Victor Jacquemont als aufnahmefähig erachtet, ſowie ein Teil des Kapitels „Fiasko“, das als phyſiologiſche Ergänzung des zweiten, vorwiegend ethnologiſchen Buches willkommen war. „Fiasko“ iſt hier natürlich nicht ein „Abblitzen“ im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauches, ſondern eine plötzliche nervöſe Schwäche des Mannes, die hervorrufen zu können man den Hexen zur Laſt legte, weshalb in der angezogenen Montaigne-Stelle (vgl. Seite 252) auch von liaisons d'aiguillette die Rede iſt (aiguillette im Sinne von Neſtel; „die Neſtel werfen“ bedeutet einem Manne die Kraft forthexen).

5.

„Das Buch über die Liebe iſt, obgleich für Mathilde Dembowska geſchrieben, doch kein Frauenbuch nach jener delikaten Vorſchrift Diderots: „Wer für Frauen ſchreibt, muß ſeine Feder in den Regenbogen tauchen und ſeine Schriftzüge mit dem Staube von Schmetterlingsflügeln trocknen.“ Es iſt im Gegenteil ein männliches Buch und offenbart „die ganze Kraft des Stendhalſchen Geiſtes, mit ſeinen Sprüngen und Abwegen, ſeinem Genie und ſeiner Feinheit, ſeinen Spitzfindigkeiten und Übertreibungen, ſeiner Abgeriſſenheit und ſeinen Widerſprüchen. Trotz ſeiner ſchroffen Urteile und ſeiner abſichtlichen Immoralität überraſcht es uns, daß der Schüler eines Cabanis in der Liebe etwas anderes erblickt, als allein den Sinnengenuß. Sein Buch miſcht

in die Befriedigung der Begierde und in das Fieber der Sinne die Zartheit seelischer Empfindungen. Es ist im Grunde eine Studie über die Macht der Phantasie in der Liebe.“ *)

Und darum ist es auch der beste Schlüssel zum Verständnis seines Charakters und seiner Romane. Hier hat er mit der Kraft einer Sammellinse alle Erfahrungen seines bewegten Lebens konzentriert und in abstracto niedergelegt, was er später mit so packender Gewalt in „Rot und Schwarz“, und in der „Karthause von Parma“ darstellt, hier das feine und haarscharfe Instrument geschliffen, mit dem er später die „feinen und seltenen“ Seelenregungen seiner dichterischen Gestalten bloßlegt. Er selbst war ein Liebender und ein Romantiker, der, wie so viele von Rousseau bis Wagner, die ewigen Rechte der Leidenschaft proklamierte: — bald mit italienischer Glut und Skrupellosigkeit, bald mit deutscher Inbrunst, die diesen Trieb als eine Emanation des Göttlichen ansieht. Aber derselbe Stendhal war auch ein Schüler der geistreichen und leichtfertigen Rokokophilosophen, die den Menschen aus Lust und Unlust erklärten und der Lust lächelnd das Vorrecht gaben; und bei ihm kam noch ein von der Großmutter angeerbter „spanischer“ Abenteurerzug hinzu, den er mit seinem Helden Julian Sorel teilt. Diese beiden subjektiven Faktoren — der Glaube an die ewigen Gefühle und die Überlegenheit des freien Geistes — ließen ihn die Liebe aus Leidenschaft als obersten Wert setzen, jene „freie Liebe“, von der sein Zeit-

*) Vergl. Arthur Chuquet, „Stendhal-Beyle“, Paris (Plon-Nourrit & Cie.), 1902, das neueste, auf umfangreichen Quellenstudien beruhende Werk der Stendhalliteratur.

genoſſe Saint-Simon ſchwärmte und die das Junge Deutſchland alsbald ſo begeiſtert verkündete. Er iſt auch vor den weiteſten Folgerungen des Feminismus, der freien Erziehung der Frauen und der Gleichberechtigung der Geſchlechter, wenigſtens in der Liebe, nicht zurückgeſchreckt, obwohl er an anderer Stelle ausdrücklich anerkennt, daß Liebe und Eiferſucht für beide Geſchlechter verſchieden und von verſchiedenen Folgen ſeien. Wie ſollte man auch Mann und Weib gleiche Rechte einräumen, wo das Dienen des Mannes in der Liebe doch die Schwäche des Weibes und die natürliche Ungleichheit zur Vorausſetzung hat?

Einer anderen Konſequenz der Liebe freilich iſt er in ſeinem Buche beharrlich ausgewichen, der nächſtliegenden und natürlichſten, die ihn zu einem ganz anderen Rückſchluß auf Zweck und Weſen der Liebe genötigt hätte. Die Liebe iſt vor allem ein Fortpflanzungstrieb von objektiver Zweckmäßigkeit, und das ſubjektive Vergnügen, das „Verſprechen des Glücks", deſſentwegen Stendhal ſie pflegt, iſt doch nur ein Köder der Natur, die uns durch dieſes „Verſprechen" zu ihren Zwecken treibt; — und bei Stendhal wird nicht einmal die Möglichkeit geſtreift, daß die Liebe auch praktiſche, lebendige Folgen haben kann. Die Kehrſeite der Medaille, die Goethes „Wahlverwandtſchaften" und ſeine Gretchentragödie ſo ſchonungslos enthüllen, ignoriert er völlig.

So iſt der Geſchlechtsinſtinkt eigentlich um ſeinen Sinn gebracht, und die nächſte Konſequenz daraus iſt ein Mißverſtehen der Ehe. Gewiß hat Stendhal kein Buch über die Ehe ſchreiben wollen, vielmehr war es bei einem ſolchen über die Liebe Bedingung, daß die

Liebe als oberſter Wert geſetzt und, aus allen ſozialen Verbindlichkeiten herausgelöſt, in ihrer nackten Tatſächlichkeit beobachtet wurde („observé à nu“). Aber die Ehe iſt doch das älteſte document humain in Dingen der Liebe und mußte als ſolches in den Kreis der objektiven Beobachtung gezogen, nicht aber geradezu in Gegenſatz zur Liebe geſtellt werden, wie Stendhal es getan hat. Die Moral iſt ihm nur eine Heuchelei, eine Erfindung der Frömmler, die Ehe nur ein Hinderungsgrund der Liebe, und mit Freuden zitiert er jenen frechen Spruch eines altprovençaliſchen Minnegerichtes, daß die Liebe unter Ehegatten nicht beſtehen kann, da beide Teile aneinander gebunden ſind und ſich nichts verſagen dürfen, die freie Liebe dagegen auf freier Zuneigung und Kündigung beruht.

Stendhal ſelbſt war Junggeſelle; ihn hat der freie Raub, die verbotene Glut ſtets mehr gereizt, als ein geſellſchaftlich und gerichtlich anerkannter Pakt mit Rechten und Pflichten, zu dem das feige Gros der Menſchheit, das gerne „etwas Sicheres“ hat, herandrängt. Würde er ſie als romantiſcher Held mit dem Schwert in der Fauſt erobern, ſo würde er ſich vielleicht auch in die Pflichten eines Ehemannes ſchicken; aber was heißt heutzutage eine Frau erringen? Geld haben, ſie zu ernähren. Die einzig anſtändige Liebe iſt in der Bourgeoisgeſellſchaft alſo die, welche den Gefahren des Ehebruchs trotzt und die „köſtliche Blume der Liebe am grauſigen Rande eines Abgrunds“ zu pflücken wagt. Ein Ehemann iſt eigentlich nur ein Tyrann oder ein Tropf, den man betrügen darf, aber dem Liebhaber muß man unverbrüchliche Treue halten. Der Gatte ſorgt für den Unterhalt der Frau und der

Kinder, wofür ihm zum Danke die Hörner aufgesetzt werden; er ist vielleicht ein notwendiges Übel, aber eben nur ein Übel, und die Ehe ist fast etwas wider Scham und gute Sitte. So baut sich auf dem Ehebruch eine zweite „ideale" Ehe auf, und dieselben Gesetze, die in der rechtmäßigen Ehe als Barbarei und Grausamkeit erscheinen, wie die eheliche Treue, werden in dieser „freien" Ehe zur schroffsten Pflicht erhoben. Eine „arme Geliebte nach zehnjährigen vertrauten Beziehungen verlassen", ist eine Feigheit, die von der Gesellschaft gebrandmarkt werden sollte, und „mit Rührung" sieht Stendhal in Florenz in der Oper ein Beispiel der „ewigen Liebe". Bei einem Eheverhältnis scheint ihm dergleichen nur mit Kunstgriffen, Erweckung der Eifersucht und des Ehrgeizes, möglich. Somit wäre allen Eheleuten, die ihre Frauen lieben wollen, anzuraten, sich von ihnen scheiden zu lassen und mit ihnen ein Verhältnis anzufangen . . .

Man sieht, wohin solche einseitigen Anschauungen führen. Dem Rokokophilosophen und Romantiker Beyle war es noch nicht gegeben, jenen Schritt weiter zu tun, den Nietzsche, der doch auch ein großer „Immoralist" war, über ihn hinaustat, indem er die Ehe wieder als Sakrament seines Übermenschenkults einsetzte und jenen Dualismus Stendhals zur höheren Einheit der Liebesehe hinaufführte. Man muß ihm freilich das zu gute halten, daß es zu seiner Zeit in Frankreich noch keine Ehescheidung gab und in seinem geliebten Italien noch heute keine gibt, weil sie dem Volksinstinkt zuwiderläuft. Beyle selbst hat in seinem Buche über die Liebe verständige Forderungen über die Ehescheidung aufgestellt, die inzwischen auch

für Frankreich in Erfüllung gegangen und deshalb in dieser Übersetzung als veraltet ausgeschieden worden sind. Er versprach sich von ihnen Gutes für die Ehe und für den Verkehr der beiden Geschlechter überhaupt, und das darf ihm in einer Kritik seines Werkes nicht vergessen werden, zumal es seiner Voraussicht in sozialen Dingen alle Ehre macht. Heute, wo er seine Forderungen in Dingen der Ehescheidung verwirklicht sähe, würde er seiner Theorie vielleicht eine entsprechende Ergänzung geben, deren Abwesenheit wir heute sehr zu Unrecht für ein Zeichen von Frivolität ansehen. Sehr richtig sagt in diesem Sinne Paul Heyse:

„Schon ein flüchtiges Durchblättern des berühmten Werkes müßte jeden überzeugen, daß es sich hier nicht um ein frivoles, der Jugend gefährliches und gegen die Sittlichkeit sich auflehnendes Produkt handelt, sondern um eine sehr ernste psychologische und kulturhistorische Studie, deren Verfasser freilich, da er lange Zeit in Italien gelebt hat, die Frage, die er behandelt, von einem anderen Standpunkt aus betrachtet, als man sie in Deutschland zu betrachten pflegt, nichts weniger aber beabsichtigt hat, als der großen Menge solcher Leser, die nach Schilderungen zweideutiger Verhältnisse und lüsterner Szenen begierig sind, einen Gefallen zu tun. Für alle ernsthaften Leser aber wird sowohl die psychologische Theorie des geistvollen Franzosen über die Kristallisation, wie der reiche Schatz in einzelnen Bemerkungen und charakteristischen Beispielen von höchstem Werte sein."

Und schließlich darf man nie außer acht lassen, daß Stendhal eben nur für ernsthafte Leser schreibt. Er will, wie Nietzsche, kein Lehrer für die „Viel-zu-

Vielen“ ſein; er will nur Leſer haben, die „beim Leſen auch denken“. „Wunder kann ich nicht tun; ich kann die Blinden nicht ſehend und die Tauben nicht hörend machen“ . . . Grobe Geld- und Sinnenmenſchen, „eminent poſitive Geiſter“ würden den Träumer, der hier zu Worte kommt, nur haſſen, „denn die fühlen inſtinktiv, daß er einen Gedanken höher ſtellt als einen Sack Geld“ . . . Vollends lächerlich erſcheinen ihm diejenigen ſeiner Beurteiler und Verurteiler, die der doppelten Eitelkeit frönen, „daß ſie nie eine Herzensſchwäche gehabt haben und ſich doch ein Urteil über dieſes Buch anmaßen, das nichts als eine Zuſammenſtellung von ſolchen Herzensſchwächen iſt“. Nur die ſtarken Seelen, die jener „mehr ſeltſamen als häufigen Ausnahme ſchrankenloſer Leidenſchaft“ fähig ſind, haben auch ein Recht auf ſie.

Erſtes Buch

1. Von den Arten der Liebe

Ich ſuche mir klar zu werden über jene Leidenſchaft, die ſtets, wenn ſie ſich aufrichtig äußert, das Kennzeichen der Schönheit trägt.

Es gibt vier Arten der Liebe.

Erſtens: die Liebe aus Leidenſchaft; es iſt die der portugieſiſchen Nonne, die der Heloïſe zu Abälard.

Zweitens: die Liebe aus Galanterie, die in Paris um 1760 herrſchte, wie wir ſie in den Memoiren und Romanen dieſer Zeit finden, bei Crebillon, Lauzun, Duclos, Marmontel, Chamfort, Frau von Epinay und anderen.

Sie iſt wie ein Gemälde, auf dem alles bis in die Schatten hinein roſenfarbig ſein ſoll, in das unter keinem Vorwande etwas Häßliches geraten darf, um nicht gegen die Sitte, den guten Ton und das Zartgefühl zu verſtoßen. Ein Mann von guter Herkunft weiß im voraus genau, wie er ſich in den verſchiedenen Phaſen dieſer Liebe zu verhalten hat und was ihm in jeder einzelnen bevorſteht. Da es hierbei keine Leidenſchaft und nichts Unerwartetes gibt, hat ſie oft mehr Zartgefühl, als die wahre Liebe, denn ſie iſt immer geiſtreich. Sie iſt wie eine hübſche, doch kalte Miniatur im Vergleiche zu einem Bilde der Carracci, und während uns die Liebe aus Leidenſchaft alle äußeren Vorteile vergeſſen läßt, weiß die Liebe aus Galanterie

ſich ihnen ſtets anzupaſſen. Nimmt man dieſer armſeligen Liebe den äußeren Schein, ſo bleibt wahrlich recht wenig übrig; der Illuſion beraubt, gleicht ſie einem Kranken, der ſich nur mühſam weiterſchleppt.

Drittens: die Liebe aus Sinnlichkeit.

Auf der Jagd einem hübſchen drallen Bauernmädchen nachlaufen, das in den Wald flüchtet. Jedermann kennt ſolche Liebesfreuden. Ein Charakter mag noch ſo hart und unglücklich ſein, auf dieſe Weiſe fängt man mit ſechzehn Jahren an.

Viertens: die Liebe aus Eitelkeit.

Bei weitem die meiſten Männer, beſonders in Frankreich, begehren und beſitzen eine elegante Weltdame, wie man ſich ein ſchönes Pferd hält, oder wie irgend einen zum Luxus eines jungen Mannes gehörigen Gegenſtand. Die mehr oder weniger geſchmeichelte oder gereizte Eitelkeit iſt die Urſache ihrer Neigung. Manchmal miſcht ſich auch ſinnliche Liebe hinein, aber nicht immer; oft fehlt ſogar der körperliche Genuß. „Eine Herzogin iſt in den Augen eines Bürgerlichen nie älter als dreißig Jahre“, ſagte die Herzogin von Chaulnes. Und die Hofgeſellſchaft des trefflichen Königs Ludwig von Holland erinnert ſich noch mit Vergnügen einer hübſchen Dame im Haag, die nicht umhin konnte, jeden Herzog oder Prinzen liebenswert zu erachten. Sowie aber ein Prinz am Hofe erſchien, fiel ſtreng nach monarchiſchem Grundſatz der Herzog in Ungnade. Sie war gleichſam der Orden des diplomatiſchen Korps.

Im glücklichſten Falle gewinnt bei ſolchen oberflächlichen Beziehungen das ſinnliche Vergnügen durch die Gewohnheit an Wert. Die Erinnerung umgibt

es mit einem ſchwachen Abglanz von wahrer Liebe. Wir grollen aus Eitelkeit und ſind voller Trauer über unſere Verlaſſenheit. Romanhafte Gedanken benehmen uns den Kopf, und wir kommen uns verliebt und melancholiſch vor; denn die Eitelkeit redet ſich gern eine große Leidenſchaft ein. In der Tat werden die Freuden der Liebe, gleichgiltig welcher Art von Liebe ſie entſprangen, durch das Hinzukommen einer ſeeliſchen Erregung lebhafter und bleiben länger in der Erinnerung. Dabei übertrifft, im Gegenſatz zu den meiſten anderen Leidenſchaften, die Erinnerung an das Verlorene ſcheinbar alles, was wir von der Zukunft zu erwarten haben.

In der Liebe aus Eitelkeit erzeugt mitunter der längere Umgang oder die Hoffnungsloſigkeit, die ideale Liebe zu finden, eine gewiſſe, in ihrer Art freilich verächtliche Freundſchaft. Sie prahlt mit Beſtändigkeit.

Die Sinnlichkeit iſt etwas Natürliches; jeder kennt ſie, aber in den Augen zartdenkender und leidenſchaftlicher Naturen hat ſie nur einen untergeordneten Rang. Wenn ſolche Menſchen in der Geſellſchaft oft lächerlich erſcheinen, wenn die Lebewelt ſie durch ihre Intriguen unglücklich macht, ſo erfahren ſie als Erſatz dafür Freuden, die denen nie zu teil werden, deren Herzen nur für die eitle Ehre und für das Geld ſchlagen.

Viele tugendhafte und feinfühlige Frauen kennen die Sinnlichkeit ſo gut wie gar nicht. Sie ſetzen ſich ihr ſelten aus, wenn ich ſo ſagen darf, und ſelbſt wenn ſie es tun, erſtickt die körperliche Luſt geradezu in der Glut der Leidenſchaft.

Es gibt Menſchen, die Opfer und Werkzeuge eines teufliſchen Hochmutes ſind, eines Hochmutes, wie ihn Alfieri beſaß. Solche Menſchen, die vielleicht grau-

ſam ſind, weil ſie wie Nero fortwährend in Angſt ſchweben und alle Menſchen nur nach ſich ſelbſt beurteilen, finden an der Sinnlichkeit nur ſo lange Vergnügen, als ihr Hochmut dabei voll befriedigt wird, das heißt, ſolange ſie beim Genuſſe Grauſamkeiten verüben können. So erkläre ich mir die Greueltaten in der Verfallzeit des alten Rom. Nirgends finden jene Menſchen das Gefühl der Sicherheit.

Schließlich könnte man, anſtatt vier verſchiedene Arten von Liebe zu unterſcheiden, ſehr gut eine Menge weiterer Abarten aufſtellen. Unter uns Menſchen gibt es gewiß ebenſoviel Möglichkeiten, etwas zu fühlen, wie etwas zu ſehen. Aber Unterſchiede in der Benennung ändern nichts an den folgenden Betrachtungen.

Alle Liebe auf Erden findet ihre Entſtehung, ihre Dauer und ihr Ende oder die Unſterblichkeit unter denſelben Geſetzen.

2. Die Entſtehung der Liebe

Die Liebe entſteht, indem ein Weib in uns

1. Bewunderung erregt,
2. Gedanken, wie: welche Luſt, es zu küſſen und von ihm geküßt zu werden,
3. Hoffnung.

Wir ſuchen nach Vorzügen. In dieſer Zeit ſollte ſich ein Weib hingeben; dann wäre der ſinnliche Genuß der denkbar höchſte. Selbſt bei ſehr ſpröden Frauen glühen im Augenblicke der Erwartung die Augen. Ihre Leidenſchaft iſt ſo mächtig und ihre Sinnlichkeit ſo erregt, daß ſie ſich an auffälligen Zeichen verraten.

4. Die Liebe ist entstanden.

Liebe ist die Freude, ein liebenswertes und lebendes Wesen mit allen Sinnen und in nächster Nähe zu sehen, zu berühren und zu fühlen.

5. Es beginnt die erste Kristallbildung.

Wir haben Gefallen daran, eine Frau, deren Liebe wir sicher sind, mit tausend Vorzügen auszuschmücken und uns unser Glück selbstgefällig bis in alle Einzelheiten auszumalen. Mit anderen Worten, wir überschätzen ein kostbares unbekanntes Geschenk, das uns der Himmel gerade in den Schoß geworfen hat, und betrachten es als unser sicheres Eigentum.

Beobachten wir einmal, was innerhalb von vierundzwanzig Stunden im Kopf und Herzen eines Liebenden vorgeht.

Wenn wir in den Salzbergwerken bei Salzburg in die Tiefe eines verlassenen Schachtes einen entblätterten Zweig werfen und ihn nach einigen Monaten wieder hervorziehen, so ist er über und über mit glitzernden Kristallen bedeckt. Selbst die kleinsten Ästchen, die kaum größer sind, als die Krallen einer Meise, sind mit unzähligen hellfunkelnden Diamanten besät, so daß man den kahlen Zweig nicht wiedererkennt.

In diesem Sinne nenne ich Kristallbildung die Tätigkeit unseres Geistes, der bei jeder neuen Betrachtung der Geliebten immer neue Vorzüge an ihr entdeckt.

Zum Beispiel erzählt ein Fremder an glühend heißen Sommertagen von den kühlen Orangenhainen am Golf von Genua: welche Wonne, denken wir, diese Kühle mit der Geliebten zu genießen!

Oder einer unserer Freunde bricht auf der Jagd einen Arm: welche Seligkeit, sich der Pflege einer ge-

liebten Frau zu überlassen. Immer mit ihr zusammen zu sein, ungehindert ihre Liebe vor Augen zu haben, das muß doch beinahe dazu verleiten, den Schmerz zu segnen. Und man kommt vom Krankenlager des Freundes zurück, ohne mehr an der engelhaften Güte der Geliebten zu zweifeln. Mit einem Worte, der bloße Gedanke an eine Vollkommenheit genügt, sie an dem geliebten Wesen alsbald zu erblicken.

Diese Erscheinung, die ich also Kristallbildung nennen will, hat ihre Begründung in der Natur, die uns ebenso die Sehnsucht nach Genuß eingibt, wie sie das Blut durch unsere Adern kreisen läßt, in dem Gefühl, daß sich der Genuß mit der Vollkommenheit der Geliebten steigert, und in dem Gedanken: „Sie ist mein.“ Ein Wilder hat keine Zeit, zu dieser Verfeinerung zu kommen. Er genießt, aber seine Gedanken folgen bereits dem Damhirsche, der in den Wald flieht, und mit dessen Fleisch er wieder neue Kräfte gewinnen muß, um nicht unter der Axt seines Feindes zu fallen.

Das andere Extrem der Kultur bildet ohne Zweifel die feinfühlige Frau, die sinnlichen Genuß nur bei dem Manne zu empfinden vermag, den sie liebt. Sie ist der volle Gegensatz zum Wilden. Bei den zivilisierten Völkern hat die Frau wenig Beschäftigung; dagegen ist der Wilde durch sein Tagewerk so in Anspruch genommen, daß er sein Weib wie ein Haustier behandelt. Auch unter den Tieren sind die Weibchen meistens um so glücklicher, je müheloser die Männchen ihren Lebensunterhalt aufbringen.

Aber verlassen wir den Urwald, um nach Paris zurückzukehren. Ein leidenschaftlicher Mensch sieht der Geliebten alle Vollkommenheiten an. Und doch ist

er noch nicht mit ganzer Seele der ihre, denn der Menſch überſättigt ſich leicht an allem Eintönigen, ſelbſt am vollkommenen Glück.

Um ihn ganz zu feſſeln, kommt noch etwas anderes hinzu.

6. Es entſtehen Zweifel.

Nach zehn- oder zwölfmaligem Sichſehen oder nach einer langen Reihe anderer Erlebniſſe, die nur einen Augenblick oder viele Tage ausfüllen können, und die erſt die Hoffnung erweckt und dann groß gezogen haben, überwindet der Liebende ſeine anfängliche Unruhe und vertraut ſeinem Glücke feſter. Vielleicht ſchwebt ihm auch irgend ein Lehrſatz vor, der aber nur auf den Durchſchnitt der Fälle anwendbar iſt, wenn es gilt, leichtfertige Weiber zu erobern. Kurz, er verlangt ein greifbareres Unterpfand der Liebe und will ſein Glück zum Siege führen.

Fühlt er ſich zu ſiegesgewiß, ſo wird auf der anderen Seite mit Gleichgiltigkeit, Kälte oder gar Entrüſtung abgewehrt. Franzöſinnen haben noch eine gewiſſe ironiſche Art, die zu ſagen ſcheint: „Du bildeſt dir ein, weiter zu ſein, als du biſt!“ So benimmt ſich eine Frau, wenn Liebesrauſch und Scham in ihr kämpfen und ſie fürchtet, die letztere verletzt zu haben, oder einfach aus Vorſicht oder aus Gefallſucht.

Der Liebende beginnt dadurch an dem erhofften Erfolge zu zweifeln. Bitter ergeht er ſich über die Gründe ſeiner Hoffnung, die er klar vor ſich zu ſehen vermeinte.

Er will ſich wieder den anderen Zerſtreuungen des Lebens in die Arme werfen, aber er findet ſie ſchal. Das Bewußtſein, namenlos unglücklich zu ſein, erfaßt ihn und damit eine tiefe Nachdenklichkeit.

7. Es beginnt die zweite Kristallbildung. Wie Diamanten bilden sich die Bestätigungen des Gedankens: „Sie liebt mich."

In jeder Viertelstunde der Nacht, die dem ersten Zweifel folgt, und nach Augenblicken des tiefsten Unglücks redet sich der Verliebte ein: „Sie liebt mich doch", und die Kristallbildung fördert stets neue Reize zu Tage, bis mit einem Male neuer Zweifel den Liebenden mit teuflischen Augen anstarrt und ihn wieder ganz niederdrückt. Seine Brust atmet kaum mehr; er fragt sich: „Liebt sie mich auch wirklich?" In diesem bald freudevollen, bald qualvollen Entweder-Oder fühlt der Verliebte lebhaft: „Sie würde mir Freuden gewähren, wie sie kein anderes Weib auf Erden geben könnte."

Gerade die Handgreiflichkeit dieser Wahrheit, wo wir gleichsam am äußersten Rande eines grausigen Abgrundes schreiten und mit einer Hand schon das seligste Glück erfassen, verleiht der zweiten Kristallbildung im Vergleiche zur ersten einen viel tieferen Gehalt.

Der Liebende schwankt beständig zwischen drei Gedanken hin und her:

1. Sie hat alle erdenklichen Vorzüge,
2. sie liebt mich,
3. wie fange ich es an, um von ihr den klarsten Beweis der Liebe zu erringen?

Ein herzzerreißender Augenblick einer jungen Liebe ist aber der, wo der Liebende merkt, daß er einen gründlichen Fehler begangen hat und er ein Stück des entstandenen Kristalls wieder zerschlagen muß.

Dann zweifelt er an der Kristallbildung überhaupt.

3. Von der Hoffnung

Ein sehr geringer Grad von Hoffnung genügt zur Entstehung der Liebe.

Die Hoffnung kann alsdann nach kurzem Dasein wieder schwinden, trotzdem lebt die einmal erwachte Liebe weiter.

Bei einem Manne von festem, kühnen und ungestümen Charakter und einer durch die Wechselfälle des Lebens entwickelten Phantasie kann die Hoffnung gering sein; sie kann sogar völlig aufhören, ohne damit die Liebe zu töten.

Wenn ferner der Liebende an Unglück gewöhnt ist, wenn er von Natur zartfühlend und nachdenklich ist, wenn er an den anderen Frauen verzweifelt und eine lebhafte Bewunderung für die Eine hegt, so kann ihn kein gewöhnliches Vergnügen von der zweiten Kristallbildung abziehen. Lieber träumt er sich in das ganz ungewisse Glück hinein, ihr eines Tages doch zu gefallen, als daß er die Hingabe einer gewöhnlichen Frau annähme.

Jetzt, wohlgemerkt nicht später, könnte die angebetete Frau die Hoffnung des Liebenden allerdings nur auf die grausamste Weise vernichten, etwa indem sie ihn mit so offenkundiger Verachtung behandelt, daß er dadurch überhaupt in der Gesellschaft unmöglich würde.

Die Entwickelung der Liebe läßt zwischen den einzelnen Stufen mitunter beträchtliche Fristen zu. Ein größeres Maß von Hoffnung und besonders von immer neugenährter Hoffnung verlangt sie bei kalten, phlegmatischen und bei Verstandesmenschen. Ebenso ist es bei schon bejahrten Leuten.

Die zweite Kristallbildung entscheidet über die Dauer der Liebe, weil man bei ihr in jedem Augenblick sieht, daß es sich darum handelt, geliebt zu werden oder zu sterben. Wie könnte nach jener ununterbrochenen, durch die Gewohnheit der Liebe schon eingewurzelten Überzeugung der Gedanke Raum gewinnen, von der Liebe zu lassen? Je stärker ein Charakter ist, um so weniger ist er der Wankelmütigkeit unterworfen.

Die zweite Kristallbildung fehlt in der Regel bei Liebeleien mit Frauen, die sich zu schnell ergeben.

Sobald die Kristallbildungen, besonders die zweite, stärkere, stattgefunden haben, ist der ursprüngliche Zweig den Augen Gleichgiltiger nicht mehr wahrnehmbar, denn

1. er ist mit Vorzügen oder Diamanten geschmückt, die sie nicht sehen,

2. er ist mit Vorzügen geschmückt, die für sie nicht vorhanden sind.

Ein früherer Freund seiner Geliebten rühmte jemandem die Vollkommenheit ihrer Reize. Dieses Lob und das lebhafte Aufflackern in den Augen des Freundes waren für ihn ein Diamant der Kristallbildung. Was er so in einer Abendgesellschaft erfuhr, umspann ihn eine ganze Nacht mit Träumen.

Eine offenherzige Antwort, die mir Einblick in eine zarte, edle, feurige, oder wie man gemeiniglich sagt, romantische Seele gewährt, die das harmlose Vergnügen, einsam mit der Geliebten um Mitternacht durch den Park zu wandeln, über das Glück aller Könige setzt, verführt auch mich eine ganze Nacht zu Träumereien.

Jemand ſagt mir vielleicht, meine Geliebte ſei prüde; ich werde ihm antworten, die ſeine ſei ein Frauenzimmer.

4. Kapitel

In einer unberührten Seele, zum Beiſpiel der eines jungen Mädchens, das in einem einſamen Schloſſe auf dem Lande lebt, kann die geringſte Anteilnahme an einem Manne ein wenig Bewunderung zur Folge haben und, falls ſich die leiſeſte Hoffnung dazugeſellt, Liebe und Kriſtallbildung hervorrufen.

In dieſem Falle iſt die Liebe anfangs eine Art angenehmen Zeitvertreibs.

Die Anteilnahme und die Hoffnung werden durch das Liebesbedürfnis und die Schwermut, die man mit ſechzehn Jahren hat, kräftig unterſtützt. Wir wiſſen zur Genüge, daß die Unruhe dieſes Alters aus dem Durſt nach Liebe entſpringt; und es iſt die Eigenſchaft des Durſtes, die Güte eines zufällig dargebotenen Trankes nicht allzu wähleriſch zu prüfen.

Wiederholen wir das bisher Geſagte, ſo haben wir folgende ſieben Stufen der Liebe:

1. Bewunderung,
2. ſinnliche Gedanken,
3. Hoffnung,
4. Erwachen der Liebe,
5. erſte Kriſtallbildung,
6. Zweifel,
7. zweite Kriſtallbildung.

Zwiſchen 1 und 2 kann ein Jahr vergehen, zwiſchen 2 und 3 ein Monat; wenn die Hoffnung nicht bald entſteht, verzichtet man unwillkürlich auf 2 wie auf eine Quelle des Unglücks.

Zwiſchen 3 und 4 ein Augenblick.

Zwiſchen 4 und 5 überhaupt kein Zwiſchenraum. Sie können höchſtens durch intime Bekanntſchaft getrennt werden.

Zwiſchen 5 und 6 können je nach dem Grad von Ungeſtüm und der ſonſtigen Kühnheit eines Charakters ein paar Tage liegen; zwiſchen 6 und 7 kein Zwiſchenraum.

5. Kapitel

Der Menſch tut von allen möglichen Dingen immer das, was ihm am meiſten Vergnügen bereitet. Erſt die Erziehung läßt in uns bei ſchlechten Handlungen das Gewiſſen ſchlagen, ſo daß die Furcht vor dieſem Gefühle dem Böſen die Wage hält.

Die Liebe iſt wie das Fieber. Sie entſteht und vergeht, ohne daß der Wille Gewalt darüber hat. Dies iſt ein Hauptunterſchied zwiſchen der Liebe aus Galanterie und der Liebe aus Leidenſchaft. Hat die Geliebte wirklich gute Eigenſchaften, ſo verdanken wir das nur einem glücklichen Zufall.

Übrigens iſt die Liebe in jedem Lebensalter möglich. Ich erinnere an die Leidenſchaft der Frau du Deffant für den wenig anmutigen Horaz Walpole. Vielleicht findet ſich dafür auch heutzutage manches andere und vor allem liebenswürdigere Beiſpiel.

Als untrügliche Beweiſe großer Leidenſchaften laſſe

ich nur ſolche mit lächerlichen Folgen gelten. So iſt ein Beweis der Liebe die Schüchternheit. Natürlich meine ich nicht die törichte Schüchternheit eines Abiturienten.

6. Die Kriſtallbildung

In der Liebe hört die Kriſtallbildung faſt nie auf. Solange wir von der Geliebten noch keine Beweiſe ihrer Liebe haben, geht die Kriſtallbildung eigentlich nur in der Einbildung vor ſich. Allein in der Phantaſie ſchwebt uns die Begehrte in aller Vollkommenheit vor. Nach errungenem Siege werden unſere immer wiederkehrenden Zweifel in deutlicherer Weiſe beſchwichtigt. Das Glück iſt alſo nur zu Anfang eintönig, ſpäter bringt jeder Tag friſche Blüten.

Wenn ſich die geliebte Frau ihren leidenſchaftlichen Gefühlen zügellos überläßt und den großen Fehler begeht, durch ungeſtüme Gunſtbezeugungen jeden Zweifel in uns verſcheuchen zu wollen, ſo hält die Kriſtallbildung einen Augenblick inne. Wenn aber die Liebe etwas von ihrer Heftigkeit eingebüßt hat, das heißt, wenn ſie nicht mehr fürchtet, dann gewinnt ſie den wunderbaren Reiz vollkommener Hingabe und grenzenloſen Vertrauens. Eine ſüße Sorgloſigkeit macht alle Mühſal des Lebens ſchwinden und verleiht ſeinen Freuden einen neuen Wert.

In der Verlaſſenheit fängt die Kriſtallbildung wieder an. Jede Regung unſrer Verehrung für die Geliebte, jeder Gedanke an das halbvergeſſene Glück, das ſie uns zu gewähren vermag, läuft in die weh-

mütige Betrachtung aus: „Dieſes Glück wird mir niemals wieder lachen und nur durch meine eigene Schuld ging es mir verloren.“ Wenn wir unſer Heil in anderen Eindrücken ſuchen, ſo vermag ſie unſer Herz nicht aufzunehmen. Unſere Phantaſie mag uns den körperlichen Vorgang noch ſo gut vorführen, ſie mag uns auf flüchtigem Pferd durch die Wälder von Devonſhire dahinjagen laſſen, wir ſehen und fühlen doch deutlich, daß wir keine Freude daran hätten. Solche optiſche Täuſchungen ſind im ſtande, uns die Piſtole in die Hand zu drücken.

Auch das Hazardſpiel hat ſeine Kriſtallbildung durch die Pläne, was wir mit dem gewonnenen Gelde anfangen wollen.

Und die vom Adel zurückerſehnte Glücksjagd am Hofe, die unter dem Namen der Legitimität betrieben wurde, war lediglich durch die Kriſtallbildung, die ſie erregte, verführeriſch. Jeder Höfling träumte von dem fabelhaften Glück eines Luynes oder Lauzun, und jede galante Dame ſah im Geiſte die Herzogskrone der Frau von Polignac vor ſich.

Keine Regierung mit vernünftigen Grundſätzen wird je wieder ſolche Kriſtallbildungen zugeben. Ein Muſter des nüchternſten Gegenſatzes iſt die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Auch ihren Nachbarn, den Indianern, war ja, wie wir geſehen haben, die Kriſtallbildung etwas Fremdes. Die Römer kannten ſie ebenſowenig und betätigten ſie nur in der Liebe aus Sinnlichkeit.

Ebenſo hat der Haß ſeine Kriſtallbildung. Sobald man hoffen kann, ſich zu rächen, fängt man von neuem an zu haſſen.

Ferner ist es nichts anderes als Kristallbildung, wenn irgend eine Lehre, die auf Absonderlichkeiten und unbeweisbaren Sätzen fußt, gerade bei den verschrobensten Leuten begeisterten Anklang findet. Selbst in der Mathematik gibt es eine Kristallbildung — man denke an die Schüler Newtons im Jahre 1740 — besonders in solchen Köpfen, die nicht alle Glieder der Beweisführung dessen, was sie glauben, mit einem Blick zu überschauen vermögen.

Ein weiteres Beispiel dafür bietet das Mißgeschick der großen deutschen Philosophen, deren so oftmals laut verkündete Unsterblichkeit keine dreißig oder vierzig Jahre überdauert.

In der Musik überläßt sich selbst der logische Mensch fanatisch den Gefühlen, weil man sich über ihr Warum keine Rechenschaft ablegen kann.

Gegen solche Übermacht kann man nicht mit Vernunftgründen ankämpfen.

7. Von den Unterschieden, welche die Entstehung der Liebe bei den beiden Geschlechtern zeitigt

Die Frauen fesseln sich durch ihre Hingabe. Wenn neunzehn Zwanzigstel ihrer alltäglichen Träumereien in der Liebe gipfeln, so gruppieren sich diese Träumereien, wenn sie alles hingegeben haben, nur noch um den einen Gedanken, jenen ungewöhnlichen, entscheidenden und ihrer schamhaften Natur zuwiderlaufenden Schritt zu rechtfertigen. Ein ähnlicher Vorgang ist beim Manne nicht vorhanden; infolgedessen lebt das

Weib jene ſüßen Augenblicke in der Phantaſie mit Muße immer und immer wieder durch.

Da die Liebe an feſtbewieſenen Dingen zweifelt, ſo ängſtigt ſich eine Frau, die vor der Hingabe geſchworen hätte, ihr Verehrer ſei über alles Gemeine erhaben, ſobald ſie ihm nichts mehr zu verſagen hat, ob er nicht vielleicht nur ein Weib mehr auf die Liſte ſeiner Eroberungen ſetzen wollte.

Jetzt erſt entſteht die zweite Kriſtallbildung, die viel ſtärker iſt, als die erſte, weil ſie von Furcht begleitet wird.

Sie fehlt vollſtändig bei leichtfertigen Frauen, denen alle romantiſchen Gedanken fern liegen.

Das Weib glaubt ſich von der Königin zur Sklavin erniedrigt. Dieſer Zuſtand der Seele und des Geiſtes wird durch die Betäubung der Nerven begünſtigt, die ihre Urſache im ſinnlichen Genuß hat. Je ſeltener dieſer iſt, um ſo fühlbarer ſind ſeine Folgen. Eine Frau träumt bei ihrer geiſtloſen Stickerei, die nur die Hände beſchäftigt, von dem Geliebten, während er mit ſeiner Schwadron über die Ebene galoppiert und in Arreſt kommt, wenn er eine falſche Bewegung kommandiert.

Ich glaube alſo, die zweite Kriſtallbildung iſt deshalb bei den Frauen bedeutend ſtärker, weil Furcht und Zweifel ihnen näher liegen. Ferner werden bei ihnen Eitelkeit und guter Ruf in Mitleidenſchaft gezogen und vor allem haben ſie weniger Zerſtreuungen, als die Männer.

Eine Frau iſt nicht daran gewöhnt, ſich durch den Verſtand leiten zu laſſen, während ich als Mann mich täglich ſechs Stunden in meinem Berufe mit

kalten und vernünftigen Dingen befaſſen muß. Aber auch abgeſehen von der Liebe, haben die Frauen immer den Hang, ſich ihrer Phantaſie und einer zur Gewohnheit gewordenen Unlogik zu überlaſſen, und darum verblaſſen in ihren Augen auch die Fehler eines Geliebten viel raſcher.

Die Frauen ſchätzen Gefühle aus leicht erklärlichen Gründen höher als den Verſtand. Da ſie nach unſern altmodiſchen Sitten in Familienangelegenheiten nicht mitzureden haben, ſo iſt ihnen die Vernunft niemals zu etwas nütze, und ſie lernen ihren Wert nirgends ſchätzen.

Sie iſt ihnen vielmehr immer ſchädlich, denn ſie tritt nur an ſie heran, um ihnen ein Vergnügen von geſtern zu ſchmälern oder ihnen morgen eins zu unterſagen.

Überlaſſe einmal deiner Frau die Verwaltung von zweien deiner Landgüter, und ich wette, die Bücher werden beſſer, als bei dir ſelbſt, in Ordnung ſein. Und du öder Tyrann haſt dann höchſtens das zweifelhafte Recht, dich zu beklagen, weil du nicht das Geſchick haſt, dich liebenswert zu machen. Sobald die Frauen ſich mit allgemeinen Dingen beſchäftigen, ſchenken ſie ihnen, ohne es ſelbſt zu merken, ihre Liebe. In Kleinigkeiten haben ſie ihren Stolz, peinlicher und genauer als die Männer zu ſein. Die Hälfte des Kleinhandels ruht in ihren Händen, die damit beſſer fertig werden, als die ihrer Gatten. Und es iſt eine allbekannte Tatſache, daß man in Geſprächen mit Frauen über geſchäftliche Angelegenheiten nicht pedantiſch genug ſein kann.

Immer und überall dürſten ſie nach Aufregungen; man denke an die Leichenfeiern in Schottland.

8. Kapitel

This was her favoured fairy realm,
and here she erected her aerial palaces.

(W. Scott,
Braut von Lammermoor.)

Ein junges Mädchen von achtzehn Jahren iſt zu einer ſtarken Kriſtallbildung noch nicht fähig und bei ſeiner geringen Lebenserfahrung zu zaghaft im Liebesbegehren, um mit der gleichen Leidenſchaft zu lieben, wie ein Weib mit achtundzwanzig Jahren.

Heute Abend unterhielt ich mich hierüber mit einer geiſtreichen Dame, die gerade das Gegenteil behauptete. „Die Phantaſie einer Achtzehnjährigen," meinte ſie, „iſt noch nicht durch irgend eine ſchlimme Erfahrung ernüchtert und lodert noch im Feuer der erſten Jugend; ſie macht ſich natürlich vom Manne ein überſchwengliches Bild. Jedesmal, wenn ſie den Geliebten ſieht, genießt ſie nicht ſein wirkliches Weſen, ſondern jenes bezaubernde Bild, das ſie ſich von ihm erſonnen hat. Später, wenn ſie durch den erſten Geliebten und alle anderen Männer enttäuſcht worden iſt, hat die Erkenntnis der rauhen Wirklichkeit die Kraft zur Kriſtallbildung geſchwächt, und das Mißtrauen hat der Phantaſie die Schwingen geſtutzt. Nie wieder vermag ſie ſich von einem Manne, und wenn er ein Muſter ſeines Geſchlechts wäre, ein gleich verführeriſches Bild zu erdenken. Sie liebt nicht mehr mit der Glut der erſten Jugend. In der Liebe genießt man immer nur die Illuſion, die man ſich ſelbſt ſchafft. Und wie die Vorſtellung, die ſich ein achtundzwanzigjähriges Weib vom Manne macht, nicht mehr ſo licht und hehr iſt, als die, die ſich die erſte Liebe einer

Achtzehnjährigen erträumte, so ist auch die zweite Liebe immer an Schein und Wert geringer."

„Nein, gnädige Frau," entgegnete ich, „das Mißtrauen, das mit achtzehn Jahren nicht vorhanden ist, verleiht unzweifelhaft der späteren Liebe eine besondere Färbung. In der ersten Jugend gleicht die Liebe einem gewaltigen Strome, der alles mit seinen Fluten fortreißt und dem nichts Widerstand leistet. Eine feinfühlige Frau dagegen kennt sich mit achtundzwanzig Jahren genau. Sie weiß, daß man, falls überhaupt Glück irgendwo im Leben zu finden ist, zuerst bei der Liebe anfragen muß. In dem bedrängten Herzen entbrennt also ein harter Kampf zwischen Liebe und Mißtrauen, so daß die Kristallbildung nur langsam vorwärts schreitet. Geht sie aber aus dieser schweren Prüfung, in der das Herz mit jedem Schlage die größten Gefahren besteht, als Siegerin hervor, so gerät sie tausendmal herrlicher und fester, als bei der Liebe einer Achtzehnjährigen, die unter der Sonne der Jugend alles als glückliches und fröhliches Spiel auffaßte.

„Die Liebe wird also weniger heiter, aber leidenschaftlicher sein."[1]

Dieses Gespräch — es war in Bologna — widersprach dem, was mir so klar schien, und führte mich so recht zu der Einsicht, daß ein Mann eigentlich nichts Gescheites über die Vorgänge in der Tiefe einer feinfühlenden Frauenseele zu sagen weiß. Eine Kokette durchschauen wir Männer eher, weil wir selbst sinnlich und eitel sind.

Die Verschiedenartigkeit in der Entstehung der Liebe bei den beiden Geschlechtern rührt entschieden aus

dem ungleichen Weſen der Hoffnung her. Auf der männlichen Seite haben wir den Angriff, auf der weiblichen die Verteidigung; dort Verlangen, hier Verweigern; dort Ungeſtüm, hier Ängſtlichkeit.

Der Mann denkt: „Werde ich ihr gefallen? Wird ſie mir ihre Liebe gewähren?“

Die Frau dagegen: „Sagt er mir nur zum Scherz, daß er mich liebt? Iſt ſein Charakter beſtändig genug? Kann er ſelbſt für die Dauer ſeiner Gefühle bürgen?“ Deshalb betrachten und behandeln viele Frauen einen dreiundzwanzigjährigen Jüngling wie ein Kind. Wenn er ſechs Feldzüge mitgemacht hat, ändert ſich alles; dann iſt er ein junger Held.

Beim Manne hängt die Hoffnung einfach vom Benehmen der Geliebten ab, das leicht zu deuten iſt. Bei der Frau dagegen muß ſich die Hoffnung auf eine Charakterbeurteilung des geliebten Mannes ſtützen, die richtig zu treffen überaus ſchwierig iſt.

Die meiſten Männer begehren ein Liebeszeichen, das ihnen genügt, um alle Zweifel zu verſcheuchen. Die Frauen ſind nicht ſo glücklich, ſolche Zeichen zu finden. Es iſt das uralte Unglück des Lebens: was dem einen Sorgloſigkeit und Glück bringt, bedeutet für den anderen Gefahr und Demütigung.

In der Liebe hat der Mann ſchlimmſten Falls mit heimlichem Seelenſchmerz, die Frau aber mit dem allgemeinen Spott der Menge zu rechnen. Sie iſt ängſtlicher und das Gerede der Leute iſt ihr viel wichtiger. Sie muß den bekannten Spruch von Beaumarchais beherzigen: „Sei ſchön, wenn du kannſt; klug, wenn du willſt; aber beſonnen, das iſt immer nötig.“

Sie hat kein ſicheres Mittel, das Gerede der Leute

zu beſchwichtigen, wenn ſie einmal eine Blöße ihres Lebens offenbart hat.

Die Frauen müſſen alſo mißtrauiſch ſein. Infolge ihrer Eigenart ſind alle Regungen ihres Geiſtes auf den verſchiedenen Stufen der entſtehenden Liebe erheblich zarter, ängſtlicher, langſamer und unbeſtimmter. Sie haben alſo mehr Neigung zur Beſtändigkeit und laſſen von einer einmal begonnenen Kriſtallbildung nicht ſo leicht wieder ab.

Eine Frau, die ihren Geliebten erblickt, überlegt auf der Stelle oder überläßt ſich völlig dem Liebesglück, bis das ungeſtüme Vorgehen des Mannes ſie jäh veranlaßt, alle Freuden zu laſſen und ſich eilends zur Wehr zu ſetzen.

Die Rolle des Liebenden iſt einfacher. Seine Augen ſuchen die Geliebte. Ein einziges Lächeln macht ihn überreich an Glück. Es zu erhaſchen, iſt ſein unabläſſiges Bemühen. Verſe von Dante kommen mir in den Sinn:

„Quando leggemmo il disiato riso
Esser baciato da cotanto amante,
Costui che mai da me non fia diviso,
La bocca mi baccio tutto tremante.“ [2]

Ein Mann betrachtet eine lange Belagerung als Demütigung, ein Weib aber als Ruhm.

Eine Frau iſt imſtande zu lieben und doch mit dem Manne, der ihr gefällt, im Verlaufe eines ganzen Jahres keine zehn oder zwölf Worte zu reden. Sie führt gleichſam im Innern ihres Herzens Buch darüber, wie oft ſie ihn geſehen hat: zweimal war er mit ihr im Theater, zweimal hat er bei einem Diner

neben ihr geſeſſen, dreimal hat er ſie auf der Straße gegrüßt.

Eines Abends hat er ihr beim Spiel die Hand geküßt. Seitdem duldet ſie es nicht mehr, unter keinem Vorwande und ſogar auf die Gefahr hin, auffällig zu erſcheinen, daß man ihr die Hand küßt.

Bei einem Manne würde man ein derartiges Benehmen weibiſche Liebe nennen.

9. Kapitel

Als Beweis für die Kriſtallbildung will ich ein paar kleine Geſchichten erzählen.

Eine junge Dame hört ihren Vetter Eduard, der eben aus einem Feldzuge heimkehrt, als einen äußerſt vornehmen jungen Mann preiſen. Man verſichert ihr, er liebe ſie ſchon vom Hörenſagen, er wolle ſie jedoch einmal ſehen, ehe er ſich erkläre und bei ihren Eltern um ſie anhalte. Zufällig fällt ihr nun in der Kirche ein Fremder auf, den jemand Eduard ruft. Sie denkt nur noch an ihn und verliebt ſich in ihn. Acht Tage ſpäter trifft der richtige Eduard ein; es iſt ein anderer, als der in der Kirche. Das Mädchen erbleicht und würde für ihr Leben unglücklich werden, wenn man es zwingen würde, ihn zu heiraten.

Dergleichen heißt bei gedankenloſen Menſchen die Unvernunft der Liebe.

Ein freigebiger Mann erweiſt einem armen Mädchen mehrfach große Wohltaten. Er beſitzt hervorragende Eigenſchaften, und es will ſich in der Tat Liebe entſpinnen. Er trägt einen ſchlecht gebügelten

Hut, und das Mädchen beobachtet seine Ungeschicklichkeit beim Reiten. Seufzend gesteht es sich ein, daß es die dargebrachte Neigung nicht zu erwidern vermag.

Jemand macht einer sehr achtbaren Dame der Gesellschaft den Hof. Da erfährt sie, daß ihr Verehrer ein lächerliches körperliches Mißgeschick gehabt habe. Er wird ihr nun unerträglich, obgleich sie niemals die Absicht gehabt hatte, ihm je anzugehören, und obgleich sein verborgenes Gebrechen seinem Geiste und seiner Liebenswürdigkeit keinen Abbruch tut. Die Kristallbildung ist einfach unmöglich geworden.

Wenn ein Mensch imstande sein soll, das geliebte Wesen in Wonne zu vergöttern, gleichgiltig, ob er es im Ardennerwalde oder auf irgend einem Balle gefunden hat, so muß es ihm zunächst als vollkommen erscheinen, wenn auch nicht in allen erdenklichen Beziehungen, so doch in den sichtbaren. In jeder Hinsicht vollkommen erscheint uns das, was wir lieben, erst nach einigen Tagen der Kristallbildung. Das ist sehr einfach. Es genügt dann die bloße Vorstellung der Vollkommenheit, um sie dem geliebten Wesen wirklich anzusehen.

Wir sehen, wie weit die Schönheit zur Entstehung der Liebe nötig ist. Die Häßlichkeit darf nicht gerade zum Hindernis werden. Der Liebende kommt bald so weit, seine Geliebte, so wie sie ist, schön zu finden, ohne noch an den Begriff der idealen Schönheit zu denken.

Die von wahrer Schönheit verklärten Züge verheißen ihm bei der Betrachtung, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Maß des Glückes, das ich als

Einheit bezeichnen will, und die Züge der Geliebten, so wie sie sind, verheißen ihm tausend Einheiten des Glücks.

Ehe die Liebe entsteht, ist Schönheit gleichsam das Aushängeschild. Wir werden durch die Lobpreisungen empfänglich gemacht, die man unserer künftigen Geliebten erteilt, und auf die Leidenschaft vorbereitet. Eine allgemeine lebhafte Bewunderung gibt der winzigsten Hoffnung den Ausschlag.

In der Liebe aus Galanterie, und vielleicht auch in den ersten fünf Minuten der Liebe aus Leidenschaft, legt eine Frau bei der Wahl des Geliebten mehr Wert auf die Art und Weise, wie ihn andere Frauen beurteilen, als darauf, wie sie ihn selber beurteilt. So erklärt sich der große Erfolg, den Fürsten und Offiziere haben.[3] Am Hofe Ludwigs des Vierzehnten waren die hübschen Damen auch noch in den alternden König verliebt.

Man muß sich wohl hüten, seine eigene Neigung zu jemandem eher zu verraten, als bis man sicher ist, daß man Teilnahme erregt hat. Man erweckt sonst Widerwillen, der das Aufkommen der Liebe für immer vereitelt und höchstens im Groll der verletzten Eigenliebe Heilung findet.

Einfältigkeit berührt immer unsympathisch, desgleichen, wenn man dem ersten Besten zulächelt. Daher ist in der großen Gesellschaft ein Anstrich von Blasiertheit angebracht. Er macht das vornehme Wesen aus. Man soll nichts einheimsen, was an einem zu niedrigen Aste hängt. In der Liebe achtet unsere Eitelkeit einen zu leichten Sieg gering, und der Mensch neigt zur Geringschätzung alles dessen, was ihm aufgedrängt wird.

10. Kapitel

Sobald die Kriſtallbildung einmal begonnen hat, genießt man mit Wonne jede neue Schönheit, die man an der Geliebten neu erblickt.

Was iſt aber Schönheit anderes, als eine Quelle der Luſt?

Das Luſtgefühl iſt individuell verſchieden und bei verſchiedenen Menſchen geradezu entgegengeſetzt; daher erklärt es ſich, daß einer etwas für ſchön hält, was dem anderen häßlich vorkommt.

Um das Weſen des Schönen zu erklären, müſſen wir vorerſt die Natur des Luſtgefühls bei jedem Einzelweſen unterſuchen.

Irgend jemand zum Beiſpiel beanſprucht ein Weib, das gewiſſe gewagte Annäherungen duldet und durch die Art ſeines Lächelns das Recht zu ſehr vergnüglichen Dingen zugeſteht, ein Weib mit ſinnlicher Phantaſie, das ſeine Art von Sinnlichkeit herausfordert und ihm geſtattet, ſie zu betätigen. Er verſteht unter Liebe offenbar nur Liebe aus Sinnlichkeit, ſein Freund dagegen Liebe aus Leidenſchaft. Selbſtverſtändlich können beide auch nicht ein und derſelben Meinung über den Begriff des Schönen ſein.

Da wir nun eben entwickelt haben, daß Schönheit eine Quelle der Freude und daß Luſt individuell iſt und ſich daher mannigfaltig äußert, ſo muß die Kriſtallbildung in der Seele eines Menſchen ſtets dieſelbe Färbung zeigen, wie ſein individuelles Luſtgefühl.

Die Kriſtallbildung bei unſerer Geliebten, oder ſagen wir kurz ihre Schönheit, iſt nichts anderes, als der Inbegriff der Befriedigung aller Wünſche, die in uns bei ihrem Anblick nach und nach entſtanden ſind.

11. Kapitel

Warum genießen wir voll Entzücken jede neu entdeckte Schönheit an der Geliebten?

Weil uns jede neue Schönheit die volle Befriedigung eines Wunſches gewährt. Wollen wir unſere Geliebte zärtlich, ſo iſt ſie es; wollen wir ſie dann ſtolz wie Corneilles Emilie, ſo ſcheint ſie uns, obgleich beide Eigenſchaften in einem Charakter unmöglich zu vereinbaren ſind, augenblicklich die Seele einer Römerin zu haben. Darin ſteckt ein ſtarker Beweis dafür, daß die Liebe die mächtigſte aller Leidenſchaften iſt. Die anderen paſſen ihre Wünſche der kalten Wirklichkeit an; nur in der Liebe bemüht ſich die Wirklichkeit, ſich nach unſeren Wünſchen zu richten. Sie iſt die Leidenſchaft, in der das heftigſte Verlangen auch den größten Genuß bedingt.

Das Glück hat gewiſſe Grundbedingungen, von denen jegliche Befriedigung der einzelnen Wünſche in hohem Maße abhängt.

1. Die Geliebte ſcheint uns zu gehören, weil wir allein ſie glücklich machen können.

2. Sie iſt die Richterin unſerer Vorzüge. Dieſer Standpunkt war von erheblicher Bedeutung an den galanten und ritterlichen Höfen Franz des Erſten und Heinrichs des Zweiten, ſowie an dem prunkvollen Hofe Ludwigs des Fünfzehnten. Unter einer beſonnenen konſtitutionellen Regierung geht den Frauen dieſe Art von Einfluß gänzlich verloren.

3. Sind wir romantiſch veranlagt, ſo finden wir in den Armen der Geliebten Freuden, die um ſo überirdiſcher und über dem Schmutz gemeiner Ge-

danken um so erhabener sind, je höher unsere Seele hinausstrebt.

Die meisten jungen Franzosen sind mit achtzehn Jahren Schüler von Jean-Jacques Rousseau. Seine Auffassung vom Glück ist für sie grundlegend.

Mitten in diesen Wirrungen, die unser Verlangen nach Glück so irreführen, verlieren wir den Kopf.

Von dem Augenblick ab, wo man liebt, sieht selbst der Klügste kein Ding mehr so, wie es wirklich ist. Er achtet seine eigenen Vorzüge zu gering und überschätzt die geringfügigsten Gunstbezeugungen des geliebten Gegenstandes. Zweifel und Hoffnung erhalten mit einem Male etwas Romantisches. Wir schreiben nichts mehr dem Zufall zu, wir verlieren das Gefühl für Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit, und Dinge der Phantasie werden zu Dingen der Wirklichkeit, um uns unserem Glücke näher zu bringen.

Ein erschreckliches Anzeichen, daß wir den Kopf verlieren, ist die Tatsache, daß wir irgend einen schwer erkennbaren Umstand gleichsam für weiß ansehen und somit zu Gunsten unserer Liebe deuten. Im nächsten Augenblick bemerken wir, daß er in Wirklichkeit schwarz aussieht, und trotzdem finden wir, daß er für unsere Liebe ein günstiges Zeichen ist.

In diesem Zustande, wo unser Herz tödlichen Ungewißheiten zum Raube fällt, sehnen wir uns unsäglich nach einem Freunde. Aber für einen Liebenden gibt es keinen Freund mehr. Das wußte man bei Hofe. Wir begehen Indiskretionen, die einzigen, die selbst eine feinfühlige Frau verzeihen kann.

12. Entstehung der Liebe; Gesellschaft und Unglück

Das Wunderlichste an der Leidenschaft der Liebe ist ihre Entstehung, der plötzliche närrische Wandel, der sich im Hirne eines Liebenden vollzieht.

Die große Gesellschaft mit ihren glänzenden Festen begünstigt die Liebe, denn sie fördert ihre Entstehung.

Sie beginnt damit, die bloße Bewunderung in zarte Verehrung zu verwandeln.

Ein rascher Walzer in einem von tausend Kerzen erleuchteten Saale versetzt junge Herzen in einen Taumel, der die Zaghaftigkeit besiegt, das Bewußtsein der Kräfte steigert und den Mut zum Lieben gibt. Der Anblick eines liebenswerten Wesens genügt dazu nicht, im Gegenteil, gerade der vollendetste Liebreiz entmutigt zarte Seelen. Entweder bedürfen wir der Überzeugung, daß uns solch ein Geschöpf bereits liebt, oder irgend etwas muß uns seine Unnahbarkeit überwinden helfen.

Wer gerät auf den Einfall, sich in eine Königin zu verlieben, wenn sie uns nicht selbst dazu ermutigt?[4]

Nichts begünstigt die Entfaltung der Liebe mehr, als eine langweilige Einsamkeit, die von ein paar seltenen, lang ersehnten Festlichkeiten unterbrochen wird. Gewandte Mütter mit Töchtern verstehen das.

Die wirkliche große Gesellschaft, wie sie am französischen Hofe war[5] und nach meiner Meinung seit 1780 nicht mehr (außer vielleicht noch am Petersburger Hofe) vorhanden ist, fördert die wahre Liebe wenig, weil sie die Einsamkeit und Muße, die zur Kristallbildung nötig sind, geradezu unmöglich macht.

Das Hofleben gibt Gelegenheit, zahlreiche Nuancen zu beobachten und zu betätigen, und oft wird solch eine flüchtige Wahrnehmung zum Ursprung unserer Bewunderung und Leidenschaft.[6]

Wenn zu dem durch die Liebe bereiteten Unglück noch anderweitiges Mißgeschick hinzutritt (wenn zum Beispiel unsere Eitelkeit gekränkt wird, indem die Geliebte unseren berechtigten Stolz oder unser Ehrgefühl oder unsere persönliche Würde verletzt, oder wenn unser Unglück durch Krankheit, Geldverlegenheit oder durch politische Unduldsamkeit hervorgerufen ist), so wird die Liebe nur scheinbar durch diese Widerwärtigkeiten vergrößert. In Wirklichkeit aber verhindern diese, indem sie unsere Gedanken nach anderer Richtung hin ablenken, in einer aufkeimenden Liebe die Kristallbildung und in der bereits erhörten Liebe das Entstehen kleiner Zweifel. Erst wenn das Unglück vorüber ist, kehrt die Wonne der Liebe zugleich mit ihrer Torheit zurück.

Beachtenswert ist es, daß Mißgeschick die Entstehung der Liebe bei leichtfertigen und wenig feinfühligen Charakteren erleichtert. Wenn das Unglück schon eingetreten ist, bevor die Liebe entstand, so fördert es diese insofern, als sich die Phantasie aus Ekel vor all den trübseligen Bildern des Lebens nur noch der Kristallbildung widmet.

13. Kapitel

Eine weitere Erfahrung, die man mir vielleicht abstreiten wird, gilt vor allem denen, die, ich möchte sagen, so unglücklich waren, lange Jahre hindurch

leidenschaftlich geliebt zu haben, während unbesiegbare Hindernisse ihrer Liebe entgegenstanden.

Der Anblick alles dessen, was in Kunst und Natur von auserlesener Schönheit ist, lenkt unsere Gedanken mit Blitzesschnelle auf unsere Geliebte. Durch einen mechanischen Vorgang, ähnlich dem in den Salzburger Bergwerken, der den Baumzweig mit Kristallen überdeckt, steht alles Schöne und Hehre in der Welt im Zusammenhang mit unserer Geliebten, und ein unerwarteter Anblick des Glückes füllt unsere Augen mit Tränen. So beleben sich gegenseitig die Liebe zum Schönen und die Liebe zum Weibe.

Es gehört zu den Leiden unseres Lebens, daß das Glück, die Geliebte zu sehen und mit ihr zu reden, keine zuverlässige Erinnerung in uns hinterläßt. Offenbar ist unsere Seele in ihrer Erregung zu verwirrt, um auf die Ursachen und Nebenumstände dieser Erregung zu achten. Sie ist in diesem Augenblicke reine Empfindung. Weil wir solche Freuden nicht nach Belieben hervorufen können, wobei wir ihrer vielleicht überdrüssig würden, so kehren sie um so mächtiger wieder, sobald uns irgend etwas aus den Träumereien aufschreckt, die wir der Geliebten weihen, oder die Geliebte uns durch irgend einen Zusammenhang lebhaft in Erinnerung gebracht wird (zum Beispiel durch Parfüme).

Dieses Empfinden ist so stark, daß es sich selbst auf meine Feindin erstreckt, die täglich mit meiner Geliebten zusammenkommt. Wenn ich jene sehe, erinnert sie mich so sehr an diese, daß ich nicht fähig bin, sie in diesem Augenblicke zu hassen, wenn ich mich auch noch so bemühe.

O wunderliche Seltſamkeit unſeres Herzens! Man könnte meinen, daß ein geliebtes Weib mehr Reiz ausſtrömt, als ihm in Wirklichkeit eigen iſt. Das Bild der fernen Stadt, wo wir die Angebetete nur einen Augenblick lang geſehen haben,' verſetzt uns in eine tiefere und holdere Träumerei, als ihre Anweſenheit ſelbſt. Von gleicher Wirkung iſt die Sprödigkeit.

Liebesträumereien kann man nicht feſthalten. Ich habe beobachtet, daß ich einen guten Roman alle drei Jahre mit dem gleichen Genuſſe wieder leſen kann. Er bringt mich in eine, der beſonderen Geſchmacksrichtung, die mich augenblicklich beherrſcht, entſprechende Stimmung, oder er gibt mir Abwechslung in meinen Ideen, wenn ich anders fühle. Ebenſo höre ich dieſelbe Muſik mit Genuß wieder, wenn dabei das Gedächtnis nicht in Frage kommt. Nur die Phantaſie allein darf angeregt werden. Wenn uns eine Oper bei der zwanzigſten Aufführung mehr Genuß bereitet, ſo liegt die Urſache darin, daß wir die Muſik entweder beſſer verſtehen, oder daß ſie uns die Stimmung der erſten Aufführung wieder herzaubert.

Die neuen Geſichtspunkte, die mich ein Roman für die Kenntnis des menſchlichen Herzens gewinnen läßt, rufen mir im Geiſte frühere Erfahrungen ſehr lebhaft zurück. Ich mache mir darüber am liebſten Randbemerkungen. So habe ich mein Vergnügen beim Leſen von Romanen daran, daß ſie meine Kenntnis des menſchlichen Weſens fördern und keineswegs an der träumeriſchen Stimmung, die den eigentlichen Genuß an einem Romane bildet. Dieſen Zuſtand kann man nicht feſthalten. Wenn man es verſucht, ſo verſcheucht man die Stimmung augenblicklich, denn man verfällt

dann in philoſophiſches Zergliedern des Genuſſes und verſcheucht ſie dadurch für immer, denn nichts lähmt die Phantaſie ſo ſehr, wie das Wachrufen der Erinnerung. Wenn ich zum Beiſpiel eine ſolche Randbemerkung wiederfinde, die meine Empfindungen beim Leſen von Scotts „Old Mortality“ vor drei Jahren in Florenz wiederſpiegelt, ſo vertiefe ich mich ſofort in die Vergangenheit meines Lebens, in einen Vergleich meines Glückszuſtandes von heute und damals, kurz in die höchſte Philoſophie, und das Sich-Hingeben an zarte Empfindungen iſt auf lange Zeit vorbei.

Jeder echte Dichter, der eine rege Phantaſie hat, iſt ſcheu, das heißt, er fürchtet die Menſchen, weil ſie ihn in ſeinen köſtlichen Stimmungen ſtören und ablenken. Ihm iſt um ſeine innere Sammlung bange. Die Menſchen mit ihren groben Wünſchen wollen ihn aus den Gärten der Armida entführen und in einen gemeinen Sumpf treiben. Sie können ſich ihm nicht anders bemerkbar machen, als durch Beläſtigungen. Durch die Gewohnheit, ſeine Seele mit holden Träumen zu nähren, und durch ſeinen Abſcheu vor allem Gemeinen iſt der große Künſtler der Liebe nie fern.

Je größer ein Menſch als Künſtler iſt, um ſo mehr ſollte er danach trachten, ſich durch Rang und Auszeichnungen gleichſam unnahbar zu machen.

14. Kapitel

Mitten in der gewaltigſten, unerfüllbarſten Leidenſchaft kommen Augenblicke, in denen wir uns plötzlich einbilden, nicht mehr zu lieben. Es gibt Süßwaſſer-

quellen mitten im Meere. Faſt haben wir keine Freude mehr daran, der Geliebten zu gedenken. Schon über ihre Abweiſungen betrübt, fühlen wir uns auch noch deshalb unglücklich, weil uns die ganze übrige Welt ſchal geworden iſt. Die trübſeligſte und mutloſeſte Niedergeſchlagenheit löſt eine Stimmung ab, die zweifellos erregt war, in der uns jedoch alles in einem neuen, leidenſchaftlichen und bedeutungsvollen Lichte erſchien.

Der Grund iſt, daß der letzte Beſuch bei der Geliebten uns in einen Zuſtand verſetzt hat, den wir ſchon früher einmal mit allen Empfindungen unſeres Herzens durchlebt haben, zum Beiſpiel, wenn die Geliebte lange Zeit kalt gegen uns war und uns diesmal beſſer behandelt; damit regt ſie in uns genau dieſelben Hoffnungen an, und zwar durch die nämlichen äußeren Zeichen, wie früher ſchon einmal. Vielleicht hat ſie ſelbſt keine Ahnung davon. Aber unſere Phantaſie entſinnt ſich der Erfahrungen und ihrer trüben Warnungen, und die Kriſtallbildung hört ſofort auf.

15. Kapitel

Heute Abend habe ich gemerkt, daß wahrhaft edle Muſik die Seele in genau dieſelbe Stimmung bringt, wie wenn wir die Gegenwart unſerer Geliebten genießen, daß ſie uns alſo das anſcheinend höchſte Glück auf Erden gewährt.

Wenn es allen Menſchen wie mir geht, dann macht uns nichts für die Liebe empfänglicher, als die Muſik.

Ich habe ſchon im vergangenen Jahre in Neapel (1821) die Beobachtung gemacht, daß ausgezeichnete

Muſik — auch ein gutes Ballett — mich immer an das denken macht, was gerade der Gegenſtand meiner Träumereien war, und daß ich dabei meine beſten Einfälle habe. Damals in Neapel hatte mich die Begeiſterung für die Befreiung Griechenlands ergriffen.

Die Gewöhnung an Muſik mit ihren Träumereien macht für die Liebe empfänglich. Eine zarte, wehmütige Weiſe, vorausgeſetzt, daß ſie nicht zu dramatiſch iſt und die Phantaſie nicht geradezu der Handlung zu folgen zwingt, wirkt durch die Erregung von Liebesgedanken wunderbar auf zärtliche und unglückliche Gemüter ein.

Ein glücklich Liebender iſt entzückt von dem berühmten Duett aus Roſſinis „Armida", das die Eiferſüchteleien der glücklichen Liebe und die köſtlichen Augenblicke nach einer Wiederausſöhnung ſo trefflich ſchildert. Die Inſtrumentalmuſik in der Mitte des Duetts, wo Rinaldo fliehen will, die mit ſtaunenswerter Kunſt den Kampf der Leidenſchaften wiederſpiegelt, empfindet ein Liebender wie eine phyſiſche Einwirkung auf ſein Herz, geradezu wie eine wirkliche Erſchütterung. Meine eigenen Gefühle wage ich gar nicht zu bekennen; Nordländer würden mich für verrückt halten.

16. Die Schönheit wird durch die Liebe entthront

Ein Freund von mir lernte im Theater eine Dame kennen, die ſeine Geliebte an Schönheit übertraf. Wenn ich das in eine mathematiſche Formel umſetzen darf, ſo haben wir (angenommen, die ideale Schönheit entſpräche der Zahl vier) drei- gegen zwiefaches Glück.

Darf es uns nun wundern, wenn er seine Geliebte vorzieht, weil sie ihm hundertfaches Glück verspricht? Selbst kleine Mängel, wie eine Blatternarbe im Gesicht, haben auf einen liebenden Mann eine rührende Wirkung und versenken ihn tief in Träumereien, schon wenn er jenes Zeichen an einer fremden Frau bemerkt. Wie erst an der Geliebten selbst? Hat er doch tausend Empfindungen angesichts dieser kleinen Narbe durchlebt. Es waren zumeist herrliche Empfindungen und immer von höchster Bedeutung für ihn. Sie treten mit schier unglaublicher Lebendigkeit von neuem auf, sobald er jenes Merkmal wiederblickt, sei es auch nur im Gesicht eines fremden Weibes.

Wenn man so selbst die Häßlichkeit vorzieht und liebt, wird in solchen Fällen eben Häßlichkeit zur Schönheit. (Die Schönheit ist nur ein Versprechen des Glückes. Das Glück eines Hellenen war grundverschieden von dem eines modernen Menschen. Das lehrt uns schon der Vergleich zwischen den Augen der mediceischen Venus und denen der Magdalena von Pordenone.)

Jemand liebte leidenschaftlich eine sehr magere Frau mit einer Blatternarbe. Der Tod entriß sie ihm. Drei Jahre später machte er in Rom die Bekanntschaft zweier Damen, von denen die eine bildschön, die andere mager und blatternarbig, also recht häßlich war. Ich beobachtete, wie er nach Verlauf von acht Tagen die Häßliche liebte. In Erinnerung an seine frühere Geliebte übersah er ihre Häßlichkeit. Und in leicht verzeihlicher Gefallsucht brachte es die Häßliche zuwege, ihm das Blut ein wenig in Wallung zu bringen, was in solchen Fällen recht vorteilhaft ist. (Wenn nämlich jemand der Liebe einer Frau sicher

iſt, fängt er an, Betrachtungen anzuſtellen, ob ſie hübſch iſt oder nicht. Solange er über ihre Gegenliebe noch im Zweifel iſt, hat er keine Zeit, an ihre äußere Schönheit zu denken.)

Ein anderer lernt eine Frau kennen, durch deren Häßlichkeit er anfangs abgeſchreckt wird. Nach und nach läßt ihn ihre Beſcheidenheit und der Ausdruck ihrer Züge die Fehler ihres Geſichts vergeſſen. Er findet ſie liebenswert und gibt die Möglichkeit zu, ſie lieben zu können. Acht Tage ſpäter hofft er, ſie zu gewinnen; nach weiteren acht Tagen zerſtört ſie ihm dieſe Hoffnung und wieder acht Tage darauf iſt er in ſie vernarrt.

17. Kapitel

Im Theater macht man an beliebten Schauſpielern eine ähnliche Beobachtung: die Zuſchauer ſehen nicht mehr ihre wirkliche Schönheit oder Häßlichkeit. Lekain, der mager und auffällig häßlich war, wußte in hohem Maße die Leidenſchaften zu entfachen, ebenſo Garrick. Es gibt verſchiedene Gründe dafür; der hauptſächlichſte iſt der, daß man die wirklichen Züge und Bewegungen der Schauſpieler nicht mehr ſieht, ſondern nur die Schönheit, die ihnen die Phantaſie gewohnheitsmäßig verleiht, in dankbarer Erinnerung an alle ſchon früher gewährten Genüſſe. So reizt uns ſchon das Geſicht eines bekannten Komikers zum Lachen, ſobald er nur die Bühne betritt.

Ein junges Mädchen, das zum erſtenmale ins Théâtre français geführt wurde, mochte allerdings

während der ersten Szenen eine gewisse Abscheu vor Lekain empfinden. Bald aber brachte er es zum Weinen und zum Zittern. Anfangs wirkte wohl seine Häßlichkeit ein wenig störend, doch sehr bald wurde dieser Eindruck durch die allgemeine Begeisterung und den für ein junges Herz erschütternden Eindruck verscheucht.[8] Nichts blieb von seiner Häßlichkeit übrig, als ihr Ruf, und kaum dieser, denn man hörte Frauen enthusiastisch über Lekain ausrufen: „Wie schön ist er!"

Vergessen wir nicht, daß die Schönheit der Ausdruck des Charakters ist oder, mit anderen Worten, der innerlichen Eigenschaften, und daß sie infolgedessen leidenschaftslos ist. Wir bedürfen aber der Leidenschaft. Die Schönheit vermag uns nur Vermutungen über den Wert einer Frau einzugeben, vor allem die, daß sie kaltherzig ist. Dagegen ist das Antlitz einer Geliebten, das durch Blatternarben verunziert wird, holde Wirklichkeit, die alle Vermutungen überflüssig macht.

18. Weitere Ausnahmen der Schönheit

Es gibt geistreiche und zärtliche Frauen von zaghafter und mißtrauischer Feinfühligkeit, die, wenn sie in Gesellschaft gewesen sind, am Tage darauf mit peinlicher Ängstlichkeit alles das tausendfach wieder überdenken, was sie gesagt oder auch nur angedeutet haben. Solche Frauen gewöhnen sich leicht an die Schönheitsfehler eines Mannes. Ungestört dadurch schenken sie ihm ihre Liebe.

Aus eben dem Grunde sind wir Männer sehr gleichgiltig für den Grad der Schönheit einer An-

gebeteten, die uns kalt behandelt. Die Schönheit hat mit dem Gedeihen der Liebe kaum etwas zu schaffen. Wenn uns ein Freund, um uns zu kurieren, sagt, unsere Geliebte sei nicht hübsch, so geben wir ihm beinahe recht, und er wähnt, ein großes Werk vollbracht zu haben.

Mein Freund, der brave Kapitän Trab, schilderte mir heute Abend den Eindruck, den einst Mirabeau auf ihn gemacht hat.

Niemand, der diesen großen Mann betrachtete, empfand einen unangenehmen Eindruck, das heißt, keiner fand ihn häßlich. Durch seine packenden Worte hingerissen, schenkte man seine Aufmerksamkeit mit Genuß den schönen Zügen seines Gesichts. Da aber in seinem Gesicht fast nichts schön war — nach den Schönheitsgesetzen der Bildhauerkunst oder der Malerei — so war man achtsam auf das Eigentümliche einer anderen Schönheit, der des Ausdrucks.

Während die Aufmerksamkeit alles vom künstlerischen Standpunkt Häßliche übersah, schmiegte sie sich um so liebevoller an die kleinsten Vorzüge, zum Beispiel an die Schönheit seines vollen Haares, an. Hätte er Hörner gehabt, man hätte sie auch schön gefunden.

Das ist der Vorteil, wenn man in Mode ist. Sobald man die Schönheitsfehler an jemandem kennt und diese keinen eigentlichen Einfluß mehr auf uns ausüben, suchen wir folgende drei Arten von Schönheit an ihm zu entdecken:

1. im Volke den Reichtum,
2. in der Gesellschaft die körperliche oder geistige Eleganz,

3. im Hofleben das Beſtreben, den Frauen zu gefallen. Meiſtens liegt eine Miſchung aus allen dreien vor. Das Glück, das dem Reichtum zugeſchrieben wird, verbindet ſich mit der Verfeinerung des Genuſſes, der eine Folge der Eleganz iſt, und alles zuſammen fordert die Liebe heraus. Auf die eine oder andere Weiſe wird die Phantaſie durch das Neue angelockt. So findet man Gefallen an einem häßlichen Menſchen und mit der Zeit wird die Häßlichkeit zur Schönheit.[9]

Eine Tänzerin in Wien, Madame Vigano, die damals ſehr in Mode war, kam im Jahre 1788 in andere Umſtände — und alsbald trugen die Damen kleine Bäuche à la Vigano.

Im Kreislaufe der Anſchauungen iſt nichts häßlicher, als eine überlebte Mode. Der ſchlechte Geſchmack verwechſelt die Mode, die immer das Neue liebt, mit dem ewig Schönen. Ein nach der Mode erbautes Haus iſt in zehn Jahren altmodiſch, aber in zweihundert Jahren, wenn jene Mode ganz vergeſſen iſt, wirkt es gar nicht ſo häßlich. Liebende ſind große Narren, wenn ſie ſich hübſch ankleiden. Beim Anblick des Geliebten haben Frauen mehr zu tun, als auf ſeine Kleidung zu achten. Man ſieht den Geliebten, aber man muſtert ihn nicht, ſagt Rouſſeau. Wer es doch tut, liebt nicht aus Leidenſchaft, ſondern aus Galanterie. Ja, die ſtrahlende Schönheit der Geliebten mißfällt uns faſt; man ſieht nur Schönheit, wo man die Zärtlichkeit und Sehnſucht erblicken möchte. Das Sichputzen hat für die Liebe nur Wirkung bei jungen Mädchen, die im Elternhauſe ängſtlich gehütet werden und oft nur mit den Augen lieben können. —

Allabendlich zwingt das Auftreten einer hübschen Tänzerin die blasierten und phantasiearmen Lebemänner, die den ersten Rang des Opernhauses zieren, zur vollen Aufmerksamkeit. Durch ihre anmutigen, kühnen und eigenartigen Bewegungen erregt sie die Liebe aus Sinnlichkeit und verschafft ihnen vielleicht die einzige Kristallbildung, deren sie überhaupt noch fähig sind. So kommt es, daß ein ganz garstiges Frauenzimmer, das auf der Straße von verwöhnten Männern keines Blickes gewürdigt wird, durch das immer wiederholte Auftreten auf der Bühne es zuwege bringt, reiche Liebhaber zu fangen. Geoffroy nannte darum die Bühne den Thronsessel der Weiber. Je bekannter und verbrauchter eine Tänzerin ist, um so teurer wird sie. Es gibt ein Kulissensprichwort: „Es will sie keiner geschenkt, so muß sie sich schon verkaufen." Diese Sorte von Weibern stiehlt ihren Liebhabern die Leidenschaft und erregt sehr leicht die Liebe aus Eitelkeit.

Es ist so natürlich, daß man edle und liebenswürdige Gefühle mit dem Wesen einer an und für sich nicht verletzenden Schauspielerin verknüpft, wenn man sie jeden Abend zwei Stunden lang die idealsten Gefühle ausdrücken sieht und sonst nichts von ihr weiß. Später, wenn man in Beziehungen zu ihr tritt, rufen ihre Züge immer wieder so angenehme Erinnerungen wach, daß sich die Wirklichkeit ihrer manchmal wenig vornehmen Umgebung augenblicklich mit einem rührenden, romantischen Zauber umhüllt.

Wenn ich als ganz junger Mensch, als mich noch die langweilige französische Tragödie begeisterte, das Glück hatte, mit Fräulein Olivier zu soupieren, ertappte

ich mich fortwährend dabei, daß mein Herz voll Verehrung ſchlug und ich mit einer Königin zu ſprechen wähnte. Manchmal habe ich tatſächlich in ihrer Nähe nicht recht gewußt, ob ich in eine Königin oder in ein hübſches Mädchen verliebt war.

19. Kapitel

Vielleicht fühlen die Menſchen, die zur Liebe aus Leidenſchaft nicht fähig ſind, die Wirkung der Schönheit am lebhafteſten. Wenigſtens iſt ſie der ſtärkſte Eindruck, den ſie von einem Weibe empfangen können.

Ein Mann, der Herzklopfen hat, wenn er von weitem den weißſeidenen Hut der Geliebten bemerkt, muß außerordentlich erſtaunt ſein, daß ihn die Begegnung mit der gefeierteſten Schönheit der Welt kalt läßt. Das Entzücken der anderen ärgert ihn faſt.

Auffallend ſchöne Frauen erregen ſchon am zweiten Tage nicht mehr die gleiche Bewunderung. Das iſt ein großes Unglück für ſie und ſchreckt die Kriſtallbildung ab. Weil ihre Vorzüge allen Menſchen ſichtbar und eine äußerliche Auszeichnung ſind, zählen ſie unter die Schar ihrer Anbeter, Prinzen, Millionäre u. ſ. w., recht viele Dummköpfe.

20. Von der erſten Begegnung

Ein phantaſiereiches Gemüt iſt feinfühlig und mißtrauiſch, ſelbſt wenn es ſehr naiv iſt. Es iſt vielleicht mißtrauiſch, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Es hat ſo viele

Enttäuſchungen im Leben gefunden. Darum beleidigt bei der Vorſtellung eines Menſchen alles Vorbereitete und Feierliche die Phantaſie und verhindert die Möglichkeit der Kriſtallbildung. Dagegen triumphiert die Liebe, wenn ſich zwei Menſchen zum erſtenmale unter romantiſchen Umſtänden ſehen. Nichts iſt einfacher. Die Verwunderung, die uns noch lange an etwas Außergewöhnliches denken läßt, liefert ſchon die Hälfte der für die Kriſtallbildung erforderlichen Gehirntätigkeit.

Zur Erläuterung will ich den Anfang von Seraphines Liebſchaften (Gil Blas II, 142) anführen. Don Fernando erzählt von ſeiner Flucht, als er von den Häſchern der Inquiſition verfolgt wurde:

„Nachdem ich in völliger Dunkelheit und bei unaufhörlich ſtrömendem Regen mehrere Alleen durcheilt hatte, geriet ich vor eine Halle, deren Tür ich offen fand. Ich trat ein und bemerkte, nachdem ich all die Pracht angeſtaunt hatte, an der einen Seite eine nur leicht angelehnte Tür. Ich öffnete ſie und ſah eine lange Flucht von Gemächern, von denen nur das letzte erleuchtet war. Was ſoll ich tun? fragte ich mich ſelbſt. Ich konnte meiner Neugier nicht widerſtehen, ging vorwärts, durchſchritt alle Zimmer und betrat das erleuchtete. Eine Kerze brannte in einem goldenen Leuchter auf einem Marmortiſche . . . Meine Blicke fanden ein Bett, deſſen Vorhänge der Hitze wegen nur halb zugezogen waren. Darin lag etwas, das meine ganze Aufmerkſamkeit gefangen nahm: eine junge Frau, die trotz des heftigen Gewitters draußen im tiefſten Schlummer lag . . . Ich näherte mich ihr . . . ich war wie erſtarrt . . . und während ich mich an ihrem herrlichen Anblick weidete, erwachte ſie. Man ſtelle

ſich ihr Erſtaunen vor, in ihrem Schlafzimmer mitten in der Nacht einen fremden Mann zu erblicken. Sie zitterte vor mir und ſtieß einen Schrei aus . . . Ich gab mir die größte Mühe, ſie zu beruhigen, ſank auf die Kniee und ſagte zu ihr: „Gnädige Frau, fürchten Sie nichts“ . . . Sie rief nach ihren Kammerfrauen . . . Durch das Erſcheinen einer kleinen Zofe etwas beherzter geworden, fragte ſie mich in ſtolzem Tone, wer ich wäre . . .“

Das iſt eine erſte Begegnung, die man nicht ſo leicht wieder vergißt. Wie töricht iſt im Gegenſatze hierzu die ſteife und rührſelige Art, mit der man nach unſeren heutigen Sitten einem jungen Mädchen ſeinen „Zukünftigen“ vorſtellt. Das iſt eine von der Geſellſchaft gebilligte Proſtitution, eine Verletzung des Schamgefühls.

„Heute Nachmittag, am 17. Februar 1790,“ ſchreibt Chamfort (IV, 155), „habe ich einer ſogenannten Familienzeremonie beigewohnt, das heißt, ehrbare und angeſehene Leute aus achtbarem Geſellſchaftskreiſe wünſchten Fräulein von Marille, einem klugen und tugendhaften jungen Mädchen, Glück, weil es den Vorzug hat, die Gattin eines Herrn R*** zu werden, eines kränklichen, unausſtehlichen, unhöflichen und verblödeten, aber reichen alten Mannes. Heute bei der Unterzeichnung des Ehekontraktes haben ſie ſich zum dritten Male geſehen.

Nichts kennzeichnet die Ehrloſigkeit eines Jahrhunderts deutlicher, als derartige Veranlaſſungen zu Glückwünſchen, als die Lächerlichkeit einer ſolchen Feier, und dann die prüde Grauſamkeit und die ungeheure Verachtung, mit der dieſelbe Geſellſchaft eine

auf dieſe Weiſe verheiratete, liebebedürftige, arme junge Frau bei der geringſten Unvorſichtigkeit verurteilt."

Jede Zeremonie iſt an ſich unnatürlich und auf irgend einen Vorteil berechnet; die Hauptſache dabei iſt das ſtandesgemäße Auftreten. Darum iſt ſie eine Feindin der Phantaſie. Dieſe kommt höchſtens zur Geltung, indem ſie dem Zwecke der Zeremonie entgegen das Lächerliche an ihr zu entdecken ſucht. Daraus erklärt ſich auch die magiſche Wirkung der geringſten boshaften Bemerkung. Ein junges, in ſeiner Schamhaftigkeit und Schüchternheit befangenes Mädchen kann während der feierlichen Vorſtellung des Zukünftigen nichts anderes tun, als an die ihm zugeteilte Rolle denken. Das iſt das ſicherſte Mittel, die Phantaſie zu töten.

Es iſt viel mehr gegen das Schamgefühl, wenn ein Mädchen mit einem Manne zu Bett geht, den es nur zweimal geſehen hat, nachdem es in der Kirche ein paar unverſtandene Formeln gehört hat, als daß es ſich wider Willen einem Manne hingibt, den es ſeit zwei Jahren anbetet. Aber ich ſage da Dinge, die niemand verſteht.

Dieſe Schamloſigkeit iſt die fruchtbare Quelle der Verworfenheit und des Unglücks unſerer modernen Ehen. Sie nimmt dem jungen Mädchen vor der Ehe jede Freiheit und in der Ehe das Recht der Scheidung, wenn es ſich getäuſcht hat, oder richtiger, wenn es durch die aufgezwungene Wahl getäuſcht worden iſt. Blicken wir einmal nach Deutſchland, dem Lande der glücklichen Ehen, wo eben eine Prinzeſſin, die Herzogin zu Sa***, ehrſam zum viertenmale heiratet und nicht verfehlt, zu dieſer Hochzeit alle drei früheren

Gatten einzuladen, mit denen sie auf freundschaftlichem Fuße steht. Welcher Gegensatz!

Eine einzige Scheidung, die einen Ehemann für seine Tyrannei bestraft, verhindert tausend schlechte Ehen. Scherzhaft ist es, daß in Rom die meisten getrennten Ehen zu finden sind.

Die Liebe sucht am Manne einen Gesichtsausdruck, der auf den ersten Blick zu Achtung und Anteilnahme zwingt.

21. Vom Vorurteil

Sehr feinfühlige Seelen sind überaus empfänglich für Neugierde und Vorurteile. Am meisten bemerkbar ist das an Menschen, in denen das heilige Feuer, die Quelle der Leidenschaften, erloschen ist. Das ist eins der traurigsten Zeichen. Voreingenommenheit hegen auch Abiturienten, die ins Leben treten. An beiden Gegenpolen des Lebens, sowohl bei zu viel als bei zu wenig Empfänglichkeit, ist man nicht natürlich genug, um den wahren Wert der Dinge herauszufühlen und den richtigen Eindruck zu gewinnen, den sie geben müssen. Die feurigen, übertrieben feurigen Seelen lieben, wenn ich so sagen darf, auf Kredit. Sie jagen den Dingen entgegen, anstatt sie auf sich zukommen zu lassen.

Ehe der Eindruck, der eine natürliche Folge der Dinge ist, bis zu ihnen gelangt, idealisieren solche Menschen die Dinge von weitem und umkleiden sie, ehe sie sie wirklich erkennen, mit einem eingebildeten Reiz, dessen unerschöpflichen Born sie in ihrem Herzen tragen. Nähern sie sich dann den Dingen, so sehen sie sie nicht, wie sie in Wirklichkeit sind, sondern so, wie

ſie ſie ſich eingebildet haben. Sie wähnen etwas zu genießen, und doch erlaben ſie ſich nur an einem Trugbilde. Aber eines Tages werden ſie es müde, immer nur die Geber zu ſein, und ſie entdecken, daß das angebetete Idol „den Ball nicht zurückwirft“. Das Vorurteil iſt dahin, und die Niederlage, die ihre Eigenliebe erlitten hat, läßt ſie nunmehr den überſchätzten Gegenſtand ungerecht beurteilen.

22. Vom Blitzſchlage

Die Romane des ſiebzehnten Jahrhunderts bezeichneten mit „Blitzſchlag“ eine ſeeliſche Erregung, die das Geſchick des Helden und ſeiner Geliebten plötzlich und unabänderlich entſcheidet.

Dieſer Ausdruck iſt eigentlich lächerlich, aber er meint etwas tatſächlich Vorhandenes.

Ich habe die liebenswürdige und vornehme Wilhelmine *** kennen gelernt. Sie war der angebetete Stern der Berliner Kavaliere und trotzdem ſprach ſie verächtlich von der Liebe und verſpottete ihre Torheiten. Sie war umſtrahlt von Jugend, Geiſt und Schönheit, ein Glückskind in jeder Beziehung; ein ungeheurer Reichtum geſtattete ihr, alle ihre Eigenſchaften frei zu entfalten, und ſchien, im Einvernehmen mit der Natur, der Welt ein ſeltenes Beiſpiel von vollkommenem Glücke und perſönlicher Würdigkeit geben zu wollen. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt, ging ſeit Jahren bei Hofe ein und aus und hatte Perſönlichkeiten von höchſter Geburt abgewieſen. Ihre beſcheidene und unantaſtbare Tugend war ſprichwörtlich geworden.

Infolgedeſſen hatten es die liebenswürdigſten Männer aufgegeben, ihre Gunſt zu erringen, und bewarben ſich nur noch um ihre Freundſchaft.

Eines Abends war ſie auf einem Balle beim Prinzen Ferdinand und tanzte zehn Minuten mit einem jungen Hauptmann.

„Von dieſem Augenblicke an," ſchrieb ſie ſpäter an eine Freundin, „war er der Herr meines Herzens und meiner ſelbſt, und das in ſo hohem Grade, daß ich ſelbſt erſchrocken geweſen wäre, wenn mir das Glück, Hermann zu ſehen, überhaupt Zeit gelaſſen hätte, noch an etwas anderes im Leben zu denken. Mein einziger Gedanke war der, zu beobachten, ob er mir einige Aufmerkſamkeit ſchenkte.

Heute iſt es mein einziger Troſt, den ich im Gefühl meiner Mängel finden kann, mich in der Illuſion zu wiegen, es ſei eine höhere Macht geweſen, die mich mir ſelbſt und der Vernunft geraubt hat. Mit Worten vermag ich es nicht annähernd richtig zu ſchildern, wie ſehr ſein bloßer Anblick mein ganzes Weſen verwirrte und umgeſtaltete. Ich erröte bei dem Gedanken, mit welcher Schnelligkeit und Heftigkeit ich mich zu ihm hingezogen fühlte. Wenn ſein erſtes Wort, als er ſchließlich mit mir ſprach, geweſen wäre: „Lieben Sie mich?", ich hätte nicht die Kraft gehabt, ihm nicht mit „Ja" zu antworten. Niemals hätte ich mir vorſtellen können, daß eine Empfindung ſo plötzlich und ſo unvorhergeſehen ſein könnte. Das ging ſo weit, daß ich einen Augenblick lang glaubte, ich ſei verzaubert.

Unglücklicherweiſe weißt Du und alle Welt, liebe Freundin, wie ſehr ich Hermann liebte: nun wohl, er

war mir nach einer Viertelſtunde ſo lieb, daß er mir ſpäter nicht lieber werden konnte. Ich ſah alle ſeine Fehler und verzieh ſie ihm alle, wenn er mich nur liebte.

Kurz nachdem ich mit ihm getanzt hatte, ging der König fort, und Hermann, der zum dienſthabenden Gefolge gehörte, mußte ihm folgen. Mit ihm ſchwand alles Leben um mich her. Es wäre vergeblich, wenn ich Dir die unermeßliche Langeweile ſchildern wollte, von der ich mich bedrückt fühlte, als ich ihn nicht mehr ſah; ihr kam nur das heftige Verlangen gleich, einſam mit mir allein zu ſein.

Endlich konnte ich fortgehen. Zu Hauſe ſchloß ich mich in meinem Zimmer zweimal ein und faßte den Entſchluß, meine Leidenſchaft zu bekämpfen. Ich glaubte, es würde mir gelingen. Ach, meine liebe Freundin, wie teuer habe ich an jenem Abend und den folgenden Tagen meinen ſchönen Glauben an die Kraft meiner Tugend bezahlt!“

Das iſt die genaue Schilderung eines Vorfalles, der zum Tagesgeſpräch wurde, denn nach ein oder zwei Monaten war die arme Wilhelmine ſo unglücklich, daß ihre Leidenſchaft allbekannt war. Das war der Urſprung von ſo vielem Unglück, durch das ſie ſo jung und auf ſo tragiſche Weiſe zugrunde ging, von eigener Hand oder von ihrem Geliebten vergiftet. Wir konnten an dem jungen Hauptmann nichts weiter entdecken, als daß er ein vorzüglicher Tänzer war. Er war heiter veranlagt, ſehr ſelbſtbewußt und gutmütig, gab ſich viel mit der Halbwelt ab und war im übrigen von kleinem Adel, ſehr arm und verkehrte nicht am Hofe.

Man darf nicht mißtrauiſch ſein, man muß ſogar eine Abneigung gegen das Mißtrauen mitbringen, ſo-

zusagen einen ungeduldigen Mut zum Wechselspiele des Lebens. Aus Überdruß an einem liebeleeren Leben und durch das Beispiel der anderen Frauen wider Willen bestochen, bildet sich die Seele einer Frau, die alle Ängste des Lebens überwunden hat und in dem traurigen Glück des Stolzes keine Befriedigung findet, unbewußt ein ideales Bild. Eines Tages begegnet sie einem Wesen, das diesem Bilde zu gleichen scheint. Sie merkt es an der Verwirrung ihres Herzens und weiht sich nun auf ewig dem so sehnsüchtig erträumten Herrn ihres Schicksals.

Die Frauen, die solchem Unglück verfallen, haben zu viel Seelengröße, um anders als aus Leidenschaft lieben zu können. Sie wären gerettet, wenn sie zur Liebe aus Galanterie herabsteigen könnten.

Da der Blitzschlag aus geheimem Überdruß an dem, was der Katechismus Tugend nennt, und aus der Langeweile entspringt, die durch die Eintönigkeit der Vollkommenheit entsteht, so neige ich zu der Ansicht, daß er am häufigsten solche Männer trifft, die man in der Gesellschaft als Taugenichtse bezeichnet. Ich zweifle sehr, ob der gestrenge Cato je von einem Blitzstrahle getroffen wurde.

Der Blitzstrahl ist darum etwas Seltenes, weil er nur dann eintritt, wenn das Herz, das so im voraus liebt, nicht die geringste Ahnung von seinem Zustande hat.

Eine durch Unglück mißtrauisch gewordene Frau ist zu einer solchen Revolution der Seele nicht fähig.

Nichts fördert Blitzschläge mehr, als das Lob, das eine Frau vorher und durch Frauenmund dem Manne zollen hört, den der Blitzstrahl treffen wird.

Eine der komiſchſten Quellen von Liebesabenteuern ſind falſche Blitzſchläge. Eine gelangweilte, aber nicht feinfühlige Frau glaubt eines Abends, ſich für ihr ganzes Leben verliebt zu haben. Sie iſt ſtolz, endlich eine jener großen Wallungen gefunden zu haben, nach denen ihre Seele ſo lechzte. Am anderen Tage iſt ſie ratlos, wo ſie ſich verſtecken und wie ſie dem Unglücklichen aus dem Wege gehen ſoll, den ſie geſtern anbetete.

Menſchen von Geiſt verſtehen Blitzſchläge vorauszuſehen und zu ihren Gunſten auszunutzen.

Auch die Liebe aus Sinnlichkeit hat ihre Blitzſchläge. So beobachtete ich geſtern, wie die ſchönſte und leichtlebigſte Dame Berlins, mit der ich zuſammen im Wagen fuhr, plötzlich errötete. Der ſchöne Leutnant Findorff war vorübergegangen. Sie verfiel in tiefe Träumerei und Unruhe. Abends im Theater geſtand ſie mir, daß ſie närriſch verliebt ſei und daß ſie nur an Findorff denke, mit dem ſie jedoch nie ein Wort geſprochen hatte. Wenn es angängig wäre, ſagte ſie, ſo würde ſie ihn holen laſſen. Ihr hübſches Geſicht verriet alle Zeichen einer heftigen Leidenſchaft. Das ging auch noch den folgenden Tag ſo; nach drei Tagen hatte ſich Findorff täppiſch betragen, und ſie dachte nicht mehr an ihn. Einen Monat ſpäter war er ihr verhaßt.

23. In fremdem Lande

Ich rate allen, die im Norden geboren ſind, dieſes Kapitel zu überſchlagen. Es iſt eine unverſtändliche Abhandlung über einige ſeltſame Erſcheinungen

am Orangenbaume, der nur in Italien und Spanien gedeiht und zu ſeiner richtigen Höhe wächſt. Um anderswo verſtanden zu werden, müßte ich die Tatſachen verkleinern.

Sicherlich würde ich das auch tun, wenn ich im geringſten darauf ausginge, ein Buch für den allgemeinen Geſchmack zu ſchreiben. Da mir aber der Himmel literariſche Begabung verſagt hat, habe ich lediglich die Abſicht, mit rein wiſſenſchaftlicher Genauigkeit und Sachlichkeit gewiſſe Tatſachen zu beſchreiben, deren unfreiwilliger Zeuge ich durch längeren Aufenthalt im Lande der Orangen wurde. Friedrich der Große und jeder andere bedeutende Nordländer, der nie Gelegenheit gehabt hat, Orangenbäume unter freiem Himmel zu ſehen, würde ſicherlich die folgenden Tatſachen bezweifeln, und zwar mit vollem Rechte. Ich ſehe das ſehr wohl ein und weiß auch, warum es ſo iſt.

Meine offenherzige Erklärung könnte hochmütig klingen; darum füge ich folgende Betrachtung hinzu.

Wir ſchreiben auf gut Glück, jeder was er für wahr hält, und jeder verſucht dabei, dem anderen Unwahrheiten nachzuweiſen. Für mich ſind unſere Bücher wie Lotterieloſe; mehr Wert haben ſie wirklich nicht. Erſt die Nachwelt, die ſie entweder vergeſſen hat oder neu herausgibt, weiß, welches Los gewonnen hat. Bis dahin hat keiner von uns, die wir doch alle unſer Beſtes und das, was uns am wahrſten erſchien, niedergeſchrieben haben, irgendwelches Recht, ſich über den anderen luſtig zu machen, höchſtens in drolliger Satire, denn die hat immer ihre Berechtigung, zumal wenn ſie geiſtreich iſt.

Nach dieſer Einleitung will ich getroſt an die Darlegung der Tatſachen gehen, die man nach meiner Überzeugung in Paris ſelten beobachtet hat. Paris iſt zwar unbeſtritten die erſte Stadt der Welt; aber Orangen trifft man dort nicht unter freiem Himmel an, wie in Sorrent. Und in Sorrent war es, der Vaterſtadt Taſſos, am Golf von Neapel, in halber Höhe über dem Meere, in einer Lage, die noch maleriſcher iſt, als die von Neapel ſelbſt, wo ich dieſe Betrachtungen niedergeſchrieben habe.

Wenn wir wiſſen, daß wir die Frau, die wir lieben, am Abend ſehen werden, ſo macht die Erwartung dieſes großen Glücks die Zeit bis dahin unerträglich. Ein verzehrendes Feuer läßt uns zwanzig Dinge anfangen und wieder beiſeite legen. Alle Augenblicke ſehen wir nach der Uhr und ſind froh, ſie einmal zehn Minuten lang nicht herausgezogen zu haben. Endlich ſchlägt die heißerſehnte Stunde. Vor dem Hauſe der Geliebten, wenn wir ſchon an die Tür klopfen wollen, wünſchen wir auf einmal, ſie nicht anzutreffen; und doch würde uns das, wenn wir es uns überlegen, betrüben. Mit einem Worte: die Erwartung, ſie zu ſehen, erhält plötzlich einen unangenehmen Beigeſchmack.

Das ſind Dinge, die den Philiſter zu dem Ausſpruche veranlaſſen, die Liebe ſei unvernünftig.

Der Grund iſt, daß unſere Phantaſie dem ſchönen Reich der Träume entriſſen iſt, wo nur Seligkeit herrſcht, und wieder der rauhen Wirklichkeit gegenüberſteht.

Eine zarte Seele weiß wohl, daß wir uns beim Anblicke der Geliebten in einen Kampf einlaſſen, der

bei der geringſten Zerſtreutheit und Mutloſigkeit mit einer Niederlage enden muß. Dann ſind uns für lange Zeit die Träumereien der Phantaſie vergiftet und unſer Selbſtgefühl iſt uns genommen. Man ſagt ſich: „Es gebricht mir an Geiſt, ich habe keinen Mut.“ Aber niemand hat vor einem geliebten Weſen Mut, oder man liebt es ſchon nicht mehr recht.

Die geringe geiſtige Sammlung, die man trotz aller Mühe aus den Träumereien der Kriſtallbildung noch gerettet hat, iſt ſchuld daran, daß man in den erſten Plaudereien mit der geliebten Frau eine Unmenge von Dingen herausſagt, die keinen Sinn haben oder gerade das Gegenteil deſſen ausdrücken, was man denkt, oder, was noch viel ſchmerzlicher iſt, daß man ſeine wahren Gefühle übertreibt und ſie dadurch in ihren Augen lächerlich macht. Da einem ein unbeſtimmtes Gefühl ſagt, daß man auf die eigenen Worte nicht genug achtet, ſo fängt man unbewußt an, ſeine Ausdrücke ſorgfältiger zu wählen und zu künſteln. Schweigen will man auch nicht, weil Stillſein verlegen macht und man dann noch viel weniger an die Geliebte zu denken vermag. Man ſagt alſo mit ernſter Miene eine Menge von Dingen, die man gar nicht ernſtlich glaubt und deren Wiederholung einen in ſtarke Verlegenheit brächte; man verſagt ſich hartnäckig die Gegenwart der Geliebten, nur um noch mehr der ihre zu ſein. Als ich zum erſten Male die Liebe kennen lernte, verleitete mich dieſe Verworrenheit meines Innern beinahe zu dem Wahne, daß ich gar nicht liebe.

Die Feigheit der Rekruten und ihr Mittel, der Angſt dadurch Herr zu werden, daß ſie blindlings in das ſtärkſte Feuer hineinrennen, begreife ich jetzt völlig.

Wenn ich an die Unzahl von Dummheiten denke, die ich seit zwei Jahren gesagt habe, nur um in solchen Augenblicken überhaupt etwas zu sagen, gerate ich in Verzweiflung.

Gerade das sollte in den Augen der Frauen ein untrügliches Merkmal sein, um Liebe aus Leidenschaft von Liebe aus Galanterie und zartfühlende von prosaischen Naturen zu unterscheiden.

In solchen entscheidenden Augenblicken gewinnen diese soviel, wie jene verlieren. Eine prosaische Seele erlangt dann gerade die erhöhte Wärme, die ihr gewöhnlich fehlt, während die arme zarte Seele, übervoll von Empfindungen, bis zur Tollheit überreizt ist und dazu noch ihre Überreizung zu verbergen versucht. Durch die unaufhörlichen Anstrengungen, die eigenen Gefühle zu zügeln, verliert sie jede Spur von Kaltblütigkeit, deren sie doch bedarf, um ihren Vorteil wahrzunehmen. So hinterläßt sie schließlich eine Entfremdung bei der Geliebten, während die prosaische Seele einen großen Schritt weiter gekommen ist. Sowie das Wohl und Wehe einer Leidenschaft auf dem Spiele steht, ist eine feinsinnige und stolze Natur nie imstande vor der Geliebten Beredsamkeit zu entfalten. Der mögliche Mißerfolg droht als zu ungeheures Unglück.

Die gewöhnliche Seele hingegen berechnet genau die Aussicht auf Erfolg, denkt nicht daran, sich den Schmerz über eine Abweisung vorher auszumalen, und noch stolz auf das, was sie so gemein macht, spottet sie über die empfindsamen Seelen, die bei allem Geist nicht die einfachsten, immer erfolgreichen Dinge zu sagen fähig sind. Eine zartdenkende Seele muß sich, weit entfernt, etwas mit Gewalt erobern zu können, mit dem Mit-

leid der Geliebten begnügen. Vor einer Frau von wahrer Feinfühligkeit erfaßt uns immer Reue, wenn wir uns in unnatürlicher Weiſe gezwungen haben, zu ihr von Liebe zu ſprechen. Wir ſehen beſchämt und kalt aus und könnten Lügner zu ſein ſcheinen, wenn ſich unſere Leidenſchaft nicht durch andere Anzeichen verriete. Weil wir Romane im Kopfe haben, martern wir uns damit ab, dem Ausdruck zu geben, was wir beſtändig ſo lebhaft und ſo bis ins kleinſte empfinden. Ein Naturmenſch würde ſich gar nicht auf ſolche mühſeligen Verſuche einlaſſen. Anſtatt von Gefühlen zu ſprechen, die ihn vor einer Viertelſtunde beherrſchten, und zu verſuchen, ein allgemeines und zu Herzen gehendes Bild davon zu entwerfen, würde er einfach und klar ſeine augenblicklichen Gefühle ſchildern. Aber das können wir nicht. Wir künſteln, ohne dadurch irgend etwas zu erreichen; und da unſeren Worten die überzeugende Kraft der wirklichen Empfindung fehlt und wir gar noch Erinnerungen hineinmiſchen, finden wir im entſcheidenden Augenblick Dinge von demütigender Lächerlichkeit für angebracht und ſprechen ſie aus.

Wenn wir uns nach einer qualvollen Stunde mit vieler Mühe endlich aus dem Irrgarten der Phantaſie herausfinden und einfach die Gegenwart der geliebten Frau zu genießen beginnen, dann ſchlägt zumeiſt gerade die Trennungsſtunde.

Alles das erſcheint übertrieben. Und doch habe ich noch viel mehr beobachtet. Ich hatte einen Freund namens Salviati, der eine Dame abgöttiſch liebte. Sie glaubte ſich durch irgend eine Rückſichtsloſigkeit, die er mir nie eingeſtanden hat, beleidigt und beſtrafte ihn damit, daß er ſie nur zweimal im Monat ſehen

durfte. Dieſe ſeltenen und heißerſehnten Beſuche machten ihn wie wahnſinnig, und nur durch ſeine große Charakterſtärke verbarg er dieſe Anfälle nach außen.

Schon zu Beginn des Beſuches beeinträchtigt einen der Gedanke an das Ende zu ſehr, um richtig in die genießende Stimmung zu kommen. Man ſpricht viel, ohne zu hören, was man ſpricht; oft ſagt man das Gegenteil von dem, was man denkt. Man verwickelt ſich in Sätze, die man plötzlich wegen ihrer Lächerlichkeit abbrechen muß, wenn man wieder zu Vernunft und Sammlung kommt. Die Gewalt, die man ſich antut, erweckt den Anſchein der Kälte. Die Liebe verleugnet ſich durch ihr eigenes Übermaß.

Fern von dieſem Zuſtande, malte ſich vorher die Phantaſie die reizvollſten Plaudereien aus, man empfand die zärtlichſten und rührendſten Wallungen. Tagelang glaubte man an ſeinen Mut, ſo zu der Geliebten ſprechen zu können. Aber am Tage vor dem erträumten Glück beginnt die Unruhe, und ſie wächſt in dem Maße, wie der gefürchtete Zeitpunkt ſich nähert.

In dem Augenblick, wo man das Zimmer der geliebten Frau betritt, klammert man ſich, um nicht die größten Dummheiten zu ſagen oder zu machen, an den Vorſatz, ſtumm zu bleiben und ſie nur anzuſchauen, um wenigſtens die Erinnerung an ihr Weſen heimzubringen. Aber durch ihre Gegenwart überkommt die Sinne eine Art Taumel. Wie ein Verrückter fühlt man ſich zu Sonderlichkeiten verleitet; man hat die Empfindung, zwei Seelen zu haben; die eine befiehlt, irgend etwas zu tun, und die andere heißt es falſch.

Man hat das verworrene Gefühl, daß der Zwang, ſich vor Dummheiten in acht zu nehmen, das Blut etwas abkühlt, aber man vergißt dabei, daß die Beſuchsſtunde zu Ende geht und man das Unglück hat, ſie auf vierzehn Tage verlaſſen zu müſſen.

Wenn zufällig irgend ein langweiliger Menſch bei ihr ſitzt und fade Geſchichten auftiſcht, ſo iſt der arme Verliebte in unverſtändlicher Narrheit ganz Ohr, als ob es ihm darauf ankäme, ſo koſtbare Augenblicke zu vergeuden. Die Stunde, die er ſich ſo hold gedacht hatte, verrinnt mit Blitzesſchnelle, und dabei laſſen ihn mit unſagbarer Bitternis tauſend Kleinigkeiten fühlen, wie fremd er der Geliebten geworden iſt. Er ſieht ſich inmitten von gleichgiltigen Menſchen, die ihr Beſuch machen, und findet, daß er der einzige iſt, der nicht über alle Einzelheiten ihrer Erlebniſſe in den letzten Tagen Beſcheid weiß. Endlich erhebt er ſich, und während er ſich kalt empfiehlt, überkommt ihn das ſchmerzvolle Bewußtſein, ſie erſt in vierzehn Tagen wiederzuſehen. Kein Zweifel, er würde weniger leiden, wenn er die Geliebte nie wieder ſehen ſollte. So und noch qualvoller ging es dem Herzog von Policaſtro, der alle halbe Jahre eine Reiſe von hundert Meilen unternehmen mußte, um in Lecce eine angebetete, aber eiferſüchtig bewachte Geliebte auf eine Viertelſtunde zu ſehen.

Hieraus ſieht man recht, daß der Wille keinen Einfluß auf die Liebe hat. Wie würde ſonſt jemand ſo toll ſein, Gleichgiltigkeit zur Schau zu tragen, wenn er in der höchſten Aufregung über die Geliebte und über ſich ſelbſt iſt? Der einzige Erfolg eines ſolchen Beſuches iſt eine Erneuerung der Kriſtallbildung.

Für Salviati war das Leben in Abſchnitte von je vierzehn Tagen eingeteilt, deren Stimmung jedesmal durch die Färbung des Abends beſtimmt wurde, an dem er die geliebte Frau ſehen durfte. So war er zum Beiſpiel am einundzwanzigſten Mai überglücklich, und am vierten Juni ging er aus Angſt vor der Verſuchung, ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, nicht nach Hauſe.

Übrigens habe ich an jenem Abend die Beobachtung gemacht, daß die Romanſchreiber den Selbſtmord ſehr ſchlecht darſtellen. Salviati ſagte zu mir mit ruhiger Miene: „Ich bin durſtig, ich muß ein Glas Waſſer trinken.“ Ich kämpfte nicht gegen ſein Vorhaben an, ſondern ſagte ihm Lebewohl. Da fing er an zu weinen.

Da die ganze Unterhaltung zweier Liebenden von Unruhe erfüllt iſt, ſo wäre es unklug, voreilige Folgerungen aus einer Einzelheit derſelben zu ziehen. Nur in unerwarteten Ausbrüchen zeigen ſich unverhüllte Empfindungen, ſie ſind die Stimme des Herzens. Höchſtens kann man aus dem Geſamteindruck aller Reden irgend etwas folgern. Man muß aber bedenken, daß wir ſelbſt in der höchſten Erregtheit meiſtens nicht die Zeit finden, die Erregung einer anderen Perſon zu beobachten, zumal wenn dieſe die Erregerin der unſrigen iſt.

24. Vom erſten Eindruck

Ich bin oft voller Bewunderung über die Feinheit und die Sicherheit im Urteile, mit denen Frauen gewiſſe kleine Züge erfaſſen, aber einen Augenblick ſpäter

beobachte ich, wie ſie einen Dummkopf in den Himmel heben, ſich von einem faden Schwätzer zu Tränen rühren laſſen oder geiſtloſes, geziertes Gebaren als ernſten Charakterzug nehmen. Für ſolche Einfalt fehlt mir das Verſtändnis. Es muß da irgend ein allgemeines Geſetz geben, das ich nicht kenne.

Sie haben einen Vorzug an einem Manne entdeckt, ſind über eine Einzelheit entzückt und laſſen dieſe lebhaft auf ſich einwirken, ohne für alles andere an ihm die geringſte Teilnahme zu haben.

Ich habe zugeſehen, wenn hervorragende Männer geiſtreichen Frauen vorgeſtellt wurden. Immer war ein Körnchen Vorurteil im Spiele, daß für den Eindruck der erſten Begegnung entſcheidend war.

Wenn ich ein eigenes Erlebnis einfügen darf, ſo möchte ich erzählen, wie der liebenswürdige Oberſt B*** der Frau von Struve in Königsberg vorgeſtellt wurde. Sie war eine ganz bedeutende Frau, und wir fragten uns gegenſeitig: wird er Eindruck auf ſie machen? Man wettet. Ich trete an Frau von Struve heran und berichte ihr, daß der Oberſt ſeine Halsbinden zwei Tage hintereinander trage; am zweiten Tage pflege er ſie nach der reinen Seite umzuwenden. Sie könne an ſeiner Binde die Querfalten bemerken. Nichts war unwahrer.

Kaum bin ich damit fertig, als jener reizende Menſch angemeldet wird. Der kleinſte Pariſer Stutzer hätte einen günſtigeren Eindruck hervorgerufen. Ich erwähne, daß Frau von Struve ihren Mann liebte. Sie war eine ehrenwerte Frau; von galanten Beziehungen zwiſchen beiden konnte darum keine Rede ſein, wenn auch beide für einander wie geſchaffen

waren. Man ſagte jener Frau nach, ſie ſei romantiſch veranlagt, und ihn konnte nichts mehr reizen, als gerade romantiſch übertriebene Tugend. Sie hat ihn in jungen Jahren in den Tod getrieben.

Frauen haben die Gabe, in wunderbarer Weiſe alle Schattierungen der Liebe, die unmerkbarſten Schwankungen des Menſchenherzens und die geringſten Regungen der Eigenliebe zu fühlen. In dieſer Beziehung haben ſie einen Sinn mehr als wir Männer. Das geht auch aus der Art hervor, wie ſie Verwundete zu pflegen verſtehen.

Vielleicht haben ſie dafür kein rechtes Urteil über geiſtige Eigenſchaften und den inneren Wert eines Menſchen. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß ausgezeichnete Frauen von einem geiſtvollen Manne entzückt waren, und gleich darauf, faſt in demſelben Satze, einen der größten Hohlköpfe bewunderten. Das gab mir einen Stich wie einem Kenner, der zuſieht, wie echte Diamanten für Straßſteine, und Straßſteine für echte gehalten werden, nur weil ſie größer ſind.

Ich habe daraus geſchloſſen, daß man Frauen gegenüber alles wagen muß. Dort wo der General Laſalle ſcheiterte, hat ein bärtiger und fluchender Hauptmann Erfolg (Poſen, 1807). Sicherlich gibt es am Werte eines Mannes vieles, was Frauen nicht ahnen.

Mit Vorliebe pflege ich nach Naturgeſetzen zu ſuchen. Die Kraft der Nerven verbraucht ſich bei Männern durch das Gehirn, bei Frauen durch das Herz. Deshalb ſind dieſe empfindſamer. Uns tröſtet die Arbeit und der Beruf, der unſer ganzes Leben ausfüllt; für

die Frauen gibt es nur einen einzigen Troſt: die Zerſtreuung.

Mein Freund Appiani, der nur in ſeltenen Fällen die Tugend für möglich hält, ging heute Abend mit mir auf die Gedankenjagd. Ich ſprach mit ihm über dieſes Kapitel, und er meinte:

„Die Seelenſtärke der Eponina, die ſie bekanntlich durch die heldenhafte Aufopferung bewieſen hat, mit der ſie ihrem Gatten in ſeiner unterirdiſchen Höhle das Leben erhielt und ihn vor dem Wahnſinn bewahrte, würde ſich bei einem friedlichen Zuſammenleben in Rom in der Geſchicklichkeit geäußert haben, mit der ſie ihren Geliebten verheimlicht hätte.

Starke Seelen müſſen eine Betätigung haben.“

25. Über das Schamgefühl

Die Frauen auf Madagaskar laſſen ohne Bedenken das unverhüllt, was man hierzulande am meiſten verbirgt; ſie würden aber vor Scham vergehen, wenn ſie ihre Arme entblößen ſollten. Es iſt klar, daß drei Viertel des Schamgefühls anerzogen ſind. Und doch iſt das Geſetz der Schamhaftigkeit vielleicht das einzige Geſchenk der Kultur, das der Menſchheit lediglich Glück gebracht hat.

Die Schamhaftigkeit iſt das Wunderwerk der Kultur. Bei den wilden und halbbarbariſchen Völkern gibt es nur Liebe aus Sinnlichkeit, und zwar gröbſter Art. Erſt die Schamhaftigkeit geſellt zu der Liebe die Phantaſie und erweckt ſie dadurch zum wahren Leben.

Gute Mütter erziehen ihren Töchtern von klein auf das Schamgefühl an, und dies mit größter Eifersucht, gewissermaßen aus Korpsgeist. Damit sorgen sie schon für das Glück der künftigen Liebhaber ihrer Töchter.

Eine schüchterne und zartfühlende Frau empfindet die größte Pein, wenn sie sich in Gegenwart eines Mannes irgend etwas erlaubt hat, worüber sie erröten muß. Ich bin überzeugt, daß jede einigermaßen stolze Frau in solchen Augenblicken lieber tausendmal sterben möchte. Ein geringes Sichgehenlassen, vom geliebten Manne liebenswürdig aufgefaßt, gewährt für den Augenblick lebhaftes Vergnügen; argwöhnt aber eine Frau, daß er sie darum tadeln möchte, oder daß er nicht wirklich darüber entzückt ist, so bleiben in ihrer Seele furchtbare Zweifel. Jede höher stehende Frau muß in ihrem ganzen Wesen unnahbar sein. Der Einsatz ist ja auch zu ungleich; man setzt für ein geringfügiges Vergnügen, für den Vorteil, ein wenig liebreizender zu erscheinen, allerlei Gefahren aufs Spiel: brennende Reue und ein Schamgefühl, das selbst den Geliebten in den Augen der Frau herabsetzen kann. Ein fröhlicher, leichtsinniger und sorgloser Abend wird somit teuer bezahlt. Wenn sich eine Frau einen solchen Fehltritt vorzuwerfen hat, wird ihr der Anblick des Geliebten für viele Tage verhaßt. Kann man sich also über die Macht einer Gewohnheit bei den Frauen wundern, deren geringste Außerachtlassung sie mit dem Gefühle der größten Schmach büßen?

Die Schamhaftigkeit hat ihr Gutes, denn sie ist die Mutter der Liebe. Niemand kann ihr das abstreiten. Es ist das eine einfache Folge des Gefühlsmechanismus. Die Seele denkt an die Scham, statt an ihr

Begehren; sie versagt sich ihre Wünsche, denn Wünsche verleiten zu Taten.

Es ist verständlich, daß jede zartfühlende und stolze Frau — und die genannten beiden Eigenschaften sind wie Ursache und Wirkung meist unzertrennlich — eine gewohnheitsmäßige Kälte zur Schau trägt, die manche Leute irrtümlich als Prüderie ansehen.

Dieser Vorwurf hat um so mehr eine scheinbare Berechtigung, als es für eine Frau unendlich schwer ist, den richtigen Mittelweg einzuhalten. Eine Frau mit ein wenig Geist und viel Stolz muß bald zu der Erkenntnis gelangen, daß sie im Punkte der Schamhaftigkeit nie des Guten zu viel tun kann. Eine Engländerin fühlt sich schon beleidigt, wenn man in ihrer Gegenwart ein gewisses Kleidungsstück mit seinem richtigen Namen nennt. Sie würde sich wohl hüten, auf dem Lande des Abends gleichzeitig mit ihrem Manne den Salon zu verlassen. Und sie findet, was ihre Auffassung noch besser kennzeichnet, eine Verletzung der Schamhaftigkeit darin, sich außer vor ihrem Gatten ausgelassen zu zeigen.[10] Vielleicht aus dieser übergroßen Rücksichtnahme läßt der vornehme Engländer sein häusliches Leben absichtlich so unbeschreiblich langweilig erscheinen. Übertriebener Stolz hat seine Schattenseiten. Nur die Religion und die aristokratische Lebensanschauung haben das grausame Gesetz: die Pflicht über alles.

Im Gegensatz dazu fand ich, als ich auf einer Reise mit einem Male von Plymouth nach Cadix und Sevilla kam, daß in Spanien die Wärme des Klimas und der Leidenschaften die nötige Zurückhaltung vergessen läßt. Ich habe sehr zärtliche Liebkosungen be-

obachtet, die man ſich dort öffentlich erlaubte, die nicht etwa einen rührenden Eindruck auf mich machten, ſondern gerade entgegengeſetzte Empfindungen verurſachten. Nichts berührt peinlicher.

Man muß den Zwang der den Frauen unter dem Namen der Schamhaftigkeit anerzogenen Gewohnheiten als etwas Unberechenbares anſehen. Gewöhnliche Frauen erheucheln übergroßes Schamgefühl, um ſich den Anſchein vornehmer Damen zu verleihen.

Die Macht der Schamhaftigkeit iſt ſo groß, daß ſich eine zartfühlende Frau dem geliebten Manne eher durch Zeichen, als durch Worte verrät.

Die hübſcheſte, reichſte und leichtlebigſte Dame Bolognas erzählte mir gerade geſtern Abend, daß ein geckenhafter Franzoſe, ein netter Vertreter ſeines Volkes, den Einfall gehabt habe, ſich unter ihrem Bette zu verſtecken. Wahrſcheinlich wollte er ſeine zahlloſen lächerlichen Liebeserklärungen, mit denen er die Dame ſeit einem Monate verfolgte, nicht umſonſt gemacht haben. Indeſſen fehlte es dieſem Helden an Geiſtesgegenwart. Er wartete zwar, bis Frau M*** ihre Kammerzofe entlaſſen hatte, hatte aber nicht die Geduld, der Bedienung Zeit zum Einſchlafen zu laſſen. Frau M*** klingelte und ließ ihn unter dem Hohngelächter und den Schlägen von fünf oder ſechs Dienern ſchimpflich hinausjagen.

„Wenn er nun zwei Stunden gewartet hätte?“ fragte ich.

„Dann wäre ich in der unglücklichſten Lage geweſen. Er hätte mir ſagen können: Wer wird daran zweifeln, daß ich nur auf Ihren Befehl hin hier bin?“

Nach meinem Beſuche bei dieſer hübſchen Frau ging ich zu einer anderen Dame, der liebenswerteſten meiner Bekanntſchaft. Ihre außergewöhnliche Feinfühligkeit übertrifft, wenn das möglich iſt, ihre rührende Schönheit. Ich treffe ſie allein an und erzähle ihr das Erlebnis der Frau M***. Wir plaudern darüber und ſie ſagt:

„Hören Sie, wenn der Mann, der dieſe Tat gewagt hat, jener Dame ſchon vordem liebenswert erſchien, wird ſie ihm verzeihen und ihn nachher lieben.“

Ich geſtehe, daß ich über dieſen Lichtſtrahl, der unerwartet die Tiefe des menſchlichen Herzens durchleuchtete, recht betroffen war. Erſt nach einigem Stillſchweigen vermochte ich zu fragen: „Hat ein Liebender aber den Mut, zu dem letzten Mittel, der Gewalttätigkeit, zu ſchreiten?“

Dieſes Kapitel wäre viel inhaltsſchwerer, wenn es eine Frau verfaßt hätte. Alles, was ich geſagt habe über die Sprödigkeit und den Stolz der Frau, über ihre anerzogene Schamhaftigkeit und deren Verletzungen, über gewiſſe Feinheiten des weiblichen Zartgefühls, das faſt immer auf das engſte mit Gemütsaſſoziationen verknüpft iſt, die dem Manne fremd und oft in der Natur gar nicht begründet ſind, alles das findet ſich hier nur nach dem Hörenſagen zuſammengefaßt.

In einem Augenblicke philoſophiſcher Offenheit ſagte mir eine Frau ungefähr folgendes:

„Wenn ich jemals meine Freiheit opfern ſollte, muß der Mann, den ich ſchließlich wähle, meine Neigung für ihn um ſo höher ſchätzen, da er ja weiß, wie geizig ich allezeit mit den geringſten Gunſtbezeugungen geweſen bin.“

Zu gunsten dieses künftigen Geliebten, den sie vielleicht niemals finden wird, behandelt manche Frau jeden Mann, mit dem sie spricht, mit Kälte. Dies ist die erste und zwar achtbare Übertreibung der Schamhaftigkeit; eine andere entspringt dem weiblichen Stolze, die dritte dem ihres Gatten.

Ich glaube, daß sich die Liebe oft in die Träumereien selbst der tugendhaftesten Frauen einschleicht. Sie haben das Recht dazu. Nicht zu lieben, wenn man vom Himmel mit einer für die Liebe geschaffenen Seele begnadet worden ist, heißt sich und andere eines großen Glückes berauben. Ebenso dürfte ein Orangenbaum aus Furcht, eine Sünde zu begehen, nicht blühen; und eine für die Liebe erschaffene Seele ist nicht imstande, ein andres Glück mit Freude zu genießen. Sie findet in den sogenannten Vergnügungen der Gesellschaft bald eine unsagbare Nichtigkeit. Oft meint sie, die Künste und die Schönheiten der Natur zu lieben, aber diese bestärken und steigern nur ihre Liebessehnsucht, und sie wird bald gewahr, daß alles Schöne in der Welt nur von dem Glücke redet, das sie sich versagen wollte.

Das einzige Tadelnswerte an der Schamhaftigkeit ist, daß sie zur gewohnheitsmäßigen Lüge verleitet. In dieser Hinsicht hat die leichtsinnige Frau einmal etwas vor der feinfühligen voraus. Eine leichtfertige Frau sagt: „Lieber Freund, sobald Sie mir gefallen, werde ich es Ihnen sagen, und ich werde mehr Freude daran haben, als Sie, denn ich schätze Sie sehr hoch."

Eine meiner Freundinnen rief nach dem Siege ihres Geliebten in lebhafter Selbstzufriedenheit aus: „Wie

bin ich glücklich, daß ich mich in den acht Jahren, ſeit ich mit meinem Gatten entzweit bin, niemandem hingegeben habe."

In dieſer Denkweiſe finde ich etwas Lächerliches, und doch erſcheint die Freude jener Frau voll Leben und Friſche.

Meine Männeraugen glauben neun verſchiedene Arten von Schamhaftigkeit zu unterſcheiden.

Erſtens: Eine Frau ſetzt viel gegen wenig aufs Spiel; deshalb muß ſie ſehr zurückhaltend ſein, oft bis zur Unnatürlichkeit. Sie lacht zum Beiſpiel nicht über ganz ergötzliche Dinge. Es gehört aber viel Geiſt dazu, immer das richtige Maß von Schamgefühl zu zeigen. Darum können viele Frauen, wenn ſie unter ſich ſind, nicht genug zu hören bekommen, oder deutlicher geſprochen, ſie verlangen dann nicht, daß die Erzählungen, die ſie anhören, zu verſchleiert ſind, ja die Schleier können wegbleiben, je mehr ſie in Weinlaune und Ausgelaſſenheit geraten.

Vielleicht iſt es eine Wirkung der Schamhaftigkeit und der damit verbundenen tödlichen Langeweile, daß die meiſten Frauen am Manne die Unverſchämtheit ſo hoch ſchätzen? Oder halten ſie die Unverſchämtheit für etwas Charaktervolles?

Zweitens: Mein Geliebter wird mich um ſo höher ſchätzen.

Drittens: Die Macht der Gewohnheit ſiegt ſelbſt in Augenblicken der höchſten Leidenſchaft.

Viertens: Die Schamhaftigkeit gewährt dem Liebenden ſehr ſchmeichelhafte Freuden: ſie läßt ihn empfinden, welche Geſetze eine Frau um ſeinetwillen verletzt.

Fünftens: Die Frauen fühlen die Luſt der Sinne um ſo berauſchender. Da ſie eine mächtige Gewohnheit beſiegen, iſt ihr Gemüt um ſo erregter.

Graf Valmont findet ſich nachts im Schlafgemach einer hübſchen Frau; er erlebt dergleichen alle Wochen, die Frau vielleicht alle zwei Jahre einmal. Die Seltenheit und das Schamgefühl müſſen alſo den Frauen viel lebhaftere Freuden gewähren.[11]

Sechſtens: Schlimm iſt es, daß die Schamhaftigkeit immer zu Lügen verleitet.

Siebentes: Die Übertreibung der Schamhaftigkeit und ihre Strenge ſchrecken zarte und ängſtliche Seelen von der Liebe ab, gerade ſolche, die geſchaffen ſind, die köſtlichſte Liebe zu gewähren und zu empfangen.

Achtens: Feinfühlige Frauen, die noch nicht mehrere Liebhaber gehabt haben, hindert die Schamhaftigkeit, ſich ungezwungen zu geben. Sie laſſen ſich deshalb ein wenig von ſolchen Freundinnen leiten, die ſich nicht den gleichen Fehler vorzuwerfen haben. Sie ſind allzu achtſam auf jede Einzelheit, anſtatt ſich blindlings ihrer Gewohnheit hinzugeben. Ihr empfindſames Schamgefühl verleiht ihren Bewegungen etwas Gezwungenes; weil ſie mit Gewalt natürlich ſein wollen, geht ihnen die Natürlichkeit verloren. Aber ſelbſt ihrem linkiſchen Weſen haftet himmliſche Anmut an.

Manchmal ſieht die Freundſchaft der Frauen wie Zärtlichkeit aus, weil ſie in ihrer engelhaften Güte unbewußt kokett ſind. Zu träge, ihre Traumwelt zu verlaſſen, ſcheuen ſie die Mühe, auf eine Plauderei einzugehen, und ſtatt einem Freunde irgend etwas Liebenswürdiges oder Höfliches zu ſagen, ſtützen ſie ſich lieber zärtlich auf ſeinen Arm.

Neuntens: Wenn Frauen schreiben, sie erreichen daher nur sehr selten einen erhabenen Ton. Ihre kleinsten Briefchen aber sind immer gefällig, weil sie nie wagen, ganz offen zu sein. Offen sein ist für sie dasselbe, wie ohne Hut ausgehen. Bei einem Manne dagegen kommt es sehr häufig vor, daß er ganz im Banne seiner Einbildungskraft schreibt, ohne an die Folgen zu denken.

Was folgt daraus?

Es ist ein verbreiteter Fehler, die Frauen als edlere und beweglichere Geschöpfe anzusehen, mit denen wir Männer nicht wetteifern könnten. Zu leicht vergessen wir, daß es zwei neue und eigenartige Gesetze sind, die außer den allgemein menschlichen Motiven jene beweglichen Wesen völlig beherrschen: der weibliche Stolz und die Schamhaftigkeit und die oft unverständlichen Gewohnheiten, die diese zur Folge haben.

26. Die Augensprache

Die Augen sind die Hauptwaffe der tugendsamen Koketterie. Mit einem einzigen Blicke läßt sich alles sagen, und doch kann man alles wieder ableugnen, denn Blicke sind keine Worte.

Das erinnert mich an den Grafen G***, den Mirabeau Roms. Die kleine liebenswürdige Regierung des Kirchenstaates hatte ihn eine eigenartige Redeweise gelehrt: er bewegte sich nur in abgerissenen Sätzen, die alles und nichts sagen konnten. Man verstand sehr wohl, was er meinte; aber wenn man seine Worte noch so wörtlich wiederholte, konnte ihn doch niemand dadurch bloßstellen. Der Kardinal Lante pflegte von

ihm zu ſagen, er habe dieſe Gabe den Frauen abgeſehen, und zwar den ehrbarſten unter ihnen. Dieſe weibliche Schelmerei iſt eine grauſame, aber gerechte Vergeltung für die Tyrannei der Männer.

27. Vom weiblichen Stolze

Die Frauen hören ihr ganzes Leben lang die Männer von angeblich wichtigen Dingen reden, von großem Geldgewinn, von Erfolgen im Kriege, von im Duell Gefallenen, von grauſamen und bewunderungswürdigen Racheakten und von ähnlichen Dingen, die alle außerhalb der weiblichen Sphäre liegen.

Frauen, die eine ſtolze Seele haben, fühlen, daß ſie dieſen Dingen nichts entgegenzuſetzen haben, worauf ſie ſehr ſtolz ſein könnten. Sie fühlen, daß in ihrer Bruſt ein Herz ſchlägt, das durch die Kraft und den Stolz ſeiner Empfindungen ihrer ganzen Umgebung überlegen iſt, und doch ſehen ſie, daß die nichtigſten Männer mehr Selbſtgefühl haben, als ſie. Sie merken, daß ſie ihren Stolz nur in geringfügigen Dingen beweiſen können oder doch nur in ſolchen, die nur einen Gefühlswert beſitzen und über die kein Dritter richtet. Durch dieſen kränkenden Gegenſatz ihrer geringen Macht und ihrer ſtolzen Seele gequält, verſuchen ſie, ihre Schwäche durch die Lebhaftigkeit ihrer Äußerungen und durch die trotzige Hartnäckigkeit in der Durchführung ihrer Forderungen wettzumachen. Solche Frauen wähnen vor der völligen Hingabe, ſobald ſie ihren Geliebten erblicken, er führe etwas gegen ſie im Schilde. Ihre Phantaſie beunruhigt ſich lebhaft über ſein Vor-

gehen, das doch ſchließlich nur das Zeichen ſeiner Liebe iſt; ſonſt liebte er ja nicht. Anſtatt ſich über die Empfindungen des Mannes, den ſie ſelbſt lieben, zu freuen, fühlen ſie ſich durch ihn in ihrer Eitelkeit verletzt, und ſelbſt die zarteſten Seelen ſind, wenn ſie lieben, genau ſo eitel und ſelbſtſüchtig, wie eine Straßendirne.

Eine Frau von hochherzigem Charakter ſetzt ihr Leben für den Geliebten tauſendmal aufs Spiel und doch entzweit ſie ſich mit ihm wegen einer Kleinigkeit, die ihren Stolz verletzt. Das verlangt ihr Ehrgefühl. Napoleon ging zu Grunde, weil er ein Dorf nicht aufgeben wollte.

Ich habe einen ſolchen Streit einmal länger als ein Jahr dauern ſehen. Eine vornehme Frau hatte ihr ganzes Glück geopfert, nur damit ihr Geliebter nicht die Möglichkeit hatte, an ihrer Seelengröße und ihrem Stolze im geringſten zu zweifeln. Die Wiederverſöhnung war nur das Werk des Zufalls und von ſeiten der Frau eine augenblickliche, unüberwindliche Schwäche bei der Begegnung mit dem Geliebten. Sie glaubte ihn vierzig Meilen weit entfernt und er traf ſie an einem Orte, an dem er durchaus nicht erwarten konnte, ſie zu ſehen. Sie vermochte ihr erſtes Entzücken nicht zu verbergen und er war noch mehr überwältigt als ſie; beinahe ſanken ſie beide vor einander auf die Kniee, und niemals habe ich ſoviel Tränen vergießen ſehen; das war die Wirkung des unerwarteten Glückes. Tränen ſind die höchſte Steigerung des Lächelns.

Der Herzog von Argyle bewies viel Menſchenkenntnis bei der Zuſammenkunft mit der Königin Karoline zu Richmond, indem er ſich in einen Kampf mit dem weiblichen Stolze nicht einließ.[12] Je erhabener der

Charakter einer Frau iſt, um ſo ſtürmiſcher werden dieſe Kämpfe,

. . . . . „As the blackest sky
Foretells the heaviest tempest.“ [13]

Kommt das vielleicht daher, daß eine Frau, je leidenſchaftlicher ſie im Laufe des Lebens die hervorragenden Eigenſchaften des geliebten Mannes bewundert, ſich in den grauſamen Augenblicken, wo die Liebe in Haß umſchlägt, deſto heftiger dafür zu rächen ſucht, daß er den anderen Menſchen überlegen iſt? Sie fürchtet, nun auch zu dieſen gerechnet zu werden.

Es iſt ſchon lange her, daß ich die langweilige „Clariſſa“ geleſen habe, aber ich glaube mich zu erinnern, daß ſie aus weiblichem Stolze die Hand des Lovelace ausſchlägt und den Tod vorzieht.

Die Schuld des Lovelace war groß, aber, wenn ſie ihn ein wenig liebte, mußte ſie eine Tat, die doch aus Liebe geſchehen war, in ihrem Herzen verzeihen.

Dagegen erſcheint mir Monime als rührendes Beiſpiel weiblichen Zartgefühls. Wer errötet nicht vor Freude, wenn er von einer dieſer Rolle gewachſenen Schauſpielerin die Worte hört:

„Ich hatte dieſen Liebesdrang beſiegt . . .
Da habt Ihr mich beredet und betrogen,
Und ich geſtand . . .
Ich muß es nun ertragen;
Sucht die Erinnerung nicht zu verjagen!
Was ſchmählich ich verriet durch Euren Zwang,
Bleibt mir vor Augen, ach, mein Leben lang.
Ihr werdet zweifeln ſtets an meiner Treue,
Daß ich das Grab ſelbſt jetzo minder ſcheue,

Als leben mit dem Mann, der das erzwang
Und ſolchen grauſen Vorteil ſich errang,
Der mich erröten läßt in ewgem Gram,
Erröten nicht aus Liebe, nein, aus Scham!“ [14]

Ich meine, in ſpäteren Jahrhunderten wird man ſagen: Die abſolute Monarchie hatte den Vorteil, ſolche Charaktere zu erzeugen und ſolche Charakterſchilderungen von großen Künſtlern zu haben.

Und doch findet ſich auch in den Republiken des Mittelalters ein wunderbares Beiſpiel jenes Zartgefühls, das meine Behauptung vom Einfluſſe der Regierungsform auf die Leidenſchaften zu erſchüttern ſcheint. Ich will es offen anführen. Es ſind Dantes rührende Verſe aus dem „Fegefeuer“:

„Deh! quando tu sarai tornato al mondo,
. . . . . .
Ricòrditi di me, che son la Pia:
Siena mi fe', disfecemi maremma;
Salsi colui, che inannellata pria,
Disposato, m'avea con la sua gemma.“ [15]

Die Frau, die mit ſoviel Zurückhaltung ſpricht, teilte heimlich das Schickſal der Desdemona, und hätte das Verbrechen ihres Gatten ihren Freunden, die ſie auf der Erde zurückließ, durch ein Wort offenbaren können.

Nello della Pietra hatte die Hand der Madonna Pia erhalten, der einzigen Erbin der Tolomei, der reichſten und vornehmſten Familie von Siena. Ihre Schönheit, die in ganz Toscana bewundert wurde, verurſachte im Herzen ihres Gatten Eiferſucht, die, durch falſche Berichte und immer wiederholte Verdächtigungen geſchürt,

ihn zu einem ſchändlichen Plane verleitete. Es läßt ſich jetzt ſchwer feſtſtellen, ob ſeine Gattin ſo völlig ſchuldlos war, wie ſie uns Dante ſchildert.

Nello brachte ſie in die Maremnen von Volterra, die noch heute durch die Folgen der „aria cattiva“ berüchtigt ſind. Den Grund der Verbannung nach einem ſo gefährlichen Orte offenbarte er der unglücklichen Frau niemals. Sein Stolz verbot ihm jede laute Klage und jede Anklage. Einſam lebte er mit ihr in einem am Meeresgeſtade gelegenen verlaſſenen Turme, deſſen Ruinen ich aufgeſucht habe. Niemals brach er dort ſein verachtungsvolles Schweigen, niemals gab er auf die Fragen der jungen Frau eine Antwort, niemals erhörte er ihr Flehen. Kaltblütig wartete er an ihrer Seite, bis die verpeſtete Luft ihre Wirkung getan hatte. Die giftigen Dünſte der Sümpfe zerſtörten bald die Züge des ſchönſten Frauenantlitzes, das die Welt in jenem Jahrhundert geſehen haben ſoll. Nach wenigen Monaten war ſie tot. Einige alte Chroniſten berichten, daß Nello ihr Ende mit dem Dolche beſchleunigte. Jedenfalls ſtarb ſie in den Sümpfen auf gräßliche Weiſe, und nur die Art ihres Todes blieb ſelbſt für ihre Zeitgenoſſen Geheimnis. Nello della Pietra überlebte ſie, ſtumm bis zum Ende ſeiner Tage.

Es gibt nichts Edleres und Zarteres, als die Art, wie die junge Pia zu Dante ſpricht. Sie wünſcht, daß die Freunde, die ſie ſo jung verlaſſen mußte, ihrer gedenken. Sie nennt ſich und erwähnt ihren Gatten, aber ohne über ſeine unerhörte, nicht mehr gut zu machende grauſame Tat im geringſten zu klagen. Sie deutet nur an, daß er die Geſchichte ihres Todes kennt.

Solche Beſtändigkeit in ſtolzer Rache findet ſich, glaube ich, nur in ſüdlichen Ländern.

In Piemont war ich zufällig Zeuge einer ganz ähnlichen Tat; aber damals ahnte ich den Zuſammenhang nicht. Ich war mit fünfundzwanzig Dragonern nach den Wäldern längs der Seſia geſchickt worden, um Schmuggeleien nachzuſpüren. Als ich gegen Abend in dieſer wilden und einſamen Gegend anlangte, entdeckte ich hinter Bäumen die Ruinen eines alten Schloſſes. Ich kam näher. Zu meinem größten Erſtaunen war es bewohnt. Ich fand dort einen Edelmann des Landes mit finſterem Geſicht, einen Mann von ſechs Fuß Höhe und vierzig Jahre alt. Mürriſch wies er mir zwei Zimmer an. Dort muſizierte ich mit meinem Quartiermeiſter. Nach ein paar Tagen entdeckten wir, daß unſer Wirt eine Frau bewachte, die wir ſcherzweiſe Camilla tauften, ohne im entfernteſten den ſchrecklichen, wirklichen Sachverhalt zu durchſchauen. Nach ſechs Wochen ſtarb ſie. Mich erfaßte die traurige Neugier, die Tote im Sarge zu ſehen, und ich beſtach den Mönch, der bei ihr die Totenwache hielt. Gegen Mitternacht ging er unter dem Vorwande, Weihwaſſer zu ſprengen, in die Kapelle und nahm mich mit. Ich ſah dort eins jener ſtolzen Geſichter, die noch im Tode ſchön ſind. Sie hatte eine große Adlernaſe, deren edle und zarte Linie ich nie vergeſſen kann. Ich verließ dieſen trübſeligen Ort, und erſt fünf Jahre nachher, als ein Teil meines Regiments den Kaiſer bei ſeiner Krönung zum König von Italien begleitete, erfuhr ich den Zuſammenhang der ganzen Geſchichte. Jener eiferſüchtige Gatte, Graf ***, hatte eines Morgens am Bette ſeiner Frau

eine engliſche Taſchenuhr hängen gefunden, die einem jungen Manne der kleinen Stadt, in der ſie wohnten, gehörte. Noch am ſelben Tage führte er ſeine Frau nach dem verfallenen Schloſſe mitten in den Wäldern an der Seſia. Wie Nello della Pietra, ſprach er nie ein Wort. Wenn ſie ihn um irgend etwas bat, zeigte er ihr kalt und ſchweigſam die engliſche Uhr, die er immer bei ſich trug. So verbrachte er beinahe drei Jahre einſam mit ihr. Dann ſtarb ſie ſchließlich aus Verzweiflung in der Blüte ihrer Jahre. Der Gatte ſuchte den Beſitzer der Uhr zu erdolchen, ſtieß aber fehl und floh nach Genua, wo er ſich einſchiffte. Seitdem hat man keine Nachricht von ihm; ſeine Güter ſind verteilt worden.

Wenn man im Beiſein einer ſtolzen Frau Ungerechtigkeiten geduldig hinnimmt, was einem im Soldatenleben beinahe zur Gewohnheit wird, ärgert man ſie. Sie hält uns für einen Feigling und ſchmäht uns. Solche hochmütigen Naturen bevorzugen gern Männer, die ſie unduldſam gegen andere Männer auftreten ſehen. Das iſt meiner Anſicht nach ihre ſchwache Seite, und oft muß man mit ſeinem Nachbar Streit anfangen, nur um mit der Geliebten keinen zu haben.

Miß Cornel, die berühmte Londoner Schauſpielerin, erhielt eines Tages den Beſuch eines reichen Oberſten, der ihr nützlich war. Bei ihr befand ſich gerade ein kleiner Liebhaber, der ihr nur angenehm war. „Herr So-und-ſo," ſtellte ſie ihn erregt dem Oberſten vor, „iſt gekommen, um den Pony zu beſichtigen, den ich verkaufen will." — „Ich bin hier aus ganz anderem Grunde," unterbrach ſie ſtolz der kleine Geliebte, deſſen ſie überdrüſſig zu werden begann. Und ſeit dieſer

Antwort liebte ſie ihn mit neuentfachter Leidenſchaft. Stolze Frauen lieben den Stolz an ihrem Geliebten; er hindert ſie, den eignen Stolz an ihm auszulaſſen.

Der Charakter des Herzogs von Lauzun (ich meine den von 1660)[16] iſt für ſolche und vielleicht für alle vornehmen Frauen verführeriſch, wenn ſie ihm vom erſten Tage an den Mangel an Anmut verzeihen können. Für wahre Erhabenheit haben ſie keinen Sinn; ſie legen die Ruhe, die alles beobachtet, ohne ſich über Einzelheiten aufzuregen, für Kälte aus. Ich habe Damen am Hofe zu Saint-Cloud urteilen hören, Napoleon ſei ein trockener und proſaiſcher Menſch geweſen.[17] Der große Mann iſt wie ein Adler: je höher er fliegt, um ſo kleiner erſcheint er, und für ſeine Größe wird er durch die Einſamkeit ſeiner Seele geſtraft.

Aus dem weiblichen Stolze entſteht das Gefühl für das, was die Frauen „Mangel an Zartgefühl“ nennen. Ich glaube, es iſt etwas ganz Ähnliches wie das, was die Könige als „Majeſtätsverbrechen“ bezeichnen, ein Vergehen, das um ſo gefährlicher iſt, je ahnungsloſer man es begeht. Der zartfühlendſte Liebende kann des Mangels an Zartgefühl bezichtigt werden, wenn er nicht ſehr geiſtvoll iſt, oder — was viel troſtloſer iſt — wenn er ſich dem größten Reize der Liebe hingibt: dem Glücke, gegen die Geliebten völlig natürlich zu ſein und auf das, was ſie ſagt, nicht zu achten.

Das ſind Dinge, von denen ein wohlerzogenes Herz keine Ahnung hat, und die man ſelbſt erlebt haben muß, um ſie zu glauben, denn wir Männer ſind gewohnt, mit unſeren Freunden gerecht und offen umzugehen.

Immer wieder muß man ſich vergegenwärtigen, daß wir es mit Geſchöpfen zu tun haben, die ſich, wenn auch mit Unrecht, einbilden, uns an Charakterſtärke nachzuſtehen, oder beſſer geſagt, die den Argwohn hegen, daß wir ſie für minderwertig halten.

Der echte weibliche Stolz will ſich vielleicht in der Größe der verurſachten Empfindungen wiederfinden. Man verſpottete eine Hofdame der Gemahlin Königs Franz des Erſten wegen der Leichtſinnigkeit ihres Geliebten, der ſie gar nicht liebte, wie man ſagte. Bald darauf erkrankte er und kehrte ſtumm geworden zum Hofe zurück. Nach zwei Jahren, als man ſich wunderte, daß ſie ihn noch liebte, ſagte ſie zu ihm: „Sprechen Sie doch!“ Und er ſprach wieder.

28. Vom Mute der Frauen

> I tell thee, proud Templar, that not in thy fiercest battles hadst thou displayed more of thy vaunted courage, than has been shewn by woman when called upon to suffer by affection or duty.
>
> W. Scott, Ivanhoe.[18]

Ich erinnere mich, in einem Geſchichtswerke folgenden Satz geleſen zu haben: „Alle Männer verloren den Kopf, es war ein Moment, wo die Frauen unſtreitig die Überlegenheit erlangten.“

Der Mut der Frau hat einen Rückhalt, der dem Manne fehlt. Sie fühlen ſich durch ihren Geliebten in ihrer Eigenliebe verletzt und haben daher eine große Freude daran, im Drange der Gefahr es mit der Feſtigkeit eines Mannes aufnehmen zu können, der ſie ſo oft durch ſeinen Stolz als Beſchützer und durch

ſeine Kraft verletzt hat. Die Macht dieſes Genuſſes hebt ſie über jede Furcht hinaus, gerade in Augenblicken, wo der Mann Schwäche zeigt. Wenn ein Mann auch einen derartigen Rückhalt zu ſolchem Zeitpunkte hätte, würde er jeder Lage gewachſen ſein. Denn die Furcht liegt nicht in der Gefahr, ſondern in uns ſelbſt.

Ich verſuche durchaus nicht, den Mut der Frauen herabzuſetzen. Ich weiß Fälle, wo er ſie den tapferſten Männern überlegen macht. Nur müſſen ſie einen Mann haben, den ſie lieben. Da ſie nur durch ihn empfinden, ſo wird ſelbſt die unmittelbare, perſönliche Gefahr, mag ſie noch ſo furchtbar ſein, zur Roſe, die ſie in ſeiner Gegenwart brechen. So ſchildert Schiller die Maria Stuart. Auch bei Frauen, die nicht liebten, habe ich die kälteſte, bewundernswerteſte Unerſchrockenheit gefunden; es war, als ob ſie gar keine Nerven hätten. Ich glaube allerdings, ſie wären nicht ſo tapfer, wenn ſie wüßten, was es heißt, verwundet zu werden.

Der ſeeliſche Mut aber, der dem gewöhnlichen weit überlegen iſt, zeigt ſich in der Feſtigkeit einer Frau, die ihrer Liebe widerſteht; er iſt das Bewundernswürdigſte, was es auf Erden gibt. Alle anderen Beweiſe des Mutes ſind hinfällig im Vergleich zu einem ſo ſehr unnatürlichen und ſchmerzlichen Unterfangen. Vielleicht nehmen ſie die Kraft dazu aus derſelben Opferfreudigkeit, die ihnen die Schamhaftigkeit zur Pflicht macht.

Zum Unglück der Frauen bleiben die Beweiſe ihres Mutes meiſt verborgen und entziehen ſich meiſt auch der Mitteilbarkeit, und zu ihrem noch größeren Un-

glück brauchen sie ihren Mut meist zu ihren Ungunsten; die Prinzessin von Cleve hätte ihrem Gatten nichts sagen und sich dem Herrn von Nemours hingeben sollen.

Vielleicht ist es hauptsächlich der Stolz, der die Frauen veranlaßt, sich gut zu verteidigen; sie bilden sich ein, ihr Geliebter wolle sie nur aus Eitelkeit besitzen. Das ist eine kleinliche und klägliche Vorstellung; als ob ein Mann, der sich aus Liebe oft und mit Freuden selbst lächerlichen Situationen aussetzt, wohl die Zeit hätte, an seine Eitelkeit zu denken! Genau so sind die Mönche, die den Teufel auszutreiben wähnen und sich stolz mit ihren Kutten und Kasteiungen begnügen, ohne andern Lohn zu fordern.

Ich glaube, wenn Frau von Cleve ein Alter erreicht hätte, in dem man das Leben zu beurteilen beginnt und die Wollust des Stolzes in ihrer ganzen Nichtigkeit erscheint, so würde sie Reue empfunden und lieber wie Frau von Lafayette gelebt haben.[19]

Eben habe ich hundert Seiten dieses Buches wieder durchgelesen. Ich habe eine recht armselige Darstellung von der wahren Liebe gegeben, der Liebe, die unsere ganze Seele beschäftigt und sie bald mit glücklichen, bald mit verzweifelten, aber stets erhabenen Bildern erfüllt und sie unempfindlich für alles andere in der Welt macht. Ich weiß nicht, wie ich das in Worte fassen soll, was ich so klar sehe. Niemals habe ich schmerzlicher den Mangel an Begabung empfunden. Wie soll ich die Einfachheit der Taten und der Gedanken, den tiefen Ernst, den aufrichtigen Blick, der jede Gefühlsnuance so rein und restlos

wiederſpiegelt, und vor allem — ich wiederhole es — jene göttliche Sorgloſigkeit ſchildern, die ſich um nichts kümmert, als um die geliebte Frau? Ein „Ja“ oder ein „Nein“, von einem liebenden Manne ausgeſprochen, hat etwas Feierliches, das man ſonſt nirgends findet, und ſelbſt zu anderer Zeit an demſelben Manne nicht.

Heute Morgen um neun Uhr ritt ich an dem reizenden engliſchen Park des Marcheſe Zampieri vorüber, der auf den letzten Ausläufern jenes waldreichen Hügellandes liegt, an das ſich Bologna anſchmiegt, und von dem aus man einen herrlichen Blick auf die reiche grüne Lombardei, das ſchönſte Land der Erde, hat. In einem Lorbeergebüſch im Parke Zampieri, von dem aus man meinen Weg überſehen konnte, der nach dem Waſſerfall des Reno bei Caſa-Lecchio führt, bemerkte ich den Grafen Delfante. Er war tief in Träumereien verſunken und erwiderte meinen Gruß nur zerſtreut, obwohl wir den Abend vorher bis zwei Uhr nachts zuſammen verbracht hatten. Ich ritt weiter nach dem Waſſerfall und über den Reno und kam ſchließlich nach ungefähr drei Stunden wieder an dem Boskett des Parks Zampieri vorbei, wo ich den Grafen immer noch ſtehen ſah, genau in der gleichen Haltung, an eine hohe Pinie gelehnt, die über die Lorbeerbüſche hinwegragte. Ich fürchte, dieſe Einzelheiten ſind zu einfach und nichtsſagend. Delfante kam, Tränen in den Augen, auf mich zu und bat mich, niemandem von ſeiner ſtarren Unbeweglichkeit zu erzählen. Ich war gerührt; ich ſchlug ihm vor, mit mir umzukehren und den Reſt des Tages gemeinſam auf dem Lande zu verleben. Nach zwei Stunden hatte er mir

alles gebeichtet. Er iſt eine ſchöne Seele; aber wie kalt würde ſich das leſen, was er mir geſagt hat.

Er glaubte, er würde nicht geliebt. Ich bin anderer Meinung. Zwar kann man in dem ſchönen Marmorantlitz der Gräfin Chigi, in deren Hauſe wir den Abend vorher gemeinſam verbracht hatten, nichts leſen. Nur manchmal verrät ein leichtes, plötzliches Erröten, das ſie nicht verbergen kann, die Erregtheit ihrer Seele, in der übertriebener weiblicher Stolz und ſtarke Leidenſchaften ſtreiten. Dann rötet ſich ſogar ihr Alabaſterhals und ihre herrlichen, eines Canova würdigen Schultern, ſoweit ſie ſichtbar ſind. Nun verſteht ſie zwar vortrefflich die Kunſt, ihre ſchwarzen, ſchwermütigen Augen ſolchen Beobachtern zu entziehen, deren zu großen Scharfblick ihr Zartgefühl fürchtet. Aber doch beobachtete ich geſtern Abend, daß bei einer gewiſſen Bemerkung Delfantes eine plötzliche Röte ſie ganz überflutete. Ihre große Seele fand ihn ihrer weniger würdig.

Aber auch, wenn ich mich in meinen Vermutungen über das Glück Delfantes täuſchen ſollte, halte ich ihn, wenn ich von der Eitelkeit abſehe, für glücklicher als mich, der ich nicht verliebt bin, wiewohl ich mich dem Anſchein nach wie in Wirklichkeit in einer recht glücklichen Lage befinde.

29. Ein ſonderbares und trauriges Schauſpiel

Es iſt eine Folge des weiblichen Stolzes, daß die Frauen wegen dummer Leute an geiſtvollen Menſchen

und wegen proſaiſcher Geldjäger und roher Kraftnaturen an edlen Seelen Rache üben. Das iſt eine traurige Folge.

Die kleinlichen Erwägungen des Stolzes und die Rückſichtnahme auf die Geſellſchaft haben manche Frau unglücklich gemacht, und die elterliche Eitelkeit hat manche Frau in eine entſetzliche Lage gebracht. Das Schickſal hatte ihnen als reichlichen Troſt für all ihr Unglück glückliche Liebe und leidenſchaftliche Gegenliebe zugedacht. Eines ſchönen Tages aber verfallen ſie in den falſchen und unvernünftigen Stolz ihrer Feinde, deren Opfer ſie ſchon einmal waren. Sie töten das einzige Glück, das ihnen blieb, und machen ſich ſelbſt und den Geliebten unglücklich. Eine ihrer Freundinnen, die zehn ſtadtbekannte Liebesverhältniſſe, und nicht einmal eins nach dem andern gehabt hat, redet ihnen gewichtig ein, daß ſie durch ihre Liebe in den Augen der Mitmenſchen entehrt würden. Und gerade dieſe guten Mitmenſchen, die ſich immer nur zu Niederträchtigkeiten einſtellen, ſind es, die ihnen großmütig alle Jahre einen Liebhaber zuſchreiben, weil dies die Regel iſt, wie ſie ſagen. Es iſt ein Schauſpiel, das die Seele betrübt: eine zartfühlende und überaus rückſichtsvolle Frau, ein Engel an Reinheit, flieht auf den Rat einer abgebrühten Kokette ihr unermeßliches, einziges und letztes Glück, nur um in fleckenlos weißem Gewande vor einen groben Tölpel von Richter hintreten zu können, der ſeit hundert Jahren als blind bekannt iſt und aus vollem Halſe ſchreit: „Sie trägt ein ſchwarzes Kleid!“

30. Aus dem Tagebuche Salviatis

Ingenium nobis ipsa puella facit.
(Properz II, 1.)

Aus Verzweiflung über das Unglück, in das mich die Liebe gebracht hat, verwünsche ich mein Dasein. Ich habe allen Mut verloren. Es ist trübes Regenwetter, ein später Frost hat die Natur wieder in den Winter zurückgestoßen, aus dem sie sich endlich dem Lenz entgegengewandt hatte. Schiassetti, ein verabschiedeter Oberst, ein vernünftiger und kaltblütiger Freund, ist da, um mir ein paar Stunden die Zeit zu vertreiben.

„Du müßtest die Liebe lassen."

„Wie mache ich das? Gib mir meine Leidenschaft für den Krieg wieder."

„Es ist ein großes Unglück, daß du sie kennen gelernt hast!"

Beinahe stimme ich ihm zu, so niedergeschlagen und mutlos fühle ich mich, so sehr beherrscht mich heute die Melancholie. Wir haben zusammen darüber nachgegrübelt, aus welchem Beweggrunde eine ihrer Freundinnen mich bei ihr verleumdet haben könnte. Wir sind auf nichts gekommen, als auf das alte neapolitanische Sprichwort: „Frauen, die Jugend und Liebe hinter sich haben, grollen um nichts." — Soviel ist sicher, jenes grausame Weib ist wütend auf mich. Eine ihrer Freundinnen sagt es. Ich könnte mich zwar schrecklich an ihr rächen, aber gegen ihren Haß habe ich nicht die geringste Waffe. Schiassetti ist fort. Ich gehe in den Regen hinaus, ohne zu wissen, was nun wird. Meine Wohnung, mein Zimmer, daß ich

ſeit der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft bewohne, als ich ſie alle Abende ſah, iſt mir unerträglich geworden. Jedes Bild an der Wand, jedes Möbel, alles erinnert mich an das Glück, das ich in ihrer Gegenwart träumte und nun für immer verloren habe.

Im kalten Regen laufe ich durch die Straßen; der Zufall — ich will es Zufall nennen — führt mich vor ihrem Fenſter vorüber. Die Nacht kommt, ich gehe mit Tränen in den Augen und ſtarre zu ihrem Fenſter hinauf. Plötzlich wird ein Vorhang ein wenig beiſeite geſchoben, als ob jemand auf den Platz hinunterſehen wolle, und ſchnell wieder geſchloſſen. Ich fühle einen körperlichen Schmerz am Herzen. Meine Kniee wanken, ich muß mich in die Vorhalle des Nachbarhauſes flüchten. Tauſend Gedanken durchfluten meine Seele: vielleicht hat der Zufall den Vorhang bewegt; wenn es aber ihre Hand war, die ihn ſo eilig wieder ſchloß?

Zweierlei iſt das größte Unglück auf der Welt: eine unerfüllte Leidenſchaft und das „dead blank“.

In meiner Liebe fühle ich, daß es ein paar Schritte von mir entfernt, aber außerhalb meines Machtbereiches, ein maßloſes Glück gibt, das von einem Worte, einem Lächeln abhängt.

Ohne Leidenſchaft, wie Schiaſſetti, finde ich an trüben Tagen nirgends eine Spur von Glück, ich zweifle, daß es für mich welches gibt, ich falle dem Spleen anheim. Man ſollte keine ſtarken Leidenſchaften haben, nur ein wenig Neugier und Eitelkeit.

Es iſt jetzt zwei Uhr nachts. Seit ich die kleine Bewegung des Vorhangs geſehen habe, ſeit ſechs Uhr abends, habe ich zehn Beſuche gemacht und bin im Theater geweſen, überall ſchweigſam und in Gedanken

verſunken. Den ganzen Abend habe ich mich mit der Frage gequält: „Hat ſie in ihrer großen, ſo wenig begründeten Ungnade (wollte ich ſie denn verletzen und gibt es in der Welt keine Entſchuldigung dafür?) endlich wieder einen Augenblick Liebe für mich gefühlt?“

Der Unglückliche, der obige Bekenntniſſe in ſeinen Petrarca geſchrieben hat, iſt bald darauf geſtorben. Er war mein und Schiaſſettis beſter Freund. Wir kannten alle ſeine Gedanken. Von ihm ſtammt, was in meinem Buche trübſinnig iſt. Er war die eingefleiſchte Unklugheit. Übrigens war auch die Frau, derentwegen er ſo viele Torheiten beging, das intereſſanteſte Weſen, das mir je begegnet iſt. Schiaſſetti ſagte mir: „Glauben Sie denn, daß dieſe unglückliche Leidenſchaft nur Nachteile für ihn gehabt hat? Zunächſt lebte er in den denkbar ſchlechteſten Geldverhältniſſen. Dieſes Unglück, das ihn nach einer verwöhnten Jugendzeit von einem ſehr mäßigen Vermögen abhängig machte, hätte ihn unter allen anderen Umſtänden zur Verzweiflung gebracht; ſo aber empfand er es kaum alle zwei Wochen einmal. Zweitens war dieſe Leidenſchaft, was für einen Menſchen von ſeiner geiſtigen Bedeutung ungleich wichtiger war, die erſte richtige logiſche Schule, die er durchmachte. Das klingt ſonderbar bei einem Manne, der am Hofe verkehrt hat, aber es erklärt auch ſeinen verwegenen Mut. Ohne mit einer Wimper zu zucken, hat er jene Stunde über ſich ergehen laſſen, die ihm alles raubte. Er war nur darüber erſtaunt, wie einſt im ruſſiſchen Feldzuge, daß er keine außergewöhnlichen Empfindungen dabei hatte. Tatſächlich hat er niemals etwas ſo ſehr ge-

fürchtet, daß er nur zwei Tage daran hätte denken müſſen. Nach Verluſt dieſes früheren Gleichmutes rang er nun ſeit zwei Jahren in jeder Minute nach Mut. Bis dahin wußte er nicht, was Gefahr iſt.“

Als er wegen ſeines unklugen Verhaltens und ſeiner Vertrauensſeligkeit dazu verurteilt war, die Frau, die er liebte, nur zweimal im Monat zu ſehen, haben wir geſehen, wie er freudetrunken ganze Nächte lang von ihr ſprach, weil er von ihr mit jener vornehmen Aufrichtigkeit aufgenommen worden war, die er an ihr anbetete. Er behauptete, Frau *** und er hätten beſondere Seelen, die ſich durch einen Blick verſtünden. Er konnte es nicht faſſen, daß die Geliebte dem ſpießbürgerlichen Klatſch, der ihm etwas Schlechtes nachſagte, irgend welchen Wert beilegen konnte. Die Folge ſeines ſchönen Vertrauens zu einer von ſeinen Feinden umgebenen Frau war die, daß ſie ihm ihre Türe verſchloß.

„Frau *** gegenüber,“ ſagte ich ihm, „vergißt du deine Grundſätze. Man darf nur in den ſeltenſten Fällen an Seelengröße glauben.“

„Glaubſt du,“ entgegnete er, „daß es in der Welt ein zweites Herz gibt, das beſſer zu dem ihren paßt? Gewiß, ich bezahle meine leidenſchaftliche Art mit dem Unglück, das ich in allen Unternehmungen meines äußeren Lebens habe, weil es mir an geduldigem Geſchäftsſinn fehlt und ich mich im Banne der augenblicklichen Eingebung zu Unvernünftigkeiten verleiten laſſe.“

Man erkennt hierin den Schatten des Wahnſinns.

Für ihn war das Leben in Abſchnitte von je vierzehn Tagen geteilt, deren Stimmung jedesmal die

Farbe des letzten Zusammenseins mit der geliebten Frau trug. Oft beobachtete ich, daß das Glück, das er aus einem anscheinend weniger kühlen Empfang schöpfte, im Vergleich zu seiner Traurigkeit über einen kalten Empfang, an Heftigkeit viel geringer war. Frau *** war mitunter auch nicht offen genug gegen ihn. Beides wagte ich ihm jedoch niemals vorzuhalten. Abgesehen davon, daß sein Schmerz ihm sehr tief ging und er ihn aus Zartgefühl niemandem, selbst seinen besten und selbstlosesten Freunden nicht, mitteilte, sah er in einem kühlen Empfang seiner Freundin den Sieg der prosaischen und ränkesüchtigen Seelen über die offenen und edelmütigen. Dann zweifelte er an der Tugend und besonders am Ruhme. Zu seinen Freunden sprach er nur noch von der traurigen Erkenntnis der Wahrheit, die er seiner Leidenschaft verdankte und die für den Philosophen einen gewissen Wert hatte. Neugierig beobachtete ich diesen seltsamen Menschen. Gewöhnlich findet man die Liebe aus Leidenschaft bei Leuten, die nach deutscher Art ein wenig einfältig sind, wie Schillers „Don Carlos" oder Rousseaus „Saint-Preux" oder Racines „Hippolyte" und „Bajazet". Er hingegen war einer der charakterfestesten und gescheitesten Männer, die ich je kennen gelernt habe.

Ich glaube, er war nach einer kalten Aufnahme nur dann ruhig, wenn er Leonores kühles Benehmen rechtfertigen konnte. Sobald er fand, daß sie kein Recht hatte, ihn schlecht zu behandeln, war er trostlos unglücklich. Nie hätte ich eine jeder Eitelkeit so bare Liebe für möglich gehalten.

Unaufhörlich erging er sich vor uns in Lobpreisungen der Liebe. „Wenn mir eine übermenschliche Kraft

ſagen würde: Zerbrich dieſes Uhrglas und Leonore iſt für dich dasſelbe wie vor drei Jahren, eine gleichgiltige Freundin, wahrhaftig, nie im Leben hätte ich den Mut, das Glas zu zerbrechen.“ Wenn ich ihn ſo törichte Sachen reden hörte, brachte ich es nicht fertig, ihm Vorwürfe zu machen.

Er fügte hinzu: „Wie am Ausgange des Mittelalters die Lutherſche Reformation die Menſchheit in ihren Grundlagen erſchütterte und die Welt auf vernünftigem Untergrund erneuerte und neu aufbaute, ſo wird ein edler Menſch durch die Liebe erneuert und gefeſtigt. Dann erſt legt er die Kinderſchuhe des Lebens ab. Ohne dieſe Revolution bliebe er immer etwas ſchwerfällig und theatraliſch. Erſt ſeit ich liebe, habe ich Charaktergröße erlangt. Unſere militäriſche Erziehung iſt ſo lächerlich. Obwohl ich zu leben verſtand, war ich am Hofe Napoleons und in Moskau noch ein Kind. Ich erfüllte meine Pflichten, aber ich wußte nichts von jener heroiſchen Einfachheit, die die Frucht eines vollkommenen und willig gegebenen Opfers iſt. Erſt ſeit einem Jahre verſteht mein Herz die Einfachheit der Römer des Titus Livius. Früher erſchienen ſie mir kalt im Vergleich mit unſeren glänzenden Offizieren. Was jene für ihr Rom taten, fühle ich in meinem Herzen für Leonore. Wenn ich das Glück hätte, etwas für ſie tun zu können, ſo würde mein erſter Wunſch der ſein, es ihr zu verheimlichen. Das Verhalten eines Regulus und Decius war etwas vorher Vereinbartes, was ihnen keine plötzliche Überraſchung bereiten konnte. Ich war klein, ehe ich liebte, gerade weil ich manchmal verſucht war, mich groß zu finden. Ich empfand einen gewiſſen Willen, groß zu ſein, und zollte mir dafür Beifall.

„Auch im Hinblick auf das Gefühlsleben verdanken wir der Liebe alles. Nach den Tändeleien der ersten Jugend verschließt sich das Herz der Sympathie. Tod oder Fernsein rauben uns die Jugendgespielen, wir sind gezwungen, mit gleichgiltigen Kameraden durch das Leben zu gehen, immer die Elle in der Hand und Vorteil und Eitelkeit im Auge. Nach und nach geht alles Zarte und Edle in der Seele aus Mangel an Pflege ein, und mit kaum dreißig Jahren ist ein Mann für alle zarten und feinen Empfindungen gefühllos wie ein Stein. Mitten in dieser dürren Wüste läßt die Liebe einen Quell von Empfindungen, frischer und reicher als in der Jugend, hervorsprudeln. Damals war es eine ungewisse, törichte und ziellose Hoffnung ohne Opfermut, ohne beständige und tiefe Sehnsucht.[20] Die Seele dürstete in jugendlichem Leichtsinn nach neuen Eindrücken und vernachlässigte heute, was sie gestern anbetete. Nichts dagegen ist zielbewußter, geheimnisvoller und ewiger sich selbst gleich, als die Kristallbildung der Liebe. Damals hatten nur gefällige Dinge das Vorrecht, uns zu gefallen, und nur auf kurze Zeit zu gefallen; jetzt haben selbst die gleichgiltigsten Dinge einen rührenden Zusammenhang mit der Geliebten. Als ich einmal in eine große Stadt kam, die viele Meilen von Mailand, Leonores Wohnort, entfernt liegt, hatte ich ein furchtsames und ängstliches Gefühl. An jeder Straßenecke fürchtete ich Alviza, ihrer Busenfreundin, zu begegnen, die ich persönlich gar nicht kannte. Alles hatte in meinen Augen ein geheimnisvolles und feierliches Aussehen. Als ich einen alten Gelehrten ansprach, schlug mein Herz heftig, und ich errötete, als man mir die Hausnummer von Leonores Freundin nannte.

„Selbſt die Härte der geliebten Frau iſt voll unendlicher Anmut, wie man ſie an ungeliebten Frauen nicht in den verführeriſcheſten Augenblicken findet. Genau ſo wirken die großen Schattenflächen der Bilder von Correggio; weit entfernt, wie bei anderen Malern gleichgiltige Teile zu ſein, die aber nötig ſind, um die Bilder beſſer herauszubringen und die Figuren mehr hervortreten zu laſſen, haben ſie bei ihm ihren beſonderen, beſtrickenden Reiz und verführen zu holden Träumen.

Sicherlich bleibt das halbe Leben, gerade die ſchönere Hälfte, einem Manne fremd, der nicht leidenſchaftlich geliebt hat.“

Er mußte die ganze Kraft ſeiner Beredſamkeit aufbieten, um dem beſonnenen Schiaſſetti ſtandhalten zu können, denn dieſer ſagte gewöhnlich: „Wenn Ihr glücklich ſein wollt, gebt Euch mit einem ſchmerzloſen Leben und täglich einer kleinen Doſis Glück zufrieden; haltet Euch vom Würfelſpiel der großen Leidenſchaften fern.“ — „Dann mußt du mir erſt deine Neugier geben,“ entgegnete Salviati.

Ich glaube, er hätte manchmal ſehr gern den Lehren des verſtändigen Oberſten folgen mögen; er kämpfte mit ſich und er glaubte damit Erfolg zu haben, aber das ging über ſeine Kraft. Und wie ſtark war doch ſeine Seele!

Wenn er auf der Straße einen weißſeidenen Hut, ähnlich wie ihn Frau * * * trug, von weitem erblickte, ſo hörte ſein Herz auf zu klopfen und er mußte ſich gegen eine Mauer lehnen. Selbſt in ſeinen trübſten Augenblicken gab ihm das Glück, ihr zu begegnen, jedesmal ein paar freudetrunkene Stunden, auf die all

ſein Leid und alle klugen Einwendungen nichts vermochten.[21] Als er ſtarb, waren wir uns darüber einig, daß ſein Charakter in den zwei Jahren ſeiner hochherzigen und grenzenloſen Leidenſchaft an edlen Eigenſchaften viel gewonnen hatte. Wenigſtens in dieſer Beziehung hatte er ſich richtig beurteilt. Wäre er weiter am Leben geblieben und einigermaßen unter günſtigen Umſtänden, ſo hätte er ſich vielleicht einen Namen gemacht. Vielleicht auch wäre ſein Verdienſt gerade wegen ſeiner Einfachheit klanglos verhallt.

. . . . . „O lasso
Quanti dolci pensier, quanto desio
Menó costui al doloroso passo!
Biondo era, e bello, e di gentile aspetto;
Ma l'un de' cigli un colpo avea diviso.“[22]

31. Von der Hingabe

Das größte Glück, das die Liebe gewährt, liegt im erſten Handdruck der Frau, die man liebt.

Das Glück der Liebe aus Galanterie dagegen iſt realer, mehr ein gefälliges Spiel.

In der Liebe aus Leidenſchaft beruht das höchſte Glück nicht in der völligen Hingabe, ſondern im letzten Schritt zu ihr. Dieſes erinnerungsloſe Glück läßt ſich nicht ſchildern.

Erregt kam Mortimer von einer weiten Reiſe zurück. Er betete Jenny an, die ihm auf ſeine Briefe nicht mehr geantwortet hatte. In London angekommen, nimmt er ein Pferd und reitet nach ihrem Landhauſe hinaus, um ſie aufzuſuchen. Er kommt hin. Sie iſt im

Park; er eilt ihr nach, das Herz ſchlägt ihm heftig; er trifft ſie, ſie gibt ihm die Hand und begrüßt ihn verwirrt: da ſieht er, daß ſie ihn liebt. Wie ſie zuſammen durch die Alleen des Parkes wandeln, bleibt Jennys Kleid an einem Akazienſtrauch hängen. Späterhin, nach einer Zeit des Glücks für Mortimer, wurde Jenny ihm untreu. Ich behauptete ihm gegenüber, Jenny habe ihn nie geliebt. Als Beweis ihrer Liebe ſchilderte er mir nun die Art und Weiſe, wie ſie ihn nach ſeiner Rückkehr vom Kontinent empfangen hatte. Irgend welche Einzelheiten konnte er freilich nicht anführen. Er zuckte aber jedesmal zuſammen, ſobald er einen Akazienſtrauch ſah. Das war in der Tat die einzige deutliche Erinnerung, die er an die glücklichſte Stunde ſeines Lebens bewahrt hatte.

Ein feinſinniger und freimütiger Menſch, ein ehemaliger Offizier, hat mir heute Abend die Geſchichte ſeiner Liebe anvertraut, während ein Unwetter unſere Barke auf dem Gardaſee hin- und hertrieb. Ich will ſein Vertrauen nicht weiter ausbeuten. Aber mit Recht entnehme ich ſeinen Bekenntniſſen, daß der Augenblick der Hingabe jenen ſchönen Tagen im Mai gleicht, der köſtlichen Zeit der ſchönſten Blumen. Es iſt ein ſchickſalsvoller Augenblick, der mit einem Male die ſchönſten Hoffnungen brechen kann.

Man kann nicht genug die Natürlichkeit loben. Sie iſt die einzige erlaubte Koketterie in einer ernſten Liebe, einer Wertherſchen Leidenſchaft, von der man nicht weiß, wohin ſie führt. Gleichzeitig iſt ſie — ein glücklicher Zufall für die Tugend — die beſte Taktik. Ein von echter Leidenſchaft ergriffener Mann ſagt ahnungs-

los bezaubernde Dinge, er ſpricht eine Sprache, die er nicht gelernt hat.

Es iſt ein Unglück für einen Mann, im geringſten affektiert zu ſein. Selbſt wenn er liebt und wenn er noch ſo geiſtvoll iſt, verliert er damit drei Viertel ſeiner Vorzüge. Läßt man ſich auch nur einen Augenblick zur Geziertheit verleiten, ſo entſteht in der nächſten Minute immer das Gefühl der Leere.

Die ganze Liebeskunſt beruht meiner Anſicht nach darauf, immer genau den im Augenblick richtigen Gefühlston zu treffen, das heißt mit anderen Worten, ſeiner Seele Gehör zu geben. Das iſt keineswegs leicht. Wenn ein Mann liebt und ſeine Geliebte ſagt ihm etwas wahrhaft Beglückendes, ſo hat er nicht mehr die Kraft, ihr zu antworten. Dieſe Art von Schüchternheit iſt der Prüfſtein der Liebe aus Leidenſchaft bei einem geiſtig hervorragenden Manne. Er verliert dadurch die Wirkung der unausgeſprochenen Worte. Aber es iſt beſſer, zu ſchweigen, als zu ungelegener Zeit Zärtliches zu ſagen. Was vor zehn Sekunden angebracht geweſen wäre, iſt es jetzt nicht mehr und wird zum Fehler. Allemal, wenn ich gegen dieſe Regel ſündigte, indem ich etwas ſagte, was mir drei Minuten vorher in den Sinn gekommen war und was ich hübſch fand, ließ die Geliebte es mich büßen. Beim Weggehen ſagte ich mir jedoch: ſie hat recht. Das gehört zu den Dingen, die eine feinfühlige Frau auf das ärgſte verletzen müſſen, es iſt eine Unanſtändigkeit des Gefühls. Lieber ſehen ſie eine gewiſſe Schwäche und Kälte nach. Da ſie nichts in der Welt mehr fürchten, als die Falſchheit des Geliebten, raubt ihnen die kleinſte und geringſte Unaufrichtig-

keit ſofort ihr ganzes Glück und verleitet ſie zu Mißtrauen.

Ehrbare Frauen empfinden Widerwillen vor allem Ungeſtüm und aller Überraſchung, obgleich darin Kennzeichen der Leidenſchaft liegen. Abgeſehen davon, daß das Ungeſtüm ihr Schamgefühl verletzt, ſuchen ſie ſich auch vor ihm zu ſchützen.

Wenn uns Eiferſucht oder Mißfallen die Geliebte etwas entfremdet haben, kann man im allgemeinen über ſolche Dinge zu ſprechen beginnen, die eine der Liebe günſtige Stimmung hervorrufen. Nach den erſten einleitenden Sätzen muß man Gelegenheit finden, genau das zu ſagen, was einem die Seele zuflüſtert, und man wird der Geliebten große Freude bereiten. Es iſt ein Irrtum der meiſten Männer, daß ſie lieber irgend einen hübſchen, geiſtreichen oder rührenden Gedanken anbringen wollen, als der Seele aus ihren Feſſeln heraus zu jener Aufrichtigkeit und Natürlichkeit zu verhelfen, in der ſie naiv ausſpricht, was ſie gerade empfindet. Wenn man dazu den Mut hat, wird man alsbald den Lohn in der Wiederverſöhnung empfangen.

Solche ſchnelle und unbeabſichtigte Belohnung für eine der Geliebten bereiteten Freude erhebt dieſe Leidenſchaft weit über alle anderen.

Bei völliger Natürlichkeit wird das Glück zweier Menſchen eins. Infolge der Zuneigung und anderer Geſetze unſerer Natur iſt es einfach das größte Glück, das es gibt.

Es iſt keineswegs leicht, die Bedeutung des Wortes „Natürlichkeit“, der notwendigen Vorbedingung des Liebesglückes, klar auszudrücken. Unter „natürlich“

verſteht man, von der gewohnten Art und Weiſe des Benehmens nicht abzuweichen. Selbſtverſtändlich darf man die Geliebte nie belügen, niemals das Geringſte beſchönigen und niemals die echte Wahrheit entſtellen. Denn wenn man das tut, ſind die Gedanken auf das Beſchönigen gerichtet, und man antwortet nicht mehr, wie eine Klaviertaſte unter dem Drucke der Hand, auf die Empfindung, die in ihren Augen liegt. Sie merkt das bald an einem gewiſſen Kältegefühl und flüchtet nun in den Schutz der Koketterie. Vielleicht liegt hierin auch der verborgene Grund, weshalb wir eine Frau von zu geringem Geiſte nicht lieben mögen. Man kann ſich ihr gegenüber ungeſtraft verſtellen, und da Verſtellung einem aus Gewohnheit viel bequemer iſt, verliert man ganz ſeine Natürlichkeit. Dann iſt die Liebe keine Liebe mehr; ſie ſinkt zu einem gewöhnlichen Geſchäft herab, nur mit dem Unterſchiede, daß es ſich, ſtatt um Geld, um Vergnügen oder die Befriedigung der Eitelkeit oder um beides zuſammen dreht. Allerdings iſt es ſchwer, nicht etwas Verachtung für eine Frau zu empfinden, mit der man ungeſtraft Komödie ſpielen darf. Infolgedeſſen läßt man ſie gewöhnlich ſitzen, ſobald man etwas in dieſer Hinſicht Beſſeres findet. Gewohnheit und Pflicht binden manchmal dauernd; aber ich ſpreche nur von der freien Herzensneigung, deren Eigenart es iſt, nach dem höchſten Genuß zu ſtreben.

Ich komme auf das Wort „natürlich“ zurück. Natürlichkeit und Gewohnheit ſind zweierlei. Faßt man beide Worte im gleichen Sinne auf, ſo iſt es klar, daß es um ſo ſchwerer iſt, natürlich zu ſein, je feinfühliger man iſt; denn die Gewohnheit hat keinen allzu mächtigen

Einfluß auf das Denken und Tun eines Mannes; er ſteht bei jeder Gelegenheit über ihr. Auf allen Blättern im Lebensbuche eines kalten Menſchen ſteht dasſelbe; nehmt ſeine Hand heute, nehmt ſie morgen, ſie fühlt ſich immer gleich an.

Ein feinfühliger Mann, deſſen Herz erregt iſt, findet in ſich nicht mehr die Richtſchnur der Gewohnheit, die ſeine Handlungen leitet; wie kann er alſo einen Weg einſchlagen, von dem er nichts weiß? Er fühlt die ungeheure Wichtigkeit jedes einzelnen Wortes, das er zu der Geliebten ſpricht; es ſcheint ihm, daß ein einziges Wort ſein Schickſal entſcheiden kann. Sollte er da nicht verſuchen, ſchön zu ſprechen? Oder es nicht wenigſtens fühlen, wenn er ſchön ſpricht? Aber dann gibt es ſchon keine Aufrichtigkeit mehr. Dann darf man keinen Anſpruch auf Aufrichtigkeit erheben, jene Eigenſchaft der Seelen, die ſich nicht in ſich zurückziehen. Man iſt, was man kann, aber man fühlt, was man iſt.

Ich glaube, daß wir damit bei dem äußerſten Grade der Natürlichkeit angelangt ſind, den das feinfühligſte Herz in der Liebe erſtreben kann.

Ein leidenſchaftlicher Mann kann nur mit Aufbietung aller Kraft, gleichſam als letzte Rettung im Sturme, das Gelübde tun, niemals von der Wahrheit irgendwie abzuweichen und allezeit aufrichtig dem Zuge des Herzens zu folgen. Iſt das Geſpräch mit der Geliebten lebhaft und wechſelnd, ſo darf er auf Augenblicke ſchöner Natürlichkeit hoffen, ſonſt kann er nur in ſolchen Stunden natürlich ſein, wo er nicht allzu überſchwenglich liebt.

In der Nähe der Geliebten iſt man nicht einmal

natürlich in seinen Bewegungen, die uns durch die Gewohnheit doch so tief in den Muskeln wurzeln. Wenn ich meiner Geliebten den Arm reiche, habe ich immer das Gefühl zu stolpern und muß auf meine Füße aufpassen. Höchstens kann man sich vor absichtlicher Geziertheit bewahren; es genügt, wenn man sich bewußt ist, daß Mangel an Natürlichkeit den größten Nachteil bringt und leicht zur Quelle des größten Unglücks werden kann. Das Herz der geliebten Frau versteht das unsrige nicht mehr; wir verlieren jenen starken, ungewollten Affekt der Offenherzigkeit, die wieder Offenherzigkeit erweckt. Es bleibt uns nun kein Mittel mehr, sie zu rühren, ich hätte beinahe gesagt, sie zu gewinnen. Ich will damit nicht etwa leugnen, daß eine der Liebe würdige Frau ihr Schicksal nicht in jenem schönen Wahlspruch des Efeus suchen dürfe, „der stirbt, wenn er sich nicht anschmiegt". Das ist ein Naturgesetz, aber es ist stets ein entscheidender Schritt zum Glück, wenn eine Frau das Glück des geliebten Mannes sein will. Ich bin der Meinung, daß eine verständige Frau erst dann ihrem Geliebten alles bewilligen darf, wenn sie sich nicht mehr verteidigen kann. Aber der leiseste Verdacht gegen die Aufrichtigkeit unseres Herzens gibt ihr sofort einen Teil ihrer Kraft zurück und verzögert ihre Niederlage mindestens um einen Tag.[23]

Immer einen kleinen Zweifel beschwichtigen zu müssen, das ist die Sehnsucht jedes Augenblicks, das ist die Sonne der glücklichen Liebe. Da die Furcht nie von ihr weicht, können auch ihre Freuden sich niemals erschöpfen. Grenzenloser Ernst ist das Eigenartige an diesem Glücke.

Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß es der Gipfel der Lächerlichkeit wäre, dies alles auf die Liebe aus Galanterie zu übertragen.

32. Vom Vertrauen zu Freunden

Es gibt in der Welt keinen ſchneller beſtraften Übermut, als den, eine Liebe aus Leidenſchaft einem intimen Freunde anzuvertrauen. Er weiß, daß, wenn wir die Wahrheit reden, unſere Freuden die ſeinen tauſendfach übertreffen und ſie in unſeren Augen verächtlich machen.

Unter Frauen iſt das noch viel ſchlimmer, weil es das Glück ihres Lebens iſt, Leidenſchaften zu entfachen und die Vertraute es demſelben Manne gewöhnlich ſchon nahegelegt hat, ſie ſelbſt zu lieben.

Andererſeits gibt es für ein Weſen, das von dieſem Fieber verzehrt wird, kein heftigeres geiſtiges Bedürfnis in der Welt, als das nach einem Freunde, mit dem man die ſchrecklichen, immer wieder die Seele erfüllenden Zweifel erwägen könnte; denn in dieſer furchtbaren Leidenſchaft iſt jedes Ding der Einbildung ein Ding der Wirklichkeit.

„Ein großer Charakterfehler," ſchrieb mein unglücklicher Freund in ſein Tagebuch, „ein Fehler, den Napoleon nicht hatte, liegt darin, daß ich, wenn über die Vorteile einer Leidenſchaft geſtritten wird und eben etwas klar bewieſen worden iſt, es nicht über mich gewinnen kann, hiervon wie von einer unerſchütterlichen Tatſache weiterzugehen. Unwillkürlich und zu meinem größten Nachteile komme ich immer wieder darauf zu ſprechen."

Es ist leicht, im Ehrgeiz Mut zu haben. Die Kristallbildung, die durch die Sehnsucht nach dem Ziele nicht unterdrückt wird, dient dazu, den Mut zu festigen; in der Liebe steht sie ganz im Dienste des Wesens, dem gegenüber man gerade Mut haben sollte.

Eine Frau kann eine treulose Freundin finden, aber auch eine gelangweilte. Eine vornehme Dame von fünfunddreißig Jahren, die sich langweilt und von dem Bedürfnis gequält wird, etwas zu tun, und sei es zu intriguieren, die mißvergnügt über die Lauheit ihres Geliebten und ohne Aussicht auf eine neue Liebe ist, weiß nicht, was sie aus ungestümer Tatenlust anfangen soll. Sie hat keine andere Zerstreuung, als Anfälle schlechter Laune, und kann sehr leicht eine Beschäftigung, das heißt ein Vergnügen, einen Daseinszweck darin finden, einer wahren Leidenschaft verderblich zu werden, einer Leidenschaft, die ein Unbedachter für eine andere hegt, während ihr eigener Geliebter an ihrer Seite eingeschlafen ist.

Das ist der einzige Fall, wo Haß Glück bereitet, weil er für Arbeit und Beschäftigung sorgt.

Anfangs verleiht das Vergnügen, überhaupt etwas zu tun, dieser Beschäftigung Reiz; dann, sobald sie in der Gesellschaft Argwohn erweckt hat, verleiht der Ehrgeiz ihr den Kitzel. Die Eifersucht auf eine Freundin verwandelt sich in Haß gegen ihren Geliebten. Wie könnte sonst eine Frau auch einen Mann, den sie nie gesehen hat, bis zur Wut hassen? Sie hütet sich, den Neid einzugestehen, denn zuvor müßte sie den Wert der anderen anerkennen. Es gibt Schmeichler, die sich nur dadurch bei Hofe behaupten, daß sie die gute Freundin lächerlich machen.

Die falsche Freundin, die sich Handlungen von der größten Niedertracht erlaubt, kann sich trotzdem einbilden, sie sei einzig von dem Wunsche beseelt, eine wertvolle Freundschaft nicht zu verlieren. Die gelangweilte Freundin sagt sich, daß die Freundschaft in einem von der Liebe und ihren tödlichen Qualen erfaßten Herzen von selbst hinsterben muß. Liebe geht vor Freundschaft, deshalb kann diese sich nur durch Anvertrauung von Geheimnissen erhalten. Aber was fordert den Neid mehr heraus, als solche Bekenntnisse? Unter Frauen finden sie nur dann eine leidliche Aufnahme, wenn sie von folgender offener Erklärung begleitet werden: „Meine liebe Freundin, in dem ebenso sinnlosen wie unversöhnlichen Kriege, zu dem uns die von unseren Tyrannen geschaffenen Vorurteile herausfordern, sei mir heute behilflich. Morgen will ich dir helfen."

Vor dieser Ausnahme geht noch die der wahren Freundschaft, die in der Kindheit entstanden und durch keine Eifersucht getrübt ist.

Das Geständnis einer Liebe aus Leidenschaft wird nur unter Schülern gut aufgenommen, die in die Liebe selbst verliebt sind, und von jungen Mädchen, die von Neugierde und ungestilltem Zärtlichkeitsbedürfnis verzehrt werden. Vielleicht sind sie bereits von dem Instinkt beseelt, daß hier der große Inhalt des Lebens liegt und daß sie sich nicht früh genug damit beschäftigen können.

Jeder hat schon beobachtet, wie kleine dreijährige Mädchen die Pflichten der Galanterie gewissenhaft erfüllen.

Die Liebe aus Galanterie gewinnt durch Geſtändniſſe, die Liebe aus Leidenſchaft verliert durch ſie.

Abgeſehen von der Gefahr, ſind Geſtändniſſe überhaupt ſchwierig. Was in der Liebe aus Leidenſchaft nicht ausgedrückt werden kann, weil die Sprache zu grob iſt, um dieſe Nuancen wiederzugeben, iſt doch nichtsdeſtoweniger vorhanden. Nur iſt man bei der Beobachtung zarter Dinge ſehr leicht Täuſchungen ausgeſetzt. Und in der Leidenſchaft iſt man ein ſchlechter Beobachter; man iſt ungerecht gegen den Zufall.

Es iſt immer das Weiſeſte, ſein eigner Vertrauter zu ſein. Man ſchreibe abends unter erdichtetem Namen, aber mit allen charakteriſtiſchen Einzelheiten, das Geſpräch, das man eben mit ſeiner Geliebten geführt hat, und die Bedenken, die einen drücken, nieder. Wenn man Liebe aus Leidenſchaft hegt, wird man in acht Tagen ein anderer Mann ſein. Wenn man dann ſeine Bedenken wieder lieſt, kann man ſich ſelbſt den beſten Rat erteilen.

Unter Männern, ſobald ihrer mehr als zwei ſind und Neid möglich wäre, erfordert es die Höflichkeit, nur von Liebe aus Sinnlichkeit zu ſprechen. Man denke nur an das Ende von Herrendiners! Man zitiert Sonette von Baffo, die ein unendliches Behagen hervorrufen, weil jeder die Lobpreiſungen ſeines Nachbars, der vielleicht nur luſtig oder höflich ſein will, wörtlich nimmt. Die zärtlichen Feinheiten Petrarcas oder franzöſiſche Madrigale wären dagegen nicht am Platze.

33. Von der Eiferſucht

Wenn man liebt, fügt man bei jedem neuen Gegenſtand, der dem Auge oder dem Gedächtniſſe auffällt, — gleichgiltig, ob im Gedränge auf einer Tribüne beim aufmerkſamen Zuhören einer Parlamentsverhandlung, oder im feindlichen Feuer beim Angriff gegen eine Feldwache —, dem geiſtigen Bilde der Geliebten immer neue Vollkommenheiten hinzu oder erſinnt neue, zuerſt großartig erſcheinende Mittel, um ihre Liebe noch mehr zu gewinnen.

Jeder Schritt auf dem Wege der Phantaſie bringt einen köſtlichen Augenblick ein, und es iſt nicht zu verwundern, wenn man ſich in dieſer Traumwelt verliert.

Sobald die Eiferſucht aufkommt, bleibt dieſe Gewohnheit der Seele zwar die gleiche, äußert ſich aber in ganz entgegengeſetzter Wirkung. Jede neue Vollkommenheit in der Krone der Geliebten, die vielleicht einen anderen liebt, gewährt uns nicht mehr himmliſche Freuden, ſondern ſtößt uns einen Dolch ins Herz. Eine Stimme ruft uns zu: „Dieſe Reize genießt nun der andere!“

Alles, was uns auffällt, hat jetzt nicht mehr ſeine frühere Wirkung, ſondern bringt uns da, wo es vordem ein Mittel zur Erringung der Liebe war, nur das Glück des Rivalen noch ſtärker zum Bewußtſein.

Wenn wir einer ſchönen Frau begegnen, die durch den Park galoppiert, ſo fällt uns ein, daß der andere wegen ſeiner vorzüglichen Pferde berühmt iſt.

In ſolchem Zuſtande verfällt man leicht in Wut. Man vergegenwärtigt ſich nicht mehr, daß „in der

Liebe der Besitz nichts, der Genuß alles ist". Man überschätzt das Glück des anderen, man überschätzt den Übermut, zu dem ihn sein Glück verleitet, und man gerät dadurch in den qualvollsten Zustand und in grenzenloses Unglück, das noch durch einen Rest von Hoffnung vergiftet wird.

Das einzige Heilmittel ist vielleicht, das Glück des Rivalen aus nächster Nähe zu beobachten. Oft sieht man dann, wie er friedlich im Zimmer neben der Frau schlummert, bei deren bloßer Erinnerung oder wenn wir auf der Straße einen dem ihrigen ähnlichen Hut von weitem erblicken, uns das Herz still steht.

Um den Rivalen aufmerksam zu machen, braucht man nur die Eifersucht sehen zu lassen. Das würde aber den Erfolg haben, ihn über den Wert der Frau aufzuklären, die ihm den Vorzug gibt, und dann ist man vielleicht erst die Ursache seiner Liebe zu ihr.

Bei Begegnungen mit dem Rivalen gibt es keinen Mittelweg; entweder scherzt man mit ihm auf möglichst ungezwungene Weise, oder man jagt ihm Angst ein.

Da die Eifersucht das schlimmste aller Übel ist, findet man eine angenehme Zerstreuung darin, sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen. Dann ist unser Denken doch nicht durch und durch vergiftet und (infolge des oben geschilderten Vorganges) ganz in Nacht getaucht. Man kann sich bisweilen vorstellen, daß man den Rivalen tötet.

Nach dem Grundsatze, den Feind nie zu verstärken, muß man die eigene Liebe vor dem Nebenbuhler verbergen und ihm unter vier Augen, wie aus Eitelkeit und ohne den fernsten Gedanken an Liebe, mit der

größten Höflichkeit und der ruhigſten und einfachſten Miene ſagen: „Mein Herr, ich weiß nicht, wie die Leute auf den Einfall kommen, mir die kleine So-und-ſo zuzuſchreiben. Man hat ſogar die Güte zu glauben, ich ſei in ſie verliebt. Wenn Sie ſie haben wollen, trete ich ſie Ihnen bereitwilligſt ab; aber leider würde ich dabei eine ſehr lächerliche Rolle ſpielen. In ſechs Monaten geht es, wenn ſie Ihnen dann noch gefällt. Heute aber verpflichtet mich die Ehre, die man, ich weiß ſelbſt nicht warum, in dergleichen Dinge ſetzt, zu meinem lebhaften Bedauern, Ihnen zu ſagen, daß, wenn Sie nicht die Gewogenheit haben zu warten, bis die Reihe an Sie kommt, unbedingt einer von uns beiden fallen muß."

Der Rivale iſt höchſt wahrſcheinlich kein leidenſchaftlich verliebter Mann und vielleicht ein ſehr vernünftiger Menſch, der dieſen Standpunkt durchaus anerkennt und ſich beeilen wird, einem die in Frage ſtehende Frau abzutreten, wenn er ſelbſt nur einen halbwegs ehrenvollen Rückzug finden kann.

Man muß nur jene Erklärung in ſorgloſem Tone vorbringen und den ganzen Vorfall diskret behandeln.

Der Schmerz, den die Eiferſucht verurſacht, iſt darum ſo nagend, weil die Eitelkeit ihn nicht ertragen hilft, und bei der eben genannten Methode findet ja gerade unſere Eitelkeit ihre Rechnung. Man kann ſich immer noch für tapfer halten, wenn man ſich auch nicht mehr für liebenswert halten darf.

Will man aber die ganze Sache nicht tragiſch nehmen, ſo muß man verreiſen und ſich nicht allzufern mit irgend einer Tänzerin einlaſſen, deren Reize einen anſcheinend auf der Durchreiſe gefeſſelt haben. Iſt

der Rivale ein gewöhnlicher Menſch, ſo wird er uns für getröſtet halten.

Oft iſt es das Ratſamſte, ohne mit der Wimper zu zucken, ruhig abzuwarten, bis der Nebenbuhler der Geliebten durch ſeine eigene Albernheit langweilig wird. Denn außer bei einer großen Leidenſchaft, die allmählich und in früher Jugend entſtanden iſt, wird keine geſcheite Frau einen gewöhnlichen Menſchen lange lieben. Tritt die Eiferſucht nach der völligen Hingabe ein, ſo muß noch ſcheinbare Gleichgiltigkeit oder tatſächliche Untreue dazutreten. Die meiſten Frauen, die ſich von einem immer noch geliebten Manne beleidigt fühlen, gehen dann zu dem Manne über, auf den jener vorher grundlos eiferſüchtig war. So wird aus dem Spiele Ernſt.[24]

Ich bin auf Einzelheiten eingegangen, weil man in ſolchen Augenblicken der Eiferſucht ſehr oft den Kopf verliert. Schon lange niedergeſchriebene Ratſchläge ſind nützlich, und da es hauptſächlich auf äußerliche Ruhe ankommt, iſt es angebracht, ſie in philoſophiſchem Ton zu geben.

Da man nur ſolange Gewalt über uns hat, als man uns die Hoffnung auf Dinge, die nur einen Leidenſchaftswert haben, raubt oder läßt, ſo haben unſere Widerſacher ſofort keine Waffe mehr, wenn es uns gelingt, gleichgiltig zu ſcheinen.

Hat man nichts zu tun, was einen ablenkt, und will man ſich eine Freude und eine Linderung verſchaffen, ſo wird man viel Genuß beim Leſen des „Othello" haben. Er wird uns an manchem irre machen, was uns bewieſen ſchien, und mit Entzücken werden unſere Augen bei der Stelle (III, 2) verweilen:

„. . . . . Ein wertlos Wort,
Vom Wind gebracht: der Eiferſüchtge nimmt's
Wie heilges Evangelium auf.“

Ich habe empfunden, daß auch der Anblick eines ſchönen Meeres tröſtlich iſt.

„The morning which had arisen calm and bright, gave a pleasant effect to the vaste mountain view which was seen from the castle on looking to the landward; and the glorious ocean crisped with a thousand rippling waves of silver, extended on the other side in awful yet complacent majesty to the verge of the horizon. With such scenes of calm sublimity, the human heart sympathizes even in his most disturbed moods, and deeds of honour and virtue are inspired by their majestic influence.“ [25]

Im Tagebuche meines Freundes finde ich: „Ich ſehe oft, und wie ich glaube, höchſt törichterweiſe das ganze Leben mit dem Gefühl eines Ehrgeizigen oder eines braven Untertanen an, der während einer Schlacht einen Fuhrpark bewachen muß, oder irgend einen andern Poſten ohne Gefahr und Tätigkeit einnimmt.

„Mit vierzig Jahren würde ich es bedauern, die Jahre der Liebe ohne tiefe Leidenſchaft verbracht zu haben. Ich würde ein bitteres und herabſtimmendes Mißbehagen empfinden, wenn ich zu ſpät entdeckte, daß ich ſo töricht war, mein Leben dahingehen zu laſſen, ohne zu leben.

„Geſtern war ich drei Stunden lang bei der Frau, die ich liebe, mit einem Nebenbuhler zuſammen, den ſie abſichtlich gut behandelte. Ohne Zweifel waren es für mich bittere Augenblicke, wenn ich ihre ſchönen

Augen auf ihm ruhen sah, und als ich ging, fühlte ich in mir das namenloseste Unglück mit der letzten Hoffnung streiten. Welche nie erlebten Gefühle, welche lebendigen Gedanken, welche blitzschnellen Folgerungen! Trotz des Glückes meines Rivalen fühlte ich doch meine Liebe mit unbeschreiblichem Stolz und Entzücken turmhoch über die seine erhaben. Ich sagte mir: Erblassen würden seine Wangen in feiger Furcht vor dem geringsten der Opfer, die meine Liebe freudig, ich kann sagen spielend bringen würde. Ohne zu zögern, könnte ich zum Beispiel mit der Hand in einen Hut fassen, um eines der beiden Lose zu ziehen: „von ihr geliebt werden" oder „sofort sterben". Dieses Gefühl ist so mit mir eins, daß ich dabei der liebenswürdigste Gesellschafter sein kann. Hätte man mir das vor zwei Jahren gesagt, so hätte ich gelacht."

In der Schilderung der Reise der Kapitäne Lewis und Clarke nach den Missouriquellen im Jahre 1806 lese ich auf Seite 215:

„Die Ricaras sind arm, aber gut und großmütig. Wir hielten uns ziemlich lange in dreien ihrer Dörfer auf. Ihre Frauen sind schöner, als bei den anderen Stämmen, auf die wir gestoßen sind, und lassen ihre Liebhaber nicht gern lange schmachten. Wir fanden einen neuen Beweis für die alte Wahrheit, daß man nur in die Welt hinauszugehen braucht, um zu sehen, wie wandelbar alles ist. Unter den Ricaras ist es eine große Beleidigung, wenn eine Frau ohne Einwilligung ihres Gatten oder Bruders Liebesbewerbungen erhört, aber die Männer und Brüder sind hoch erfreut, wenn sie diese kleine Höflichkeit ihren Freunden erweisen dürfen.

Wir hatten einen Neger unter unſeren Leuten. Er erregte viel Aufſehen bei dieſem Volke, das zum erſtenmal einen Menſchen von ſeiner Hautfarbe ſah. Bald war er der Günſtling des ſchönen Geſchlechtes, und wir bemerkten, daß die Männer, anſtatt auf ihn eiferſüchtig zu ſein, entzückt waren, wenn ſie ihn zu ſich kommen ſahen. Das Lächerlichſte dabei war, daß man im Innern ihrer engen Hütten voreinander nichts verbergen konnte."

34. Weiteres über die Eiferſucht

Die der Unbeſtändigkeit verdächtige Frau verläßt uns, weil wir die Kriſtallbildung in ihr geſtört haben. Vielleicht iſt ſie unſerer überdrüſſig oder zu ſicher geworden. Wir haben die Furcht in ihr erſtickt, ſo daß die kleinen Zweifel der glücklichen Liebe nicht mehr erſtehen können. Wir müſſen ſie wieder beunruhigen, dabei uns jedoch beſonders vor abgeſchmackten Beteuerungen hüten.

In der langen Zeit des Umganges mit ihr haben wir ſicherlich bemerkt, auf welche Frau aus der Stadt oder aus der Geſellſchaft ſie am eiferſüchtigſten iſt und welche ſie am meiſten fürchtet. Dieſer Frau muß man den Hof machen, aber ja nicht auffällig, ſondern möglichſt heimlich. Man muß es redlich zu verbergen ſuchen und nur auf die Augen des Haſſes rechnen, die alles ſehen und alles merken. Der tiefe Widerwille, den man lange Zeit vor allen Frauen empfinden wird, erleichtert einem die Sache. Man muß ſich vergegenwärtigen, daß man in der augenblicklichen Lage durch

das Sichtbarmachen der eigenen Leidenſchaft alles verderben würde. Man beſuche alſo die geliebte Frau nur ſelten und trinke ſein Glas Sekt in guter Geſellſchaft.

Um über die Liebe der Geliebten zu urteilen, iſt folgendes zu bedenken:

1. Je mehr ſinnlicher Genuß in einem Liebesverhältnis an Stelle deſſen tritt, was einſtmals die Hingabe begründete, um ſo mehr wird dieſe Liebe der Unbeſtändigkeit und der Untreue zugänglich. Am deutlichſten zeigt ſich das bei einer Liebe, deren Entwickelung das Feuer der Jugend begünſtigt hat.

2. Die Liebe zweier Liebenden iſt faſt nie die gleiche.[26] Die Liebe aus Leidenſchaft hat ihren Kreislauf; abwechſelnd liebt der eine mehr als der andere. Oft wird einfache Galanterie oder Liebe aus Eitelkeit mit Liebe aus Leidenſchaft erwidert, und meiſt iſt es die Frau, die wahr liebt. Welche Art Liebe aber auch der eine der beiden Liebenden empfindet, ſobald er eiferſüchtig wird, verlangt er vom andern immer Liebe aus Leidenſchaft, und die Eitelkeit erheuchelt in ihm alle Bedürfniſſe eines zärtlichen Herzens.

In der Liebe aus Galanterie iſt nichts verdrießlicher, als wenn ſie durch Liebe aus Leidenſchaft erwidert wird.

Oft leitet ein geiſtvoller Mann das Denken einer Frau, der er den Hof macht, zur Liebe hin und macht ihre Seele empfänglich. Sie behandelt ihn gütig, weil er ihr dieſe Freude bereitet. Er beginnt zu hoffen. Eines ſchönen Tages aber begegnet jener Frau der Mann, der ihr wirklich ſolche Empfindungen einflößt, wie ſie der andere geſchildert hat.

Ich weiß nicht, welchen Eindruck die Eiferſucht eines Mannes auf das Herz der geliebten Frau macht. Die Eiferſucht eines gleichgiltigen Verliebten erregt ſicherlich viel Abſcheu, der ſich bis zum Haß ſteigern kann, wenn der Gegenſtand der Eiferſucht liebenswerter als der Eiferſüchtige iſt. Denn, wie Frau von Coulanges ſagt, man mag nur die Eiferſucht des Mannes, auf den man ſelbſt eiferſüchtig ſein könnte. Wenn man den Eiferſüchtigen liebt, er aber kein Recht hat, es zu ſein, ſo kann die Eiferſucht jenen weiblichen Stolz verletzen, der ſo ſchwer zu behandeln und zu verſtehen iſt. Die Eiferſucht kann ſtolzen Frauen gefallen, weil ſie eine neue Art iſt, dem Manne ihre Macht zu zeigen.

Die Eiferſucht kann gefallen, weil ſie eine neue Möglichkeit iſt, die Liebe zu beweiſen. Überzarte Frauen freilich werden durch die Eiferſucht in ihrem Schamgefühl verletzt.

Die Eiferſucht kann gefallen als Beweis des Mutes des Liebenden. Ferrum est quod amant. Nur muß man auseinander halten, daß der „Mut“ geliebt wird, nicht die „Tapferkeit“ eines Turenne. Denn dieſe iſt ſehr gut im Verein mit einem kalten Herzen denkbar.

Es iſt ein Geſetz der Kriſtallbildung, daß eine Frau dem betrogenen Manne das Geſchehnis niemals eingeſtehen darf, wenn ſie nicht alle Macht über ihn verlieren will.

So ſtark iſt die Freude an dem idealen Bilde, daß wir uns von einem geliebten Weſen gemacht haben, daß man vor dem verhängnisvollen Eingeſtändnis lieber (wie André Chénier ſagt)

„. . . Anſtatt des Todes Selbſtbetrug erwählt,
Der uns am Leben und im Leid erhält.“

In Frankreich iſt eine kleine Geſchichte von Fräulein von Sommery allbekannt, die, von ihrem Geliebten auf friſcher Tat ertappt, ihm den Vorfall kühn abſtritt und, als er darauf nicht eingehen wollte, ſagte: „Ah, nun ſehe ich klar, du liebſt mich nicht mehr, denn du trauſt deinen Augen mehr, als meinen Worten!“

Eine Wiederausſöhnung mit einer angebeteten Geliebten, die uns untreu war, heißt eine in uns immer wieder auflebende Leidenſchaft mit Dolchſtößen zerſtören. Die Liebe muß ſterben, mag auch dabei unſer Herz mit gräßlichen Schmerzen alle Stadien des Todeskampfes durchmachen. Das iſt die unglücklichſte Miſchung der Liebesleidenſchaft mit dem Leben. Man müßte die Kraft haben, der Geliebten fortan nur noch ein Freund zu ſein.

35. Von der Eiferſucht bei den Frauen

Ich komme zu der Eiferſucht bei den Frauen. Sie ſind mißtrauiſch, ſie ſetzen viel mehr aufs Spiel, als wir Männer, ſie bringen der Liebe größere Opfer, ſie haben weniger Zerſtreuungen und vor allem weniger Mittel, die Handlungen ihres Geliebten auf die Wahrheit hin zu prüfen. Eine Frau fühlt ſich durch die Eiferſucht erniedrigt; ſie glaubt ſich im Verdachte, als ob ſie einem Manne nachliefe; ſie fürchtet, daß ſie ihrem Geliebten zum Geſpött werde und daß er ſich gar über ihre zärtlichſten Äußerungen luſtig mache. Sie muß auf Grauſamkeit geraten, zumal ſie ihre Nebenbuhlerin nicht mit geſetzlichen Mitteln umbringen kann.

Bei den Frauen ist die Eifersucht somit ein noch viel furchtbareres Leiden, als bei Männern. Sie ist das Schlimmste, was das Menschenherz, ohne zu brechen, an ohnmächtiger Wut und Selbstverachtung zu ertragen vermag.

Ich kenne kein anderes Heilmittel für ein so grausames Leiden, als den Tod dessen, der es verursacht hat, oder dessen, den es heimsucht. Aus der „Geschichte der Frau de la Pommeraie" in Diderots „Jacques le Fataliste" kann man sich ein Bild der französischen Eifersucht machen. Larochefoucauld[27] sagt: „Man schämt sich einzugestehen, daß man Eifersucht empfindet, und doch ist man stolz darauf, sie gefühlt zu haben und dieses Gefühls fähig zu sein." Die armen Frauen wagen es nicht einmal einzugestehen, wenn sie diese grausame Pein erleiden, so sehr macht sie die Eifersucht lächerlich. Eine so schmerzhafte Wunde kann niemals gänzlich vernarben.

Wenn sich die kalte Vernunft mit einem Schatten von Aussicht auf Erfolg dem Feuer der Einbildungskraft aussetzen könnte, so würde ich den armen, von Eifersucht gequälten Frauen sagen: „Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen der Untreue der Männer und der euren. Bei euch ist diese Tat teils wirkliche Handlung, teils Symbol. Beim Manne bedeutet sie infolge unserer militärischen Erziehung gar nichts. Bei der Frau dagegen ist sie infolge des Schamgefühls das entscheidendste Zeichen der Ergebenheit. Für die Männer hat die schlechte Sitte sie gerade zur Notwendigkeit gemacht. Während der ganzen ersten Jugend veranlaßt uns das Beispiel der tonangebenden Kameraden, daß wir alle unsere Eitelkeit und den alleinigen

Beweis unſeres Wertes in der Zahl derartiger Erfolge ſehen. Eure Erziehung läuft gerade auf das Gegenteil hinaus."

Der Unterſchied in der Untreue der beiden Geſchlechter iſt ſo wirklich und wahr, daß eine leidenſchaftlich liebende Frau eine Untreue des Geliebten zu verzeihen vermag. Der Mann kann das unmöglich.

Das iſt erfahrungsgemäß der Prüfſtein der Liebe aus Leidenſchaft und der Liebe aus Eitelkeit. Im Herzen einer Frau ſtirbt dieſe durch die Untreue des Geliebten, während ſich jene verdoppelt.

Stolze Frauen verbergen ihre Eiferſucht aus Stolz. Sie verbringen lange Abende ſchweigſam und kalt mit dem Manne, den ſie anbeten, deſſen Verluſt ſie fürchten und in deſſen Augen ſie nicht mehr liebenswert zu ſein glauben. Das muß eine der größten Qualen ſein, und es iſt die häufigſte Urſache des Unglücks in der Liebe. Um ſolche unſerer Achtung ſo würdige Frauen wieder zu heilen, muß der Mann einen ſeltſamen, aber wirkungsvollen Weg einſchlagen, und vor allem darf er ſich nicht anmerken laſſen, daß er weiß, wie die Dinge ſtehen. Zum Beiſpiel muß er binnen vierundzwanzig Stunden eine große Reiſe mit ihr antreten.

36. Vom Ehrgeiz und der Eitelkeit in der Liebe

Der Ehrgeiz iſt eine Regung der Eitelkeit. Ich will nicht, daß mein Gegner den Vorrang vor mir hat. Dadurch mache ich dieſen Gegner ſelbſt zum Richter meines Wertes. Ich will auf ſein Inneres einwirken.

Dabei geht man aber weit über das verständige Maß hinaus.

Um seine eigene Übertreibung zu rechtfertigen, kommt man manchmal dahin, sich zu sagen, der Mitbewerber sei bestrebt, uns zum Narren zu halten.

Der Ehrgeiz ist eine Krankheit der Ehre. Man findet ihn sehr häufig in Monarchien, viel seltener in Ländern, wo man Handlungen nach dem Grade ihrer Nützlichkeit zu schätzen pflegt, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Jedermann, in Frankreich noch mehr als anderswo, fürchtet sich, zum Narren gehalten zu werden. Indessen wird dieser Ehrgeiz durch die Leichtfertigkeit des altfranzösischen höfischen Geistes daran behindert, in anderen Dingen großes Unheil anzustiften, als in der Galanterie und in der Liebe aus Eitelkeit. Bedenkliche Schandtaten hat er nur in solchen monarchischen Ländern verursacht, wo das Klima den menschlichen Charakter verdüstert (in Portugal, in Piemont).

Der Provinzialfranzose macht sich eine lächerliche Vorstellung von dem, was in der Gesellschaft einen galanten Mann ausmacht. Er stellt sich auf die Lauer und beobachtet so sein ganzes Leben lang. Je unkultivierter, desto ehrgeiziger ist er, und das macht ihn sogar in seiner Liebe lächerlich. Hierdurch und durch den Neid wird der Aufenthalt in Kleinstädten so unerträglich. Daran muß man hauptsächlich denken, wenn uns die malerische Lage einer solchen zur Bewunderung anregt. Unsere edelsten und vornehmsten Regungen werden durch längeren Aufenthalt in diesen Niederungen der Kultur gelähmt. Dazu reden die Spießbürger greulicherweise immer von der Verderbnis der Großstädte.

Dieſer Ehrgeiz darf in der Liebe aus Leidenſchaft nicht vorkommen. Nur der weibliche Stolz kennt ihn: „Wenn ich mich von meinem Geliebten ſchlecht behandeln laſſe, wird er mich verachten und nicht mehr lieben.“ Oder er ſteigert die Eiferſucht bis zur Raſerei.

Der Eiferſüchtige will den Tod deſſen, den er fürchtet. Ganz anders der Ehrgeizige: er will, daß ſein Feind lebe, er ſoll nur Zeuge ſeines Triumphes werden.

Ein ehrgeiziger Mann empfindet es ſchmerzlich, wenn ſein Rivale von der weiteren Mitbewerbung abläßt, denn möglicherweiſe ſagt ſich jener innerlich voll Übermut: „Wenn ich mich fernerhin mit ihr beſchäftigt hätte, würde ich über den andern geſiegt haben.“

Im Ehrgeiz denken wir nicht an das eigentliche Ziel, es handelt ſich um den bloßen Sieg. So iſt es bei den Liebeleien der kleinen Mädchen von der Oper. Sobald ſie keine Rivalin mehr ſehen, iſt ihre angebliche Leidenſchaft, derentwegen ſie zum Fenſter hinausſpringen wollten, verraucht.

Im Gegenſatz zur Liebe aus Leidenſchaft vergeht die Liebe aus Eitelkeit ſehr ſchnell. Es genügt, daß der Rivale durch einen entſchiedenen Schritt verrät, daß er nicht mehr mitkämpft. Ganz ſicher bin ich mir zwar über dieſe Behauptung nicht; ich kann nur ein Beiſpiel dafür anführen, das mich ſelbſt im Zweifel läßt. Die Tatſache iſt folgende.

Donna Diana iſt ein junges Mädchen von dreiundzwanzig Jahren, die Tochter eines der reichſten und ſtolzeſten Bürger Sevillas. Sie iſt ohne Zweifel eine Schönheit, doch eine Schönheit in ihrer Art, und man ſpricht ihr ſehr viel Geiſt und noch mehr Stolz

zu. Sie liebte leidenschaftlich, wenigstens dem Anscheine nach, einen jungen Offizier, von dem ihre Familie nichts wissen wollte. Der junge Mann ging mit Morillo nach Amerika. Sie schrieben sich ohne Unterlaß. Eines Tages, während einer großen Gesellschaft bei der Mutter Dianas, platzte ein Dummkopf mit der Nachricht vom Tode jenes liebenswürdigen jungen Mannes heraus. Aller Augen wandten sich nach Diana; sie sagte nur die Worte: „Wie schade, so jung!“ Wir hatten gerade an diesem Tage ein Stück des alten Massinger gelesen, das tragisch schließt, in dem aber die Heldin mit solcher scheinbaren Ruhe den Tod ihres Geliebten aufnimmt. Ich sah, wie die Mutter trotz ihres Stolzes und Hasses zitterte; der Vater ging hinaus, um seine Freude zu verbergen. Inmitten alles dessen und der fassungslosen Zuschauer, die den dummen Erzähler anstarrten, fuhr Donna Diana in völliger Ruhe fort, weiter zu plaudern, als wenn nichts gewesen wäre. Ihre erschreckte Mutter ließ sie durch ihre Kammerfrau beobachten, es schien sich an ihrem Wesen nichts geändert zu haben.

Zwei Jahre später machte ihr ein sehr schöner junger Mann den Hof. Auch diesmal und wieder aus dem gleichen Grunde, weil der Freier nicht adlig ist, waren die Eltern entschieden gegen diese Heirat; Diana erklärte, daß sie stattfinden werde. Es entwickelte sich der Ehrgeiz der Eigenliebe zwischen dem jungen Mädchen und ihrem Vater. Man verbot dem jungen Manne das Haus; man ließ Diana nicht mehr aus Land und kaum noch in die Kirche; man nahm ihr mit peinlicher Sorgfalt alle Möglichkeiten, ihrem Geliebten zu begegnen. Er verkleidete sich und sah

ſie in langen Zwiſchenräumen. Sie wurde immer hartnäckiger und ſchlug die glänzendſten Partien, ſelbſt einen Titel und eine große Stellung am Hofe Ferdinands des Siebenten aus. Die ganze Stadt ſprach von dem Unglück der beiden Liebenden und von ihrer heroiſchen Ausdauer. Endlich nahte ſich die Mündigkeit Donna Dianas; ſie gab ihrem Vater zu verſtehen, daß ſie von dem Rechte, über ſich ſelbſt zu verfügen, Gebrauch machen werde. Die Familie war nun in ihre letzten Verſchanzungen zurückgedrängt und begann die Heiratsverhandlungen; als ſie halb abgeſchloſſen waren, ſchlug der junge Mann bei einer feierlichen Zuſammenkunft beider Familien nach ſechs Jahren Ausdauer Dianas Hand aus.

Eine Viertelſtunde ſpäter merkte man Diana nichts mehr an. Sie war getröſtet. Hatte ſie aus Eigenſinn geliebt? Oder iſt ſie eine große Seele, zu ſtolz, um mit ihrem Schmerze der Welt ein Schauſpiel zu bieten?

Oft läuft die Liebe aus Leidenſchaft nur dann glücklich aus, wenn der Ehrgeiz der Eigenliebe mithilft. In dieſem Falle erfüllen ſich ſcheinbar alle Wünſche, ſo daß Klagen lächerlich und ſinnlos erſcheinen. Aber der Liebende hat niemanden, dem er ſeinen unglücklichen Zuſtand anvertrauen könnte. Er fühlt und vergegenwärtigt ſich ſein Unglück unaufhörlich. Das Geſchehene iſt, wenn ich ſo ſagen darf, verflochten mit ſchmeichelhaften Umſtänden und Tatſachen, die eine berückende Illuſion geben können. Aber in den köſtlichſten Augenblicken zeigt das Unglück ſein Meduſenhaupt, wie um den Liebenden herauszufordern und ihm das große Glück, von einem reizenden Geſchöpf

geliebt zu werden, recht fühlbar zu machen, und gleichzeitig, daß ihm jenes Glück niemals zu teil werden wird. Das ist, abgesehen von der Eifersucht, vielleicht die grausamste Qual.

Ich erinnere mich, daß in einer großen Stadt ein sanfter und zärtlicher Mann durch einen ähnlichen Zustand veranlaßt wurde, seine Geliebte zu ermorden, die ihn nur aus Ehrgeiz gegen ihre Schwester liebte. Er lud sie eines Abends zu einer Fahrt aufs Meer ein, in einem Boote, das er selbst vorbereitet hatte. Auf offener See zog er eine Klappe auf, das Boot sank und kehrte nie zurück.

Einem Sechzigjährigen fiel es ein, die launenhafteste, tollste, liebenswürdigste und wunderlichste Schauspielerin Londons, Miß Cornel, auszuhalten. Man sagte ihm: „Du bildest dir doch nicht etwa ein, daß sie dir treu bleibt?“ — „Keineswegs,“ meinte er, „aber sie wird mich lieben, vielleicht bis zur Raserei.“ Tatsächlich hat sie ihn ein volles Jahr geliebt, zeitweise über das vernünftige Maß hinaus, und drei Monate hindurch gab sie ihm keinerlei Anlaß zu Klagen. Er hatte es verstanden, ihren Ehrgeiz seiner Tochter gegenüber zu entflammen; freilich ein recht abstoßender Kunstgriff.

Der Ehrgeiz feiert seine Siege in der Liebe aus Sinnlichkeit, deren Schicksal er ist. Erfahrungsgemäß ist er der beste Prüfstein zur Unterscheidung von Liebe aus Galanterie und Liebe aus Leidenschaft. Es ist eine alte Kriegsregel, die man jungen Leuten beim Eintritt ins Regiment einprägt: „Wenn man einen Quartierzettel auf ein Haus erhält, in dem zwei Schwestern leben, so soll man der einen den Hof machen, wenn

man die andere haben will.“ Bei den meiſten jungen Spanierinnen, die der Liebe zugänglich ſind, genügt es, um ihre Liebe zu entfachen, ruhig und beſcheiden ſo zu tun, als ob für die Dame des Hauſes kein Raum in unſerem Herzen übrig ſei. Dieſen nützlichen Grundſatz habe ich von dem liebeserfahrenen General Laſalle. Er lehrt die gefährlichſte Art des Angriffes auf die Eigenliebe.

Das glücklichſte Bindemittel einer Ehe iſt, abgeſehen von der wahren Liebe, der Ehrgeiz und die Eigenliebe. Viele Gatten ſichern ſich auf Jahre hinaus die Liebe ihrer Frauen, wenn ſie ſich zwei Monate nach der Hochzeit eine kleine Geliebte halten. Man erweckt damit die Gewohnheit, nur an einen einzigen Mann zu denken. Das Band der Familie macht ſie bald unbeſiegbar.

Um ſich zu erklären, daß zu Zeiten und am Hofe Ludwigs des Fünfzehnten eine große Dame, Frau von Choiſeul, ihren Gatten anbetete, muß man wiſſen, daß er reges Intereſſe für ihre Schweſter, die Herzogin von Grammont, hegte.

Selbſt eine vernachläſſigte Geliebte raubt uns die Ruhe, ſobald ſie uns merken läßt, daß ſie einen andern vorzieht; ſie entflammt unſer Herz wieder zur Leidenſchaft.

Der Mut iſt beim Italiener ein Wutanfall, beim Deutſchen ein Moment der Begeiſterung, beim Spanier ein Ausdruck des Stolzes. Wenn es eine Armee gäbe, in welcher der Mut lediglich auf Ehrgeiz beruhte, der unter den einzelnen Soldaten jeder Kompagnie und unter den einzelnen Regimentern jeder Diviſion herrſcht, dann hätte man bei einer allgemeinen Flucht

kein Mittel mehr, eine ſolche Armee zum Stehen zu bringen.

„Man braucht nur irgend eine Reiſeſchilderung über die Indianer Nordamerikas aufzuſchlagen," ſagt ein vortrefflicher franzöſiſcher Philoſoph,[28] „um zu wiſſen, daß es das gewöhnliche Los eines Kriegsgefangenen iſt, nicht nur lebendig verbrannt und verzehrt, ſondern vorher an einen Marterpfahl gebunden zu werden, vor dem ein Holzfeuer brennt, und ſtundenlang alle Qualen zu erdulden, die die Wut an wilder und durchtriebener Grauſamkeit nur auszudenken vermag. Man muß leſen, was die Reiſenden, die Zeugen ſolcher gräßlichen Szenen geweſen ſind, von der kannibaliſchen Freude der Zuſchauer und vor allem von der Tollheit der Weiber und Kinder und von ihrem wilden Vergnügen, ſich in Grauſamkeit zu überbieten, erzählen. Man muß leſen, was ſie über die heldenhafte Feſtigkeit und die unerſchütterliche Kaltblütigkeit des Gefangenen berichten, der kein Zeichen ſeiner Schmerzen von ſich gibt, ſondern vielmehr ſeine Henker mit dem heldenmütigſten Stolze, der bitterſten Ironie und dem übermütigſten Hohn herausfordert. Er beſingt ſeine eigenen Taten, zählt die von ihm getöteten Verwandten und Freunde der Zuſchauer auf, ſchildert die ihnen bereiteten Todesqualen und beſchuldigt alle, die ihn umringen, der Feigheit, der Kleinmütigkeit und der Unkenntnis im Martern, bis er in Fetzen zerfällt und noch lebend, gleichſam vor ſeinen eigenen Augen, von ſeinen vor Wut raſenden Feinden verſchlungen wird; der letzte Hauch ſeiner Stimme erſtickt in den letzten Schmähworten. Dergleichen klingt für Kulturmenſchen unglaublich, es wird

unſeren unerſchrockenſten Infanteriehauptleuten wie eine Fabel vorkommen und eines Tages wird die Nachwelt daran zweifeln."

Dieſe phyſiologiſch wunderliche Erſcheinung erklärt ſich aus einem beſonderen Seelenzuſtande des Gefangenen, der zwiſchen ſich und der Maſſe ſeiner Henker einen Kampf der Eigenliebe und einen Wettſtreit der Eitelkeit anſtiftet.

Unſere braven Militärärzte haben oft beobachtet, daß Verwundete, die in ihrem gewöhnlichen Geiſtes- und Nervenzuſtande während einer Operation vor Schmerzen laut aufgebrüllt hätten, Ruhe und Seelengröße zeigten, wenn man ſie in richtiger Weiſe vorbereitet hatte. Man mußte ihr Ehrgefühl reizen und erſt mit gleichgiltigen, dann mit herausfordernden Worten behaupten, daß ſie wohl nicht imſtande ſein würden, die Operation ohne lautes Geſchrei zu ertragen.

37. Vom Streit in der Liebe

Es gibt zwei Arten von Streit in der Liebe, je nachdem der Streitſüchtige liebt oder nicht liebt.

Beſitzt der eine der beiden Liebenden zu viele Vorzüge, die von beiden gleich geſchätzt werden, ſo muß die Liebe des andern ſterben, denn die Furcht vor Verachtung wird der Kriſtallbildung früher oder ſpäter plötzlich ein Ende machen.

Nichts iſt dem Durchſchnittsmenſchen verhaßter, als geiſtige Überlegenheit. In der heutigen Welt liegt hier die Quelle alles Haſſes, und wenn wir dieſer Urſache nicht die furchtbarſten Folgen verdanken, ſo

liegt das einfach daran, daß die Leute, die der Haß trennt, nicht eng zuſammenleben müſſen. Wie iſt das aber in der Liebe, wo jene Überlegenheit, beſonders von ſeiten des Überlegenen, natürlicherweiſe nicht durch ſoziale Vorſichtsmaßregeln verdeckt wird?

Um die Leidenſchaft rege zu erhalten, muß der Unterlegene den andern ſchlecht behandeln, ſonſt kann dieſer nicht das Geringſte mehr tun, ohne daß ſich jener beleidigt fühlt.

Der Überlegene hingegen macht ſich Illuſionen. Seine Liebe iſt nicht der geringſten Gefahr ausgeſetzt, denn alle Schwächen an einem geliebten Menſchen machen ihn uns nur teurer.

Unmittelbar nach der Liebe aus Leidenſchaft kommt bei Menſchen von gleichen geiſtigen Fähigkeiten in Hinſicht auf die Dauer die ſtreitſüchtige Liebe, in welcher der Streitſüchtige nicht liebt. Beiſpiele hierzu liefern die Anekdoten von der Herzogin von Berri in den Memoiren von Duclos.

Die ſtreitſüchtige Liebe kann länger währen, als ſelbſt die Liebe aus Leidenſchaft, weil ſie ihrer Natur nach eng mit den kalten Gewohnheiten verbunden iſt, die den proſaiſchen und ſelbſtſüchtigen Elementen im Menſchen entſprechen und bis zum Grabe ſeine unzertrennlichen Begleiter ſind. Aber ſie iſt keine richtige Liebe mehr, ſondern eine von der Liebe gezeitigte Gewohnheit, die mit jener Leidenſchaft nichts als die Erinnerung und den ſinnlichen Genuß gemeinſam hat. Dieſe Gewohnheit bedingt immer eine unedle Seele. Tagtäglich ſpielt ſich ein kleines Schauſpiel: „Wird er mich ſchelten?“ ab, durch das die Phantaſie gerade ſo beſchäftigt wird, wie in der Liebe aus Leidenſchaft, wo

ſie jeden Tag eines neuen Beweiſes der Zärtlichkeit bedarf.

Unter Umſtänden weigert ſich der Stolz, ſich an eine ſolche Art von Zuneigung zu gewöhnen; dann tötet der Stolz nach einigen ſtürmiſchen Monaten die Liebe. Aber man kann beobachten, daß edle Leidenſchaft lange kämpft, ehe ſie flieht. Die kleinen Streitfälle der glücklichen Liebe können ein Herz, das trotz ſchlechter Behandlung noch liebt, lange täuſchen. Einige zärtliche Verſöhnungen machen den Übergang erträglicher. Zur Entſchuldigung des Mannes, den man ſo ſehr geliebt hat, bildet man ſich ein, er trage einen geheimen Kummer oder irgend ein Mißgeſchick. Schließlich gewöhnt man ſich daran, ausgezankt zu werden. Wo könnte man auch, außer in der Liebe aus Leidenſchaft, außer beim Hazardſpiel oder im Beſitze unumſchränkter Macht, eine gleich ſtark ſprudelnde, nie verſiegende Quelle der Beſchäftigung finden? Nach dem Tode des Streitſüchtigen ſieht man, wie das Opfer, das ihn überlebt, untröſtlich bleibt. Darin beruht das Bindemittel vieler bürgerlicher Ehen. Der Ausgeſcholtene hört den ganzen Tag von dem reden, was er am meiſten liebt.

Es gibt auch eine falſche Art von ſtreitſüchtiger Liebe. Ich entnehme dem Briefe einer ausgeſucht geiſtreichen Dame die Stelle:

„Ein kleiner Zweifel, den man täglich beſchwichtigen muß, gibt der Liebe aus Leidenſchaft immer neue Nahrung . . . Da die immer rege Furcht niemals ſchwindet, können auch ihre Freuden nie langweilig werden.“

Bei mürriſchen, ſchlecht erzogenen oder von Natur ſehr heftigen Menſchen kommen jene kleinen Zweifel,

die Beschwichtigung verlangen, und jene leichten Befürchtungen durch Zank und Streit zum Ausbruch.

Besitzt die geliebte Person nicht sehr große Empfindsamkeit, die Frucht sorgfältiger Erziehung, so findet sie in einer solchen Liebe viel Anregung, also viel Annehmlichkeit. Ja, trotz vorhandenem Zartgefühl ist es gar nicht unmöglich, daß sie den Wüterich noch mehr liebt, da sie sieht, wie er selbst das erste Opfer seiner Heftigkeit ist. Lord Mortimer bedauerte, wenn seine Geliebte heftig wurde, höchstens die Leuchter, die sie ihm an den Kopf warf. In der Tat, wenn der eigene Stolz solche Gefühlsausbrüche verzeiht und zuläßt, so muß man zugeben, daß der Langeweile, diesem großen Feinde glücklicher Menschen, dadurch gewaltiger Abbruch geschieht.

Saint-Simon, der einzige Historiker, den Frankreich gehabt hat, erzählt (Band V, Seite 43):

„Nach allerlei flüchtigen Liebeleien hatte sich die Herzogin von Berri sterblich in Riom verliebt, einen jüngeren Sohn des Hauses Aydie und Schwesterkind der Frau von Biron. Er war weder hübsch noch geistreich, ein plumper Bursche, untersetzt, pausbäckig und blaß, mit Finnen im Gesicht, eine wahre Mißgeburt; nur schöne Zähne besaß er. Nie hätte er geglaubt, eine Leidenschaft zu erwecken, die zügellos wurde und kein Ende fand, wenn sie auch ein paar anderweitige Liebschaften und kleine Seitensprünge nicht verhinderte. Er hatte kein Vermögen, nur eine Menge Geschwister, die auch nichts hatten. Ein Herr von Pons, dessen Gattin Hofdame der Herzogin von Berri war, stammte aus derselben Gegend und war mit ihm verwandt. Er ließ den jungen Mann, der

Dragonerleutnant war, kommen, um vielleicht etwas aus ihm zu machen. Kaum war er da, so fand er schon Gefallen und wurde Herr im Palais Luxemburg.

Herr von Lauzun, sein Großonkel, lachte im stillen darüber. Er war entzückt und sah in Riom sich selbst wieder im Palais Luxemburg zu Zeiten von Mademoiselle. Er wurde sein Lehrmeister und Riom, der von Natur sanft, höflich und ehrerbietig war, ein guter, braver Junge, hörte ihm eifrig zu. Bald aber erkannte er die Macht seiner Reize, die eben nur die eigenartige Phantasie dieser Fürstin fesseln konnten. Ohne seine Stellung gegen irgend wen zu mißbrauchen, machte er sich bei aller Welt beliebt. Die Herzogin behandelte er genau so, wie Herr von Lauzun Mademoiselle behandelt hatte. Bald war er mit kostbaren Spitzen und Kleidern versehen, mit Geld, wertvollen Schuhschnallen und Juwelen überschüttet. Er wußte sich begehrlich zu machen und gefiel sich darin, die Eifersucht der Herzogin zu erregen und selbst eifersüchtig zu scheinen. Oft brachte er sie zum Weinen und bald beherrschte er sie so, daß sie nichts, nicht einmal die gleichgiltigsten Dinge, ohne seine Erlaubnis tat. Wenn sie in die Oper gehen wollte, hieß er sie zu Hause bleiben; oder auch, wenn sie nicht wollte, mußte sie gehen. Er nötigte sie, Damen, die sie nicht leiden konnte oder auf die sie eifersüchtig war, Wohltaten zu erweisen oder Leuten, die sie gern hatte, auf die er sich aber eifersüchtig stellte, Böses zu tun. Selbst in ihrer Kleidung hatte sie nicht die geringste Freiheit; es machte ihm Vergnügen, ihr eine andere Frisur anzuordnen oder sie die Toilette wechseln zu lassen, wenn sie gerade mit dem Ankleiden fertig war,

und das ſo oft und manchmal ſo öffentlich, daß er ſie daran gewöhnte, abends ſeine Befehle für ihre Kleidung und ihre Beſchäftigung am nächſten Tage einzuholen. Am andern Tage änderte er aber alles, ſo daß die Herzogin nur noch mehr weinte. Schließlich kam ſie dahin, ihm durch vertraute Diener Zettel zu ſchicken, denn er wohnte beinahe von Anfang an im Luxemburg. Dieſe Zettel gingen während des Ankleidens mehrere Male hin und her, um feſtzuſtellen, was für Bänder, welches Kleid, welchen Schmuck ſie wählen ſolle. Und faſt alltäglich beſtimmte er gerade das, was ſie nicht tragen wollte. Wenn ſie ſich mitunter die geringſte Freiheit ohne ſeine Genehmigung herauszunehmen wagte, behandelte er ſie wie eine Magd und oft weinte ſie dann tagelang.

Dieſe ſo hochmütige Prinzeſſin, die ſich darin gefiel, den maßloſeſten Stolz zur Schau zu tragen und zu betätigen, ließ ſich herab, mit ihm und mit Leuten ohne Namen heimliche Gaſtmähler abzuhalten, ſie, die ſonſt nur mit Prinzen von Geblüt zu ſpeiſen pflegte. Der Jeſuit Riglet, den ſie ſchon als Kind kannte und der ſie erzogen hatte, wurde zu dieſen Gaſtereien hinzugezogen, ohne daß er Scham oder die Herzogin Verlegenheit darüber empfunden hätte. Frau von Mouchy war ihre Vertraute bei allen dieſen Sonderlichkeiten; ſie und Riom luden die Gäſte ein und beſtimmten die Tage; ſie war es, welche die Liebenden wieder miteinander ausſöhnte. Und dieſes Treiben war im Luxemburg allbekannt; jedermann wandte ſich an Riom, der ſeinerſeits darauf bedacht war, mit allen auf gutem Fuße zu ſtehen, und ſeine gewohnte würdevolle Miene nur vor ſeiner Herzogin offen fallen ließ.

In aller Gegenwart gab er ihr grobe Antworten, so daß die Umstehenden wegblickten, und die Herzogin, die ihre leidenschaftlichen Gefühle für ihn kaum verbarg, errötete."

Riom war für die Herzogin ein fürstliches Mittel gegen die Langeweile.

Eine berühmte Frau sagte einmal ohne Zusammenhang zum General Bonaparte, der damals ein ruhmvoller junger Held war und sich noch nicht an der Freiheit vergangen hatte: „General, Ihnen kann eine Frau nur Gattin oder Schwester sein!" Der Held verstand das Kompliment nicht.

Solche Frauen lieben es, von ihrem Liebhaber verachtet zu werden; sie lieben ihn nur, wenn er grausam ist.

38. Von den Heilmitteln der Liebe

Der Sprung vom leukadischen Felsen ist ein schönes Gleichnis aus dem klassischen Altertum. In der Tat gibt es kaum ein Heilmittel gegen die Liebe. Es bedarf nicht nur der Gefahr, die des Menschen Aufmerksamkeit lebhaft auf seine Selbsterhaltung richtet,[20] sondern auch, was viel schwieriger ist, einer andauernden, nervenreizenden Gefahr, deren Abwehr Geschicklichkeit verlangt, um dem Gedanken an die Selbsterhaltung Zeit zur Entwickelung zu lassen. Dazu genügt nur ein sechzehntägiger Sturm, wie ihn Don Juan (bei Byron) erlebte, oder ein Schiffbruch, wie der Cochelets bei den Mauren. Andernfalls gewöhnt man sich sehr rasch an die Gefahr und man beginnt sogar an die Geliebte mit noch größerem Entzücken

zu denken, wenn man zwanzig Schritte vom Feind entfernt auf Vorposten steht.

Ich habe unaufhörlich wiederholt, daß einem aufrichtig liebenden Manne alle Gebilde seiner Phantasie entweder Genuß oder Furcht einflößen, während es in der Natur nichts für ihn gibt, das ihm nicht von der Geliebten spricht. Nun aber sind Genuß und Furcht Beschäftigungen, die uns ganz in Anspruch nehmen und vor denen alle anderen verblassen.

Ein Freund, der dem Liebeskranken Heilung verschaffen will, muß sich vor allem immer auf die Seite der geliebten Frau stellen. Aber Freunde, die mehr Eifer als Geist besitzen, schlagen gewöhnlich den entgegengesetzten Weg ein. Mit lächerlich ungleichen Waffen greifen sie jenes Werk lieblicher Illusionen an, das ich Kristallbildung genannt habe.

Der helfende Freund muß im Auge behalten, daß ein Liebender, dem man das Unglaublichste zu glauben zumutet, es entweder ruhig hinnehmen oder auf alles, was ihn ans Leben kettet, verzichten muß. Er wird alles anhören und doch, wenn er noch so geistvoll ist, die offenkundigsten Laster und die schlimmste Untreue der Geliebten in Abrede stellen. Darum ist in der Liebe aus Leidenschaft nach kurzer Zeit alles verzeihlich.

Bei Verstandesmenschen und kalten Naturen müssen erst mehrere Monate der Leidenschaft vergangen sein, ehe sie Fehler bemerken dürfen und ruhig hinnehmen.

Der heilende Freund darf den Liebenden keinesfalls auf grobe und deutliche Art zu zerstreuen suchen, er muß vielmehr bis zum Überdruß von seiner Liebe und seiner Geliebten sprechen und gleichzeitig dicht

um ihn herum eine Menge kleiner Ereigniſſe ſich abſpielen laſſen. Eine weite Reiſe iſt kein Heilmittel, denn nichts erinnert zarter an die Geliebte, als Gegenſätze. Gerade in den glänzendſten Salons in Paris, mitten unter den ob ihres Liebreizes gerühmten Frauen habe ich meine arme einſame trauernde Geliebte in ihrem armſeligen Hauſe fern in der Romagna am glühendſten geliebt.

Ich erſpähte auf der koſtbaren Stutzuhr des glänzenden Salons, in den ich verbannt war, die Stunde, wo ſie zu Fuß und im Regen ausging, um ihre Freundin zu beſuchen. Während ich ſie zu vergeſſen ſuchte, machte ich die Beobachtung, daß Gegenſätze die Quelle von Erinnerungen ſind, die wohl weniger lebhaft, aber viel himmliſcher ſind, als die an Orten, wo man der Geliebten einſtmals begegnet iſt.

Wenn die Abweſenheit etwas nützen ſoll, muß der heilende Freund immer zur Stelle ſein und den Liebenden auf alle möglichen Gedanken über die Ereigniſſe ſeiner Liebe bringen. Er muß dieſe Gedanken durch ihre Länge oder durch ihren ungünſtigen Zeitpunkt langweilig zu machen und ihnen ſozuſagen die Wirkung eines Gemeinplatzes zu geben ſuchen; zum Beiſpiel, indem er nach einem fröhlichen Mahle bei gutem Wein plötzlich wehmütig und gefühlvoll wird.

Darum iſt es ſo ſchwer, eine Frau, bei der wir glücklich waren, zu vergeſſen, weil es gewiſſe Augenblicke gibt, die unſere Phantaſie unermüdlich immer wieder zurückruft und vergoldet.

Ich ſpreche nicht vom Stolze, dieſem grauſamen und allmächtigen Heilmittel; es ſteht zarten Seelen nicht zu Gebote.

Die erſten Szenen in Shakeſpeares „Romeo und Julia“ ſind ein bewundernswertes Gemälde. Welch ein großer Unterſchied iſt zwiſchen dem Manne, der ſich traurig ſagt: „She hath forsworn to love!“ und dem, der auf dem Höhepunkt des Glückes ausruft: „Come what sorrow can!“

39. Kapitel

Her passion will die like a lamp for want of what the flame should feed upon.

(Ihre Leidenſchaft wird erlöſchen wie eine Lampe, deren Flamme keine Nahrung erhält.)

Scott, Braut von Lammermoor

Der heilende Freund muß ſich wohl vor ſchlechten Gründen hüten, zum Beiſpiel darf er nie von Undankbarkeit reden. Man belebt die Kriſtallbildung wieder, wenn man ihr einen Sieg und eine neue Freude verſchafft.

In der Liebe gibt es keine Undankbarkeit. Eine wirkliche Freude macht auch die ſcheinbar größten Opfer und noch weit mehr bezahlt. Es gibt nur ein Unrecht, Mangel an Offenheit. Man muß den Zuſtand ſeines Herzens richtig beurteilen.

Sobald der heilende Freund die Liebe in der Front angreift, antwortet der Liebende: „Lieben, und ſelbſt unter dem Zorne der Geliebten, iſt nichts anderes — um zu deinem Geſchäftston herabzuſteigen —, als ein Lotterielos beſitzen, deſſen Gewinſt tauſendfach über allem ſteht, was du mir bieten kannſt in deiner Welt voll Gleichgiltigkeit und Eigennutz. Man muß ſehr viel und ſehr kleinliche Eitelkeit beſitzen, um ſich deshalb glücklich zu

fühlen, weil man freundliche Aufnahme findet. Keineswegs tadle ich die Menſchen, die in ihrem Kreiſe ſo handeln. Aber bei Leonore habe ich eine andere Welt gefunden, in der alles göttlich, zart und edel war. Der erhabenſte und unglaublichſte Ruhm eurer Welt galt uns in unſeren Geſprächen nur als etwas Gewöhnliches und Alltägliches. Laß mir darum wenigſtens den Traum des Glückes, mein Daſein an der Seite eines ſolchen Weſens zu verbringen. Obwohl ich ſehe, daß mich die Verleumdung zu grunde gerichtet hat, und ich keine Hoffnung mehr habe, will ich ihr wenigſtens meine Rache opfern."

Man kann die Liebe nur in ihrem Entſtehen aufhalten. Außer einer ſchnellen Abreiſe und den unvermeidlichen Zerſtreuungen der Geſellſchaft gibt es noch verſchiedene kleine Kniffe, die der heilende Freund anwenden kann. Zum Beiſpiel wird er wie zufällig in unſerer Gegenwart die Bemerkung machen, die geliebte Frau bezeige uns — abgeſehen von der Urſache des ganzen Zwiſtes — nicht die Rückſichten der Höflichkeit und Achtung, die ſie einem Nebenbuhler zukommen laſſe. Die geringſten Tatſachen genügen dazu, denn in der Liebe iſt alles „Beweis"; zum Beiſpiel, wenn ſie uns nicht den Arm gibt, um ſich zu ihrer Loge führen zu laſſen, ſo wird dieſes Nichts von einem leidenſchaftlich bewegten Herzen tragiſch genommen. Es ſchwächt die Kriſtallbildung ab, vergiftet die Quelle der Liebe und kann ſie ſogar verſchütten.

Man kann der Frau, die mit unſerem Freunde ſchlecht umgeht, einen lächerlichen körperlichen Fehler nachſagen, der ſich unmöglich feſtſtellen läßt. Wenn der Liebende die Verleumdung nachweiſen könnte, ſo

würde ſie, ſelbſt wenn er ſie begründet fände, durch die Macht der Einbildung doch hinfällig werden und bald ganz vergeſſen ſein. Nur die Phantaſie kann ſich ſelbſt Trotz bieten. Heinrich der Dritte wußte das ſehr gut, als er die berühmte Herzogin von Montpenſier verleumdete.

Wenn man ein junges Mädchen vor der Liebe bewahren will, muß man alſo hauptſächlich ſeine Phantaſie behüten. Je höher ſein Geiſt, je edler und großmütiger ſeine Seele, je mehr es — mit einem Wort — unſerer Achtung wert iſt, um ſo größerer Gefahr geht es entgegen.

Es iſt immer für ein junges Weſen gefährlich, wenn man duldet, daß ſich ſeine Erinnerungen zu häufig und mit zuviel Wohlgefallen an einen beſtimmten Menſchen heften. Wenn Dankbarkeit, Bewunderung oder Neugierde die Fäden der Erinnerung feſter knüpfen, ſo iſt das Verderben faſt unabwendbar. Je langweiliger das alltägliche Leben iſt, um ſo wirkſamer ſind die Gifte, die Dankbarkeit, Bewunderung und Neugierde heißen. Dann hilft nur eine ſchnelle, rechtzeitige und energiſche Zerſtreuung.

Daher iſt ein wenig Rauheit und Sichgehenlaſſen beim erſten Zuſammentreffen, auf natürliche Weiſe verabreicht, das ſicherſte Mittel, ſich bei einer geiſtvollen Frau Reſpekt zu verſchaffen.

Zweites Buch

Die Liebe bei den verſchiedenen Völkern

40. Allgemeines

Immer trägt alle Phantaſie und Liebe eines Menſchen die Farbe eines der ſechs Temperamente; ſie iſt:

ſanguiniſch in Frankreich (Herr von Francueil, Memoiren der Frau von Epinay),

choleriſch in Spanien (Lauzun; Peguilhen in den Memoiren von Saint-Simon),

melancholiſch in Deutſchland (Schillers Don Carlos),

phlegmatiſch in Holland,

nervös (Voltaire),

athletiſch (Milon von Kroton).

Wenn der Einfluß des Temperaments ſchon im Ehrgefühl, im Geiz und in der Freundſchaft hervortritt, ſo muß er ſich erſt recht in der Liebe geltend machen, die eine ſtarke Beimiſchung vom Phyſiſchen hat.

Nehmen wir an, daß jede Liebe ſich einer der von mir im erſten Buche aufgeſtellten Arten zurechnen läßt, zu der

Liebe aus Leidenſchaft (Julie von Etanges),

Liebe aus Galanterie,

Liebe aus Eitelkeit,

Liebe aus Sinnlichkeit.

Laſſen wir nun dieſe vier Arten der Liebe ſich mit den ſechs Spielarten des Temperaments miſchen. Tibe-

rius hatte nicht die tolle Phantasie Heinrichs des Achten. Betrachten wir alsdann alle die Mischungen, die von der Verschiedenheit der Lebensweise infolge der Regierungsform oder des Volkscharakters abhängig sind; und zwar unterscheide ich da

1. den asiatischen Despotismus, zum Beispiel in Konstantinopel,

2. die absolute Monarchie, wie unter Ludwig dem Vierzehnten,

3. die durch eine Verfassung verdeckte Aristokratie: die Beherrschung eines Volkes zu gunsten der Reichen, wie in England, und unter einer sozusagen biblischen Moral,

4. die konstitutionelle Monarchie,

5. die föderative Republik oder die Herrschaft aller, wie in den Vereinigten Staaten,

6. den Staat im Zustande der Revolution, wie in Spanien, Portugal und Frankreich. Dieser Zustand eines Landes erweckt in jedem Staatsangehörigen eine lebhafte Leidenschaft, er begünstigt die Natürlichkeit der Sitten, vernichtet die Narrheiten und Scheintugenden der Konvention, die bornierten Standesvorurteile, verleiht der Jugend Ernst, läßt sie die „Liebe aus Eitelkeit" verachten und die bloße Galanterie vernachlässigen.

Dieser Zustand kann lange andauern und so die Lebensgewohnheiten eines ganzen Geschlechts bestimmen. In Frankreich begann er 1788, wurde 1802 unterbrochen, setzte sich 1815 fort und wird wer weiß wann enden.

Außer diesen allgemeinen Gesichtspunkten zur Betrachtung der Liebe kommen noch die Unterschiede des

Alters und ſchließlich die individuellen Eigentümlichkeiten hinzu.

Zum Beiſpiel könnte ich ſagen:

Ich habe in Dresden beim Grafen Wolfſtein die Liebe aus Eitelkeit, das melancholiſche Temperament, die monarchiſche Lebensweiſe, das Alter von dreißig Jahren und gewiſſe individuelle Eigentümlichkeiten gefunden.

Dieſe Art, die Dinge zu ſehen, kürzt ab und ermöglicht, was unerläßlich und ſehr ſchwer iſt, ein unparteiiſches Urteil.

Wie aber der Menſch in der Phyſiologie faſt nichts über ſich ſelbſt weiß, außer durch die vergleichende Anatomie, ſo können wir bei den Leidenſchaften, der Eitelkeit und verſchiedenen anderen Urſachen von Illuſionen, über das, was in uns vorgeht, nur durch die Schwächen aufgeklärt werden, die wir an anderen beobachtet haben. Wenn mein Buch überhaupt irgend einen Nutzen bringen ſollte, ſo wäre es der, daß es zu ſolchen Vergleichen anregt. Um das zu tun, will ich verſuchen, einige Hauptzüge des Charakters der Liebe bei den verſchiedenen Völkern zu ſkizzieren.

Wenn ich dabei häufig Italien erwähne, ſo bitte ich um Nachſicht; bei dem gegenwärtigen Sittenzuſtande von Europa iſt es das einzige Land, wo ſich die von mir beſchriebene Pflanze in voller Freiheit entwickelt. In Frankreich iſt es die Eitelkeit, in Deutſchland eine anſpruchsvolle, höchſt lächerliche Philoſophie, in England ein ängſtlicher, leidender, rachſüchtiger Stolz, der die echte Liebe quält und unterdrückt oder in eine barocke Richtung drängt.

41. In Frankreich

Ich ſuche mich von jeglichem Vorurteil frei zu machen und nichts als kalter Philoſoph zu ſein.

In Frankreich ſind die Frauen durch die Erziehung der liebenswürdigen Franzoſen, die nur Eitelkeit und ſinnliches Begehren kennen, weniger tatkräftig, weniger energiſch, weniger gefürchtet und beſonders weniger geliebt, als die Frauen Spaniens und Italiens.

Die Macht einer Frau ſteht im unmittelbaren Verhältnis zu dem Unglück, das ſie über ihren Geliebten zu bringen vermag. Wenn jedoch allein die Eitelkeit entſcheidet, ſo iſt eine Frau höchſtens nützlich, niemals notwendig. Das Schmeichelhafte des Erfolgs aber liegt im Erringen, nicht im Beſitzen. Für lediglich ſinnliche Bedürfniſſe gibt es Dirnen, und nicht ohne Grund ſind die Dirnen Frankreichs reizend, die Spaniens höchſt übel. In Frankreich können Dirnen den meiſten Männern ebenſoviel Glück gewähren, als ehrbare Frauen, das heißt Glück ohne Liebe, und etwas ſchätzt ein Franzoſe immer höher als ſeine Geliebte: ſeine Eitelkeit.

Ein junger Pariſer ſieht in der Geliebten eine Art Sklavin, die vor allem den Zweck hat, ihm die Freuden der Eitelkeit zu gewähren. Wenn ſie den Geboten dieſer maßgebenden Leidenſchaft nicht mehr entſpricht, verläßt er ſie und iſt obendrein noch ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt, wenn er ſeinen Freunden erzählen kann, auf welche überlegene Weiſe und unter welchen pikanten Umſtänden er ſich ihrer entledigt hat.

Ein Franzoſe, der ſein Land ſehr gut kennt, ſagt:

„In Frankreich ſind große Leidenſchaften ebenſo ſelten, wie große Männer.“ (Meilhan.)

Es fehlt der franzöſiſchen Sprache an Wörtern, um auszudrücken, wie durchaus unmöglich für einen Franzoſen die Rolle eines verlaſſenen Liebhabers iſt, deſſen Schickſal und Verzweiflung die ganze Stadt kennt und teilnehmend verfolgt. In Venedig und Bologna iſt das nichts Ungewöhnliches.

Wenn man in Paris Liebe finden will, ſo muß man zu den Klaſſen niederſteigen, wo die Energie durch den Mangel an Erziehung und Eitelkeit und den Kampf um die wirklichen Bedürfniſſe des Lebens noch nicht ſo gebrochen iſt.

Eine große, ungeſtillte Sehnſucht verraten, heißt eine Niederlage eingeſtehen, ein Bekenntnis, das in Frankreich ganz unmöglich wäre und nur unter ganz gewöhnlichen Leuten vorkommt; man würde ſich dadurch allerlei ſchlechten Witzen ausſetzen. Daher das übertriebene Lob der Dirnen im Munde der franzöſiſchen Jugend, die ſich vor ihrem eigenen Herzen fürchtet. Die maßloſe, plumpe Angſt, ſich unter ſeiner Würde zu zeigen, iſt das leitende Element der Unterhaltung der Provinzialen. Es iſt hiſtoriſch, daß einer, der die Ermordung des Herzogs von Berri als Neuigkeit hörte, die Antwort gab: „Das wußte ich ſchon“, — nur aus Furcht, dem, der etwas Neues erzählt, eben dadurch nachzuſtehen.

Im Mittelalter ſtählte die Gegenwart der Gefahr die Herzen. Wenn ich mich nicht irre, liegt hierin ein Grund für die erſtaunliche Überlegenheit der Männer des ſechzehnten Jahrhunderts. Die Originalität, bei uns ſelten, lächerlich, gefahrvoll und häufig unnatür-

lich, war damals alltäglich und ungeſchminkt. Länder, wo die Gefahr noch heute mit eiſerner Hand droht, wie Corſica,[30] Spanien und Italien, bringen immer noch große Männer hervor. In dieſen Himmelsſtrichen, wo die Glut der Sonne während dreier Monate im Jahre die Galle reizt, fehlt es meiſt nur an der Verwendung der Spannkraft, in Paris fehlt dieſe Spannkraft ſelbſt.

Viele unſerer jungen Leute, die ſonſt in Montmirail und im Bois de Boulogne ſo unternehmungsluſtig ſind, fürchten ſich vor der Liebe, und aus richtiger Verzagtheit meiden ſie den Anblick eines jungen Mädchens, das ſie hübſch finden. Wenn ſie daran denken, was in Romanen als Pflicht eines Liebenden bezeichnet wird, ſind ſie ſtarr. Dieſe kalten Seelen verſtehen nicht, daß der Sturm der Leidenſchaft, der die Wogen im Meer aufjagt, auch die Segel des Schiffes ſchwellt und ihnen die Kraft verleiht, den Sturm zu beſiegen.

Die Liebe iſt eine köſtliche Blume, aber man muß den Mut haben, ſie am grauſigen Rand eines Abgrundes zu pflücken. Außer der Lächerlichkeit ſieht die Liebe immer das Schrecknis, von der Geliebten verlaſſen zu werden. Dann bleibt für das ganze Leben nichts übrig, als ein „dead blank“.

Die Vollkommenheit der Kultur würde darin beſtehen, die feinen Genüſſe des neunzehnten Jahrhunderts mit häufigeren Gefahren zu vereinen. Die Genüſſe des Privatlebens müßten ſich ins Unendliche ſteigern, je häufiger man ſich der Gefahr ausſetzte. Ich denke dabei nicht nur an kriegeriſche Gefahren. Ich wünſche ſolche Gefahren zu jedem Zeitpunkt, in jeder Form, für alle Lebenskreiſe; ſie müßten den Inhalt des Lebens

ausmachen, wie im Mittelalter. Der Gefahr, wie ſie von unſerer Kultur geſchaffen und ausgeſchmückt wird, iſt auch der ſchwächſte Charakter gewachſen.

Ich finde in O'Mearas Buch „A voice from Saint-Helena“ (II, 94) die Worte eines großen Mannes:

„Murat erhält den Befehl: Gehen Sie zur Vernichtung der ſieben oder acht feindlichen Regimenter vor, die dort unten in der Ebene am Kirchdorf ſtehen! Im Augenblick war er wie ein Blitz auf und davon, und ſo wenig Kavallerie er auch führte, die feindlichen Regimenter waren bald zerſprengt, vernichtet und verſchwunden. Überläßt man dieſen Mann aber ſich ſelbſt, ſo hat man einen Schwachkopf ohne Urteil. Es iſt mir unbegreiflich, wie ein ſo tapferer Mann ſo feig ſein kann. Nur vor dem Feinde war er tapfer, dort aber gewiß der glänzendſte und mutigſte Soldat von ganz Europa.

Er war ein Held, ein Saladin, ein Richard Löwenherz auf dem Schlachtfelde. Machte man ihn zum König oder ſetzte man ihn in einen Miniſterrat, ſo war er nichts, als ein Feigling ohne Willen und Urteil. Murat und Ney ſind die tapferſten Männer, die ich gekannt habe.“

42. Noch einmal Frankreich

Frankreich nimmt in der Anlage dieſes Buches viel Raum ein, weil Paris dank der Überlegenheit ſeiner Literatur und ſeiner Sprache der Salon Europas iſt und bleiben wird.

Drei Viertel aller Liebesbriefe in Wien wie in London werden französisch geschrieben oder sind voll von französischen Wendungen und Worten und Gott weiß in was für einem Französisch.[31]

Mir scheint, es sind zwei Ursachen, die Frankreich hinsichtlich der großen Leidenschaften der Originalität beraubt haben:

1. Das echte Ehrgefühl oder der Wunsch, Bayard zu gleichen, um in der Gesellschaft Ansehen zu genießen und täglich seine Eitelkeit befriedigt zu sehen.

2. Das falsche Ehrgefühl oder der Wunsch, Leuten von gutem Ton aus der ersten Pariser Gesellschaft zu gleichen, zum Beispiel in der Kunst, in einen Salon einzutreten, einen Rivalen seine Abneigung merken zu lassen oder sich mit einer Geliebten zu überwerfen.

Das falsche Ehrgefühl bietet unserer Eitelkeit weit mehr Genuß als das echte, schon an und für sich, weil es jedem Einfaltspinsel verständlich ist, dann aber auch, weil es sich den täglichen und selbst stündlichen Handlungen anpaßt. Man kann beobachten, daß Leute mit diesem falschen Ehrgefühl in der Gesellschaft sehr gut aufgenommen werden, während das Gegenteil unmöglich ist.

Der Ton der großen Gesellschaft verlangt:

1. Alle großen Interessen mit Ironie zu behandeln. Nichts ist natürlicher; früher konnten Leute aus der wirklich großen Gesellschaft durch nichts innerlich berührt werden; sie hatten gar nicht die Zeit dazu. Der Landaufenthalt ändert das. Überdies geht es einem Franzosen gegen die Natur, sich eine Bewunderung anmerken zu lassen. Er würde sich dadurch etwas vergeben, nicht nur vor dem Bewunderten, sondern

beſonders vor ſeinem Nachbar, falls es dieſem einfällt, über den Gegenſtand der Bewunderung zu ſpotten.

In Deutſchland, Italien und Spanien hingegen liegt in der Bewunderung Aufrichtigkeit und Glück. Dort iſt der Bewunderer auf ſeine Empfindungen ſtolz und bedauert den Auszischer; ich ſage nicht den Spötter, denn den gibt es nicht in Ländern, wo die einzige Lächerlichkeit die iſt, den Weg zum Glück, nicht aber die Nachäffung fremder Manieren, zu verfehlen. Im Süden erzeugt das Mißtrauen und die Befürchtung, im wirklich empfundenen Genuß geſtört zu werden, eine angeborene Bewunderung für Luxus und Pracht.[32]

2. Ein Franzoſe hält ſich für den unglücklichſten und lächerlichſten Menſchen, wenn er gezwungen iſt, einſam zu ſein. Aber was iſt Liebe ohne Einſamkeit?

3. Ein leidenſchaftlicher Menſch denkt nur an ſich; ein Menſch, der nach Beachtung trachtet, denkt nur an andere. Mehr noch: vor 1789 fand man in Frankreich perſönliche Sicherheit nur, wenn man einem Stande, zum Beiſpiel dem Richterſtande, angehörte und von den Angehörigen dieſes Standes beſchützt wurde.[33] — Die Meinung eines Nachbarn war alſo ein weſentlicher und notwendiger Teil des Glückes. Am Hofe war das noch mehr der Fall, als in der Stadt Paris.

Man kann ſich leicht vorſtellen, welchen Einfluß ſolche Anſchauungen, — die allerdings nach und nach außer Kraft treten, doch in Frankreich noch für ein Jahrhundert ausreichen, — auf die großen Leidenſchaften ausüben.

Ich kann mir einen Menſchen vorſtellen, der ſich aus dem Fenſter ſtürzt, dabei aber in gefälliger Haltung unten auf dem Pflaſter anzulangen beſtrebt iſt.

In der Leidenſchaft gleicht ein Mann ſich ſelbſt und keinem anderen, was in Frankreich die Quelle aller Lächerlichkeiten bildet. Zudem beleidigt man die anderen, und das verleiht der Lächerlichkeit noch Flügel.

43. In Italien

In Italien beruht das Glück darin, ſich der Eingebung des Augenblicks zu überlaſſen, ein Glück, das bis zu einem gewiſſen Grade auch in Deutſchland und England heimiſch iſt.

Dazu iſt Italien ein Land, wo die Nützlichkeit, die Tugend der mittelalterlichen Republiken, noch nicht durch monarchiſche Ehr- und Tugendbegriffe entthront iſt und wo das wahre Ehrgefühl dem falſchen noch nicht Platz gemacht hat. Man fragt ſich nicht: Was denkt mein Nächſter von meinem Glücke? Denn Herzensglück hat mit der Eitelkeit nichts zu ſchaffen, es iſt unſichtbar. Der beſte Beweis dafür iſt der, daß Frankreich das Land iſt, wo die wenigſten Liebesheiraten vorkommen.

Ein anderer Vorteil Italiens iſt die ungeſtörte Muße unter einem wundervollen Himmel, die für die Schönheit in allen Geſtalten empfänglich macht. Es kommt ein übertriebnes, dennoch vernünftiges Mißtrauen hinzu, das die Einſamkeit erhöht und den Reiz völliger Hingabe verdoppelt; außerdem lieſt man wenig, weder Romane noch andere Bücher, und überläßt ſich um ſo mehr den Eingebungen des Augenblicks; endlich

erweckt die Leidenſchaft für Muſik eine der Liebe verwandte Seelenſtimmung.

In Frankreich gab es gegen 1770 kein Mißtrauen; es gehörte zum guten Ton, öffentlich zu leben und zu ſterben. Wie die Herzogin von Luxemburg mit hundert Freunden vertraut war, ſo gab es auch ſonſt weder eigentliche Vertrautheit, noch Freundſchaft mehr.

In Italien, wo eine Leidenſchaft kein ſehr ſeltenes Vorrecht iſt, hat ſie auch nichts Lächerliches an ſich und man hört in den Salons ganz laut allgemeine Liebesregeln entwickeln. Jedermann weiß Beſcheid über die Symptome und den Verlauf dieſer Krankheit und beſchäftigt ſich reichlich damit. Man ſagt zu einem Verlaſſenen: „Sechs Monate werden Sie untröſtlich ſein, dann aber geſunden wie der und der.“

In Italien iſt die öffentliche Meinung eine ergebene Dienerin der Leidenſchaften. Der ungeſchminkte Genuß übt dort dieſelbe Macht aus, die anderswo in den Händen der Geſellſchaft liegt. Einfach, weil die Geſellſchaft dem Volke faſt kein Vergnügen bereitet und dieſes keine Zeit zur Eitelkeit hat. Die Gelangweilten tadeln zwar die Leidenſchaften, aber man lacht ſie aus. Südlich der Alpen iſt die Geſellſchaft ein Deſpot ohne Kerker.

In Paris, wo die Ehre gebietet, mit dem Degen in der Fauſt, oder — wenn man das kann — mit geiſtreichen Reden alle Tore eines jeden großen zugeſtandenen Intereſſes zu verteidigen, iſt es weit bequemer, ſeine Zuflucht zur Ironie zu nehmen.

Einige junge Leute haben ein anderes Teil erwählt und ſich zu Schülern J. J. Rouſſeaus und der Frau von Staël aufgeworfen. Seit die Ironie etwas Ge-

wöhnliches geworden ist, sind sie gefühlvoll. Übrigens liegen die Verhältnisse seit 1789 zu gunsten der Nützlichkeit oder des individuellen Empfindens und gegen den Ehrbegriff oder die Herrschaft der öffentlichen Meinung. Die Parlamente geben ein Beispiel, alles zu diskutieren, selbst den Scherz. Indem das Volk ernster wird, verliert die Galanterie den Boden.

Ich muß als Franzose sagen, daß der Reichtum eines Landes nicht in einer geringen Zahl riesiger Vermögen besteht, sondern in der Masse der mittleren Vermögen. In Frankreich sind die Leidenschaften selten, aber die Galanterie ist anmutiger und feiner, daher hat sie auch mehr Glück zur Folge.

Ein römischer Künstler schrieb aus Paris:

„Ich fühle mich hier gar nicht wohl; ich glaube, es liegt daran, daß ich nicht nach Herzenslust lieben kann. Hier verbraucht sich die Empfindung tropfenweise, in dem Maße, wie sie hervorquillt, und in einer Weise, die bei mir wenigstens die Quelle schwächt. In Rom bei den wenig aufregenden täglichen Ereignissen und der Langeweile des Außenlebens sammelt sich die Empfindungsfähigkeit zu gunsten der Leidenschaften an."

44. In Rom

Nur in Rom kommt es vor, daß eine anständige Frau, die Equipage hat, vor einer anderen, einer bloßen Bekannten, gelegentlich ihr Herz ausschüttet, wie ich es heute Vormittag erlebt habe. „Ach, meine liebe Freundin, verliebe dich nie in den Fabio Vitel-

leſchi. Lieber kannſt du deine Liebe einem Straßenräuber ſchenken. Trotz ſeines ſanften und gemeſſenen Benehmens bringt er es fertig, dir einen Dolch ins Herz zu bohren und dich dabei mit liebenswürdigem Lächeln zu fragen: Liebchen, tut es weh?“ — So geſchehen am 30. September 1819 in Gegenwart eines hübſchen fünfzehnjährigen, übrigens ſehr geweckten Mädchens, der Tochter jener Dame, die den guten Rat empfing.

Die Natürlichkeit der ſüdlichen Liebenswürdigkeit iſt nichts, als die einfache Entwickelung einer großangelegten Natur, die durch den doppelten Mangel an guter Erziehung und an bedeutenden Ereigniſſen begünſtigt wird. Wenn ein Nordländer das Unglück hat, nicht von Anfang an dadurch abgeſtoßen zu werden, ſo kommen ihm nach Verlauf eines Jahres die Frauen aller anderen Länder unausſtehlich vor.

Er ſieht die niedlichen Franzöſinnen, die in den erſten drei Tagen recht liebenswürdig und verführeriſch, aber ſchon am vierten langweilig ſind; ſobald man nämlich dahinter kommt, daß all ihr Liebreiz vorher einſtudiert und angelernt iſt und für jedermann und jeden Tag ewig derſelbe bleibt.

Er ſieht die deutſchen Frauen, die im Gegenſatz zu den Franzöſinnen ſo natürlich ſind und ſich ſo leidenſchaftlich ihrer Phantaſie hingeben, aber doch bei aller ihrer Natürlichkeit oft innerlich arm, einfältig und rührſelig ſind. Der Ausſpruch des Grafen Almaviva ſcheint in Deutſchland niedergeſchrieben zu ſein: „Und man iſt höchſt erſtaunt, eines ſchönen Abends Überſättigung zu finden, wo man das Glück ſuchte.“

In Rom darf der Fremde nicht vergeſſen, daß in

einem Lande, wo alles natürlich ist, das Schlechte viel schwärzer erscheint, als anderwärts. Um nur von den Männern[34] zu reden, so sieht man hier in der Gesellschaft Ungeheuer auftauchen, die sich wo anders verstecken müßten. Es sind Menschen, die gleichmäßig leidenschaftlich, scharfblickend und feige sind. Ein böses Geschick hat sie zum Beispiel aus irgend einem Anlaß in die Nähe einer Frau geführt; wahnsinnig verliebt, trinken sie den Kelch des Leids, einen andern bevorzugt zu sehen, bis zur Hefe aus. Ihre Gegenwart hat nur den einen Zweck, diesem glücklicheren Geliebten entgegenzuarbeiten. Nichts entgeht ihnen und alle Welt sieht, daß ihnen nichts entgeht. Aber allem Ehrgefühl zum Trotz fahren sie fort, die Frau, ihren Geliebten und sich selbst zu quälen, und niemand tadelt sie, denn „sie tun, was ihnen Vergnügen macht". Eines Abends gibt ihnen der Liebhaber, zum äußersten gebracht, einen Fußtritt; am nächsten Morgen bitten sie ihn sehr um Entschuldigung und beginnen von neuem, beständig und unerschütterlich, die Frau, den Geliebten und sich selbst zu peinigen. Man schaudert bei dem Gedanken, welche Fülle von Unglück diese niedrigen Seelen täglich hinnehmen müssen, und ohne Zweifel ist nur ein Gran Feigheit weniger nötig, um sie zu Giftmischern zu machen.

Es ist auch nur in Italien möglich, daß junge Lebemänner, die Millionäre sind, Tänzerinnen großer Bühnen vor den Augen der ganzen Stadt mit dreißig Soldi jeden Tag (1,20 Mark) großartig aushalten. Zwei Brüder, schöne, junge Leute, leidenschaftliche Jäger und Pferdeliebhaber, sind auf einen Fremden eifersüchtig. Statt aber zu ihm zu gehen und ihre

Beſchwerden offen anzubringen, verbreiten ſie heimlich ungünſtige Gerüchte über den armen Fremden. In Frankreich würde die öffentliche Meinung ſolche Leute zwingen, entweder ihre Verdächtigungen zu beweiſen oder dem Fremden Genugtuung zu geben. Hier gilt die öffentliche Meinung und die Verachtung nichts. Ein Reicher iſt ſicher, überall gut aufgenommen zu werden. Ein Millionär, der ſich in Paris unmöglich gemacht hat, kann in aller Ruhe nach Rom pilgern. Dort wird er genau ſo hoch eingeſchätzt werden, wie ſeine Scudi.

45. Ein Tag in Florenz

Heute Abend, am 12. Februar 1819, ſprach ich in einer Loge mit einem Herrn, der irgend ein Anliegen an einen fünfzigjährigen Beamten hatte. Seine erſte Frage war: „Wer iſt ſeine Geliebte? Chi avvicina adesso?“ — Hier ſind alle ſolche Verhältniſſe vollkommen bekannt, ſie haben ihre Geſetze und es gibt eine anerkannte Art, ſich dabei zu benehmen, die ſich ohne Rückſicht auf das Herkommen faſt nur auf die Billigkeit ſtützt. Andernfalls iſt man ein „porco“.

„Was gibt's Neues?“ fragte mich geſtern ein Freund, der aus Volterra kam. Nach einem kräftigen Stoßſeufzer über Napoleon und die Engländer fährt man im Ton der lebhafteſten Teilnahme fort: „Die Vitteleſchi hat ihren Liebhaber gewechſelt; der arme Gherardesca iſt in Verzweiflung.“ — „Wen hat ſie nun?“ — „Den Montegalli, den ſchönen Offizier mit dem Schnurrbart, der die Prinzeſſin Colonna hatte. Sehen

Sie, da unten im Parkett ſteht er wie angenagelt unter ihrer Loge. Dort bleibt er den ganzen Abend, denn ihr Mann will ihn nicht in ſeinem Hauſe ſehen. Und dort am Eingang ſehen Sie den armen Gherardesca, wie er trübſelig auf und ab ſpaziert und von fern die Blicke zählt, die ſeine Ungetreue ſeinem Nachfolger zuwirft. Er iſt ein ganz anderer Menſch geworden und in heller Verzweiflung. Umſonſt wollen ſeine Freunde ihn nach Paris oder London ſchicken. Nur der Gedanke, Florenz zu verlaſſen, heißt für ihn Sterben. Das hat er ſelbſt geſagt."

Jedes Jahr gibt es in der großen Geſellſchaft zwanzig ähnliche Verzweiflungsfälle; einige habe ich drei bis vier Jahre andauern ſehen. Dieſe armen Teufel ſind ohne jede Scheu und ziehen alle Welt ins Vertrauen. Übrigens hat man hier wenig Geſellſchaft, und vollends, wenn man liebt, ſucht man ſie kaum mehr auf. Man darf nicht glauben, daß die großen Leidenſchaften und die ſchönen Seelen irgendwo, ſelbſt in Italien, etwas Gewöhnliches ſeien. Nur brennen dort die Herzen heller und die tauſend kleinen menſchlichen Eitelkeiten ſchießen dort nicht ſo ins Kraut und darum blühen ſelbſt geringeren Liebſchaften herrliche Freuden. So habe ich dort ſogar bei der Liebe aus Laune Wonnen und Augenblicke des Rauſches beobachtet, wie ſie die heftigſte Leidenſchaft unter dem Breitengrade von Paris niemals zeitigen würde.

Ich habe heute Abend erkannt, daß es im Italieniſchen beſondere Bezeichnungen für tauſend Beziehungen der Liebe gibt, die in anderen Sprachen endloſe Umſchreibungen erfordern; zum Beiſpiel gibt es einen prägnanten Ausdruck für die ſchnelle Wendung, die

man macht, wenn man vom Parkett aus mit dem Glaſe nach der Loge der Frau, die man begehrt, hinaufſieht, und ihr Gatte oder Liebhaber nähert ſich gerade der Brüſtung der Loge.

Die Hauptcharakterzüge dieſes Volkes ſind:

1. Die Aufmerkſamkeit und Gewohnheit im Dienſt ernſter Leidenſchaften macht ſchwerfällig; das iſt der charakteriſtiſche Unterſchied zwiſchen einem Franzoſen und einem Italiener. Man muß einen Italiener beim Einſteigen in einen Poſtwagen, oder wenn er etwas bezahlt, beobachten, es iſt keine „furia „francese. Deshalb erſcheint der gewöhnlichſte Franzoſe, wenn er nicht gerade ein beſchränkter Kerl wie Demaſure iſt, einer Italienerin immer wie ein höheres Weſen.

2. Alle Welt unterhält Liebſchaften, und nicht nur heimlich, wie in Frankreich. Der Gatte iſt der beſte Freund des Liebhabers.

3. Kein Menſch lieſt.

4. Es gibt keine Geſellſchaft. Um ſein Leben auszufüllen und Beſchäftigung zu haben, verlangt man etwas mehr, als eine zweiſtündige Plauderei und Befriedigung ſeiner Eitelkeit in dem oder dem Salon. Das Wort „causerie“ läßt ſich nicht ins Italieniſche überſetzen. Man redet, wenn man im Dienſte einer Leidenſchaft zu reden hat, aber ſelten ſpricht man, um gut und über alles mögliche zu plaudern.

5. Es gibt in Italien nichts Lächerliches.

In Frankreich ſuchen zwei Menſchen immer das gleiche Vorbild nachzuahmen, und die Art und Weiſe, wie dies einem gelingt, unterliegt ſtets dem Urteil des andern. In Italien weiß ich nicht, ob ein eigentümliches Betragen dem, der es an den Tag legt,

nicht Vergnügen macht und ob es dem, der es wahrnimmt, nicht vielleicht auch welches bereit.

Was in Sprache und Benehmen in Rom für unnatürlich gilt, erscheint wohlanständig oder unauffällig in Florenz. Man spricht in Lyon dasselbe Französisch wie in Nantes. Aber der venezianische, neapolitanische, genueser und piemonteser Dialekt sind wie vollkommen untereinander verschiedene Sprachen, und doch werden sie von Leuten gesprochen, die übereingekommen sind, in Druckwerken nur die in Rom übliche Sprache anzuwenden. Nichts wäre sinnloser als ein Lustspiel, dessen Ort der Handlung Mailand ist und dessen Personen römisch sprechen. Die italienische Sprache, die sich viel mehr für den Gesang als zum Sprechen eignet, kann sich gegen die Klarheit des Französischen nur durch die Musik halten.

In Italien erhöht die Furcht vor dem Pascha und seinen Spionen den Wert des Nützlichen. Auf keinen Fall gibt es falsches Ehrgefühl. Es wird durch einen gewissen kleinlichen Haß auf die Gesellschaft, den sogenannten petegolismo ersetzt.

6. Der Partikularismus.

Jener Stolz, der uns dazu führt, die Achtung unserer Mitbürger zu erstreben und sich mit ihnen eins zu fühlen, ward um 1550 durch den eifersüchtigen Despotismus der kleinen italienischen Fürsten von allen edleren Bestrebungen abgedrängt und so zum Anlaß eines Zerrbilds von Patriotismus, einer Mischung von Raserei und Dummheit, die selbst die gescheitesten Köpfe ansteckt.

Dieser Partikularismus ist die große geistige Wunde Italiens, ein tödliches Fieber, dessen unheilvolle Fol-

gen ſich noch bemerkbar machen werden, wenn das Joch der lächerlichen Kleinſtaaterei längſt abgeſchüttelt iſt. Er kommt namentlich in dem unauslöſchlichen Haſſe gegen alles Ausländiſche zum Ausdruck.

7. Als letzten Charakterzug nenne ich die Unduldſamkeit in der Unterhaltung und die zornige Aufwallung, wenn man dem Gegner nicht ſofort mit Gegenbeweiſen kommen kann. Es iſt dies ein Zeichen von feinſter Empfindlichkeit, aber nicht von der liebenswürdigen Seite, ſomit etwas, das ich am liebſten als Beweis ihres Vorhandenſeins gelten laſſe.

Ich wollte die „ewige Liebe" kennen lernen, und nach mancherlei Schwierigkeiten habe ich es erreicht, heute Abend dem Cavaliere C*** und ſeiner ſeit fünfundzwanzig Jahren geliebten Freundin vorgeſtellt zu werden. Gerührt habe ich die Loge dieſes liebenswürdigen Greiſenpaares wieder verlaſſen. Das iſt die Kunſt, glücklich zu ſein, von der die Jugend meiſt nichts verſteht.

Vor zwei Monaten beſuchte ich Monſignor R*** in ſeinem Landhauſe, wo er mit Frau D***, ſeiner „avvicina", wie man ſagt, ſeit vierunddreißig Jahren lebt. Sie iſt noch ſchön, aber es ſchwebt eine gewiſſe Schwermut über beiden, die man durch den Verluſt eines ehedem durch den Gatten der Frau D*** vergifteten Sohnes erklärt. Hier iſt Liebe etwas anderes als in Paris, wo man eine Geliebte nur alle Wochen eine Viertelſtunde beſucht und ſonſt höchſtens einen Blick oder einen Händedruck von ihr erhaſcht. Der Liebende, der glücklich Liebende, verlebt vier bis fünf Stunden jedes einzelnen Tages mit der geliebten Frau.

Er ſpricht mit ihr von ſeinen Geſchäften, ſeinem Park, ſeinen Jagdabenteuern, ſeiner Beförderung und von tauſenderlei. Es iſt das vollſtändigſte und zärtlichſte Zuſammenleben. Er duzt ſie in Gegenwart ihres Gatten und überall.

Ein ſehr ehrgeiziger junger Italiener wurde zum Geſandten in Wien ernannt, konnte ſich aber nicht in das Fernſein ſchicken. Nach ſechs Monaten verzichtete er auf ſeine hohe Stellung und kehrte zurück, um in der Loge ſeiner Freundin glücklich zu ſein.

Ein ſolcher ſtändiger Verkehr würde in Frankreich läſtig ſein, wo man in der Geſellſchaft unbedingt eine gewiſſe Rolle ſpielen muß und uns unſere Geliebte mit Recht ſagt: „Herr So=und=ſo, heute Abend ſind Sie gräßlich, Sie ſagen ja gar nichts.“ In Italien handelt es ſich nur darum, daß man der geliebten Frau alles ſagt, was einem in den Sinn kommt; man muß geradezu laut denken. Es gibt eine gewiſſe nervöſe Folge der Offenheit und Vertrautheit, die wieder Offenheit erweckt und die man ohne ſolche nicht erntet. Dieſe Liebe beſitzt freilich den großen Nachteil, daß ſie alle anderen Liebhabereien lahmlegt und alle anderen Lebensbetätigungen nichtig erſcheinen läßt. Dieſe Liebe iſt der beſte Erſatz der Leidenſchaft.

In Bologna gibt es in der Geſellſchaft nichts Verächtliches. In Paris iſt die Rolle des hintergangenen Ehemannes abſcheulich. Hier in Bologna iſt nichts dabei: es gibt keine betrogenen Ehemänner. Die Sitten ſind wohl die gleichen, nur fehlt der Haß. Der Liebhaber der Frau iſt immer der Freund des Gatten, und dieſe Freundſchaft, gefeſtigt durch gegenſeitige Dienſte, überlebt oft alle anderen Beziehungen.

Meistens dauern solche Liebesverhältnisse fünf bis sechs Jahre, mitunter länger. Am Ende verläßt man sich, wenn man sich nichts mehr zu sagen weiß, und nach einem Monat des Bruches verliert sich alle Bitterkeit.

Die alte Mode der „cavalieri serventi", die in Italien durch Philipp den Zweiten mit dem spanischen Stolz und den spanischen Sitten eingeführt wurde, hat sich in den großen Städten ganz verloren. Napoleon hat in Oberitalien und selbst in Neapel der Sittenlosigkeit ein Ende gemacht.

46. Von der deutschen Liebe

Wenn der Italiener, der immer zwischen Haß und Liebe schwankt, von der Leidenschaft und der Franzose von der Eitelkeit lebt, so leben die guten einfachen Nachkommen der alten Germanen von der Phantasie. Kaum sind sie aus den unmittelbarsten und für ihren Lebensunterhalt nötigsten sozialen Interessen heraus, so sieht man mit Erstaunen, wie sie sich in ihre Philosophie vergraben. Es ist das eine Art von sanfter, liebenswürdiger und vor allem unschädlicher Narrheit.

Als Begleiter von Männern mit zügellosem Ehrgeiz, die sich bei den Paraden von Schönbrunn um einen Blick des Kaisers oder einen Baronstitel stritten, schildert der Apotheker Napoleons die deutsche Liebe (Seite 188) folgendermaßen:

„Nichts ist gefälliger und süßer, als eine Österreicherin. Bei ihr ist die Liebe ein Kultus, und wenn sie zu einem Franzosen eine Neigung fühlt, betet sie ihn mit grenzenloser Inbrunst an.

„Es gibt überall leichtsinnige und launenhafte Frauen, aber im allgemeinen sind die Wienerinnen treu und gar nicht kokett. Wenn ich sage treu, so meine ich dem Geliebten ihrer Wahl, denn die Ehemänner sind in Wien wie überall."

„Die schönste Frau Wiens hat die Huldigungen eines meiner Freunde, des Hauptmanns M*** im Hauptquartier des Kaisers, angenommen. Er ist ein hübscher und gescheiter junger Mann, aber sicherlich bietet weder seine Erscheinung, noch sein Gesicht etwas besonders Bemerkenswertes.

Seit einigen Tagen erregt seine junge Freundin das größte Aufsehen unter unseren glänzenden Stabsoffizieren, die ihre Zeit damit totschlagen, alle Winkel Wiens zu durchstöbern. Es gilt, der Kühnste zu sein; alle Kriegslisten werden angewandt; das Haus dieser Schönen ist von den hübschesten und reichsten Offizieren in Belagerungszustand versetzt. Die Junker wie die glänzenden Obersten, die Gardegenerale, ja selbst Prinzen, vergeuden ihre Zeit unter ihren Fenstern. Keiner hat Erfolg. In Paris oder in Mailand waren diese Prinzen nicht gewohnt, grausame Frauenherzen zu finden. Als ich über das Mißgeschick dieser Herren mit jener reizenden Frau belustigt plauderte, sagte sie zu mir: ‚Aber, mein Gott, wissen Sie denn nicht, daß ich den Hauptmann M*** liebe?'"

(Seite 290:) „Als wir in Schönbrunn lagen, bemerkte ich, daß zwei jüngere Herren aus der Umgebung des Kaisers niemanden in ihrer Wiener Wohnung empfingen. Wir neckten die beiden mehrfach wegen

dieſer Heimlichtuerei. Eines Tages ſagte der eine zu mir: ‚Ich möchte kein Geheimnis vor Ihnen haben. Eine junge Frau aus der Stadt iſt meine Geliebte geworden, unter der Bedingung, daß ſie niemals meine Wohnung zu verlaſſen braucht und daß ich ohne ihre Einwilligung niemanden empfange.‘ Ich war neugierig, dieſe freiwillige Klausnerin kennen zu lernen, und da mir mein Beruf als Arzt ganz wie im Orient einen anſtändigen Vorwand gab, nahm ich eine Einladung zum Frühſtück bei meinem Freunde an. Ich fand eine ſehr verliebte Frau, die eifrig im Haushalt beſchäftigt war und trotz des verlockenden Wetters kein Verlangen trug, auszugehen; ſie war übrigens überzeugt, daß ſie ihr Geliebter mit nach Frankreich nehmen würde.

„Der andere junge Herr, den man niemals in ſeiner Stadtwohnung antraf, vertraute mir kurz darauf etwas Ähnliches an. Auch ſeine Schöne ſah ich auf gleiche Weiſe. Sie war blond, ſehr hübſch und ſchön gewachſen.

„Die eine, achtzehn Jahre alt, war die Tochter eines wohlhabenden Tapezierers, die andere, ungefähr vierundzwanzig Jahre alt, die Gattin eines öſterreichiſchen Offiziers, der in der Armee des Erzherzogs Johann am Feldzuge teilnahm. Ihre Liebe ging bis zum Heroismus. Ihr Geliebter wurde ihr nicht nur untreu, er kam ſogar in die Lage, ihr ein ſehr mißliches Geſtändnis machen zu müſſen. Sie pflegte ihn mit vollkommener Hingabe, und durch die ſchwere Krankheit ihres Geliebten und die Gefahr, in der er ſchwebte, eng an ihn gefeſſelt, liebte ſie ihn darum nur noch inniger, als vorher.

„Man verſteht, daß ich als Fremdling und Eroberer, zumal ſich die ganze vornehme Geſellſchaft Wiens bei

unſerem Anmarſche auf ihre Landgüter nach Ungarn zurückgezogen hatte, keine Gelegenheit hatte, die Liebe in den oberen Klaſſen zu beobachten, aber ich habe genug geſehen, um mich zu überzeugen, daß ſie anders iſt, als die Liebe in Paris.

„Dieſes Gefühl wird von den Deutſchen als eine Tugend angeſehen, als eine Äußerung des Göttlichen, als etwas Myſtiſches. Es iſt nicht lebhaft, heftig, eiferſüchtig, herriſch wie im Herzen einer Italienerin; es iſt innig und ähnelt dem Illuminismus; es iſt meilenweit entfernt von der engliſchen Liebe.

„Vor einigen Jahren überfiel ein Leipziger Schneider in einem Anfall von Eiferſucht ſeinen Nebenbuhler im öffentlichen Garten und erdolchte ihn. Er wurde zum Tode verurteilt. Die Moraliſten jener Stadt ſtritten, gutmütig und leicht erregbar, wie die Deutſchen ſind (es iſt dies eine Charakterſchwäche an ihnen), über das Urteil, fanden es ſtreng und bemitleideten ſein Los. Aber das Urteil war nicht rückgängig zu machen. Am Tage der Hinrichtung erſchienen alle jungen Mädchen Leipzigs in weißen Kleidern und gaben dem Schneider Blumen ſtreuend das Geleit bis zum Schaffot.

„Kein Menſch fand dieſe Feierlichkeit merkwürdig. Freilich könnte man dieſem Lande, das ſich ſelbſt für das Land der Denker hält, vorwerfen, es verherrliche damit den Mord. Aber es war eine Zeremonie und eine ſolche wird in Deutſchland ſicherlich niemals lächerlich gefunden. Man denke nur an das Hofzeremoniell der kleinen Fürſten, über das wir uns totlachen, das aber in Meiningen und Köthen überaus impoſant erſcheint.

„Der Unterschied zwischen den Deutschen und allen anderen Völkern ist der: Nachdenken beruhigt sie nicht, sondern regt sie auf. Und zweitens trachten sie auf Tod und Leben nach Charakter.

„Das Hofleben, das der Liebe und ihrer Entwickelung anderswo so vorteilhaft ist, stumpft sie in Deutschland ab. Man macht sich keinen Begriff von dem Ozean sinnloser Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, aus denen in Deutschland ein Hof selbst bei den besten Fürsten besteht. (München, 1820.)[35]

„Wenn wir mit unserem Stabe in eine deutsche Stadt einrückten, trafen die Damen der Gegend im Laufe von vierzehn Tagen ihre Wahl. Bei dieser Wahl blieb es. Indessen habe ich sagen hören, die Franzosen seien die Klippe gewesen, an der manche bisher unbescholtene Tugend gescheitert sei."

Die jungen Deutschen, denen ich in Dresden, Göttingen, Königsberg und anderen Orten begegnet bin, waren im Dunstkreis jener angeblich philosophischen Systeme aufgewachsen, die nichts als dunkle, schlecht geschriebene Poesie, aber in moralischer Hinsicht von hoher und heiliger Erhabenheit sind. Es scheint mir, daß die Deutschen von ihrem Mittelalter nicht den Republikanismus, das Mißtrauen und den Dolchstoß wie die Italiener geerbt haben, sondern eine starke Neigung zur Begeisterung und Aufrichtigkeit. Aus diesem Grunde haben sie alle zehn Jahre einen großen Mann, der alle anderen verdunkelt. Ich denke an Kant, Schelling und Fichte.

Luther hat den moralischen Sinn mit mächtiger Stimme aufgerüttelt und die Deutschen haben sich,

ihrem Gewiſſen getreu, dreißig Jahre lang herumgeſchlagen. Ein ſchöner und beherzigenswerter Ruf, wenn auch der Glaube an und für ſich wohl ſinnlos iſt.

Eine geheimnisvolle Begeiſterung für die Frauen und die Liebe rühmte ſchon Tacitus, wenn dieſer Schriftſteller nicht etwa lediglich eine Satire auf Rom hat verfaſſen wollen.

Man braucht nur hundert Meilen durch Deutſchland zu reiſen und man erkennt bereits in dieſem uneinigen und zerſtückelten Volke eine tiefe Begeiſterung, die eher ſanft und zart, als feurig und ungeſtüm iſt.

Einen weiteren Beweis für dieſe allen Deutſchen gemeinſame Neigung ſehe ich im öſterreichiſchen Geſetzbuch, das für die Beſtrafung faſt aller Verbrechen das Geſtändnis des Verbrechers verlangt. Es iſt für ein Volk berechnet, wo Verbrechen ſelten und eher eine Tat des Wahnſinns ſchwächlicher Naturen, als die Folge eines mutigen, wohlüberlegten und in beſtändiger Fehde mit der Geſellſchaft liegenden Geiſtes ſind. Italien braucht entgegengeſetzte Geſetze; man will jene dahin verpflanzen, aber es wäre ein großer Fehler.

Ich habe in Italien deutſche Richter in Verzweiflung geſehen, wenn ſie Todesurteile oder ſchwere Gefangenſchaft ohne Geſtändnis des Schuldigen verhängen mußten.

47. In England

Ich habe in letzter Zeit viel mit den Tänzerinnen vom Theater Del Sol in Valenzia verkehrt. Man verſichert mir, verſchiedene unter ihnen ſeien ſehr keuſch,

weil nämlich ihre Beſchäftigung zu ermüdend iſt. Vigano läßt ſie das Ballett in der „Jüdin von Toledo“ alle Tage von zehn Uhr vormittags bis vier Uhr nachmittags und von Mitternacht bis drei Uhr morgens proben. Außerdem müſſen ſie alle Abende zweimal tanzen.

Das hat mich an Rouſſeau erinnert, der Emil viel zu gehen empfiehlt. Als ich heute um Mitternacht mit den kleinen Tänzerinnen in der Friſche am Meeresſtrand ſeinen Spaziergang machte, kam mir in den Sinn, wie unbekannt dieſer überirdiſche Genuß der friſchen Seebriſe unter dem Himmel von Valenzia beim Anblick der ſchimmernden, hier ſo nahen Sterne in unſerem traurigen, nebligen Norden iſt. Er allein lohnt ſchon eine Reiſe von vielen hundert Meilen, er verhindert durch die Fülle der Empfindungen das Denken. Ich dachte, daß die Enthaltſamkeit meiner kleinen Tänzerinnen ſehr gut erklärt, warum der männliche Stolz in England den Weg des Trunkes geht, um Haremsſitten inmitten eines Kulturvolkes langſam wieder einzuführen. Man weiß, daß manche junge Engländerin trotz ihrer Schönheit und ihres reizenden Geſichtsausdruckes in geiſtiger Hinſicht recht zu wünſchen übrig läßt. Trotz der Freiheit auf dieſer Inſel und der bewundernswerten Eigenart des Volkscharakters fehlt es den Engländerinnen an anregenden und urſprünglichen Gedanken. Oft haben ſie nichts Bemerkenswertes, als die Verſchrobenheit ihres Zartgefühls. Das iſt leicht erklärlich; in England iſt die Schamhaftigkeit der Frauen der Stolz ihrer Ehemänner. Aber ſo unterwürfig eine Sklavin auch ſein mag, ihre Geſellſchaft wird doch bald zur Laſt. Daher

kommt für die Männer die Notwendigkeit, ſich allabendlich ſtumpfſinnig zu betrinken, ſtatt wie in Italien die Abende mit der Geliebten zu verbringen. In England unternehmen reiche Leute, die ſich zu Hauſe langweilen, unter dem Vorwande einer notwendigen Leibesübung einen vier- bis fünfſtündigen Marſch, als ob der Menſch auf die Welt gekommen wäre, um zu laufen. Sie verbrauchen ſo ihre Nervenkraft mit den Beinen, ſtatt mit dem Herzen. Bei alledem wagen ſie von weiblichem Zartgefühl zu ſprechen und Spanien und Italien gering zu ſchätzen.

Niemand hingegen iſt beſchäftigungsloſer, als die jungen Italiener. Alle Bewegung, die ihre Empfindlichkeit beeinträchtigen würde, iſt ihnen unangenehm. Höchſtens machen ſie von Zeit zu Zeit einen halbſtündigen Spaziergang, weil er ihrer Geſundheit dienlich iſt. Was die Frauen anbetrifft, ſo läuft eine Römerin im ganzen Jahre weniger, als eine junge Miß in einer Woche.

Mir ſcheint, daß der Stolz des engliſchen Ehemannes die Eitelkeit ſeiner armen Frau ſehr geſchickt auf die Spitze treibt. Er redet ihr vor allem ein, daß man nie gewöhnlich ſein darf, und die Mütter, die ihre Töchter daraufhin zuſtutzen, einen Gatten zu finden, haben dieſen Gedanken gut verſtanden. Deshalb iſt auch die Mode im vernünftigen England viel geſchmackloſer und herriſcher, als im leichtfertigen Frankreich. In England iſt ſie eine Pflicht, in Paris ein Genuß. Die Ehemänner geſtatten ihren Frauen gern dieſe ariſtokratiſche Narrheit als Entſchädigung für den unendlichen Verdruß, den ſie ihnen auferlegen.

Vorzüglich finde ich in den einſt berühmten Romanen der Miß Burney die Schilderung der geſellſchaftlichen Zuſtände unter den engliſchen Frauen, wie ſie der wortkarge Dünkel der Männer verſchuldet hat. Da es gewöhnlich iſt, um ein Glas Waſſer zu bitten, wenn man durſtig iſt, ſo verdurſten die Heldinnen der Miß Burney lieber. Um das Gewöhnliche zu meiden, fällt man in die ſchauderhafteſte Ziererei.

Ich vergleiche die Vorſicht eines jungen Engländers von zwanzig Jahren mit dem tiefen Mißtrauen eines gleichalterigen Italieners. Der Italiener wird dazu gezwungen, um ſich perſönlich zu ſichern, er legt aber ſein Mißtrauen ab oder vergißt es wenigſtens, ſobald er vertraut wird, während ſich Vorſicht und Hochmut beim jungen Engländer gerade inmitten der augenſcheinlich zärtlichſten Geſellſchaft verdoppeln.

Wohlgemerkt zwingt das Los des Silvio Pellico und hundert anderer den Italiener zum Mißtrauen, während die Vorſicht des jungen Engländers nur durch die übertriebene und krankhafte Empfindlichkeit ſeiner Eitelkeit verurſacht wird. Der Franzoſe, der in ſeiner Denkweiſe jederzeit verbindlich iſt, ſagt ſeiner Geliebten alles. Das iſt eine Gewohnheit bei ihm, ohne die er nicht ungezwungen wäre, und er weiß, daß es ohne Ungezwungenheit keine Anmut gibt.

Nur mit Schmerz und mit Tränen im Auge habe ich gewagt, das Vorſtehende niederzuſchreiben. Da ich aber auch einem Könige nicht ſchmeicheln würde, warum ſollte ich da von einem Lande nicht ſagen, was ich denke, wenn es of course auch recht ungereimt ſein kann, weil ich gerade dieſem Lande das

Leben der liebenswürdigſten Frau danke, die ich kennen gelernt habe?

Mit Befriedigung will ich hinzufügen, daß unter dieſer Art von Sitten und unter ſo vielen Engländerinnen, die das geiſtige Opfer des männlichen Dünkels ſind, doch eine ausgeſprochene Originalität lebt, daß eine vornehme Familie, die über dieſe trübſelige Beſchränktheit erhaben iſt, bezaubernde Charaktere hervorzubringen vermag. Aber wie unbezeichnend iſt doch das Wort „bezaubernd“ trotz ſeines Urſprungs, um das wiederzugeben, was ich damit ausdrücken möchte. Die ſanfte Imogen und die holde Ophelia haben ſicherlich in England lebendige Urbilder; aber dieſe Weſen genießen durchaus nicht die hohe Verehrung, die der „faſhionablen“ Engländerin einmütig gezollt wird, deren Beſtimmung es iſt, allen Anforderungen des Herkommens voll zu entſprechen und einem Gatten den Genuß des krankhafteſten ariſtokratiſchen Dünkels und eines ſterbenslangweiligen Glückes zu gewähren.[36]

In der langen Flucht von fünfzehn bis zwanzig kühlen und lauſchigen Gemächern, in denen die italieniſchen Damen nichtstuend ihr Daſein verträumen, lauſchen ſie den halben Tag lang den Worten der Liebe und der Muſik. Abends im Theater im Dunkel der Logen hören ſie wiederum die Sprache der Muſik und der Liebe.

So iſt neben dem Klima die Lebensweiſe in Spanien und Italien der Muſik und der Liebe ebenſo günſtig, wie ſie ihnen in England feindlich iſt.

Ich tadle und lobe nicht, ich beobachte.

48. In Irland und Schottland

Ich liebe Irland zu ſehr und ich habe mich dort zu wenig aufgehalten, um davon zu ſprechen. Ich bediene mich der Beobachtungen eines Freundes.

Der gegenwärtige Zuſtand Irlands iſt heute (1822) zum zwanzigſten Male ſeit zwei Jahrhunderten in jener eigentümlichen Phaſe, die mutigen Entſchlüſſen ſo förderlich und der Langeweile ſo feindlich iſt, in einem Zuſtand, in dem ſich Leute, die eben noch fröhlich zuſammen frühſtücken, zwei Stunden ſpäter auf einem Schlachtfelde wieder begegnen können. Nichts entſpricht kräftiger und unmittelbarer der den zarten Leidenſchaften günſtigen Seelenſtimmung, der Natürlichkeit. Nichts ſchützt mehr vor den beiden größten engliſchen Laſtern, dem cant und der bashfulness (Heuchelei und Ängſtlichkeit aus krankhaftem Stolz).

Man muß Irland für ſehr unglücklich halten, da es ſeit zwei Jahrhunderten unter der feigen und grauſamen Gewaltherrſchaft Englands blutet. Es tritt in dem moraliſchen Zuſtande Irlands ein Schreckensgeſpenſt hinzu, der Prieſter . . .

Seit zwei Jahrhunderten wird Irland ungefähr ſo ſchlecht regiert wie Sizilien. Und doch iſt Sizilien das bei weitem glücklichere Land von beiden, die zu Gunſten weniger von Narren beherrſcht werden. Seine Regierung läßt ihm wenigſtens die Liebe und das Vergnügen. Sie hätte ihm dieſe wie alles andere wohl auch geraubt, aber glücklicherweiſe gibt es in Sizilien nur wenig von jenem moraliſchen Übel, das den Namen Geſetz und Regierung trägt. Ich bezeichne als moraliſches Übel jede Regierung, die nicht

zwei Kammern hat. Die einzige Ausnahme davon ist die, wenn das Staatsoberhaupt ein Muster an Redlichkeit ist, wie zum Beispiel in Sachsen.

Die alten Leute und die Priester machen die Gesetze und halten auf ihre Ausübung; das erkennt man an der vielfach lächerlichen Eifersucht, mit der auf den britischen Inseln das Vergnügen verfolgt wird. Das Volk könnte zu seiner Regierung wie Diogenes zu Alexander sagen: „Geh mir ein wenig aus der Sonne!“

Durch Gesetze, Vorschriften, Gegenvorschriften und Strafverfügungen hat die Regierung in Irland die Kartoffel eingeführt, und die Bevölkerung Irlands übertrifft an Zahl bedeutend die Siziliens; das heißt, man hat ein paar Millionen rechtloser, dummer Bauern gezwungen, in Arbeit und Elend vierzig oder fünfzig Jahre hindurch ein unglückliches Leben in den Sümpfen des alten Erin zu fristen und dabei pünktlich den Zehnten zu zahlen. Ein hohes Wunder! In der heidnischen Religion hätten diese armen Teufel wenigstens ein Glück genossen, so aber müssen sie auch noch den heiligen Patrick anbeten.

In Irland sieht man nichts weiter als Bauern, die unglücklicher sind, als Wilde. Nur sind es, statt zehntausend wie im Naturzustande, acht Millionen[37] geworden, die fünfhundert Absentees in London oder Paris ein Leben in Überfluß ermöglichen.

In Schottland ist die Gesellschaft unendlich fortgeschrittener; dort ist die Regierung in vielen Beziehungen gut; Verbrechen sind selten, es gibt Bücher und keine Bischöfe. Die zarten Leidenschaften kommen dort viel besser zur Entwickelung. Wir brauchen also

keine trüben Betrachtungen anzuſtellen und dürfen zum Lächerlichen übergehen.

Man ſieht den ſchottiſchen Frauen eine tiefe Melancholie an. Beſonders verführeriſch wirkt ſie auf dem Balle, wo ſie dem Feuer und dem leidenſchaftlichen Eifer bei ihren Nationaltänzen etwas eigenartig Pikantes hinzufügt. Edinburg hat noch einen zweiten Vorteil, weil es ſich der gemeinen Großmacht des Goldes entzogen hat. Hierdurch und durch die ſeltſame, wilde Schönheit ihrer Lage bildet dieſe Stadt den vollen Gegenſatz zu London. Wie Rom, erſcheint das ſchöne Edinburg als der richtige Ort zu einem beſchaulichen Daſein. Der raſtloſe Wirbel und die unruhigen Forderungen des täglichen Lebens mit ſeinen Vor- und Nachteilen gehören nach London. Edinburg ſcheint mir ſeinen Tribut an den Teufel durch einen geringen Hang zur Pedanterie zu zahlen. Die Zeiten, wo Maria Stuart im alten Holyrood Hof hielt und Riccio in ihren Armen ermordet wurde, waren für die Liebe günſtiger, als die (darin werden mir alle Frauen recht geben), wo man lange und ſogar in ihrer Gegenwart darüber ſtreitet, ob dem neptuniſchen oder vulkaniſchen Syſtem der Vorrang zu geben ſei. Lieber iſt mir noch ein Geſpräch über die neue Uniform, die der König der Garde verliehen hat, oder über die Herrn B*** entgangene Lordſchaft, die London bei meinem dortigen Aufenthalt gerade beſchäftigte, als eine Unterhaltung von den beſten Forſchungen über die Natur der Felſen . . .

Ich will nichts über den ſchrecklichen ſchottiſchen Sonntag ſagen, gegen den einer in London wie ein Vergnügungsausflug erſcheint. Dieſer Tag, der zur

Ehre des Himmels bestimmt ist, ist das beste Bild der Hölle, daß ich je auf Erden erblickt habe. „Wir wollen nicht so schnell laufen," sagte ein Schotte zu einem ihm befreundeten Franzosen auf dem Heimweg von der Kirche, „sonst sieht es aus, als gingen wir spazieren."

Irland ist von allen drei Ländern dasjenige, wo sich, wie mir scheint, am wenigsten Heuchelei findet. In Irland findet man eine ausgelassene und sehr liebenswürdige Lebhaftigkeit. In Schottland hält man den Sonntag streng ein, aber am Montag tanzt man mit einer Freude und einer Hingabe, wie man sie in London nicht kennt. Es gibt viel Liebe unter der Landbevölkerung Schottlands. Die Allmacht der Phantasie hat dieses Land im sechzehnten Jahrhundert französisiert.

Der furchtbare Fehler der englischen Gesellschaft, der an einem einzigen Tage mehr Trübsal heraufbeschwört, als Verschuldung und ihre Folgen, ja als selbst der tödliche Kampf zwischen reich und arm, ist in einem Satze ausgedrückt, den ich in diesem Herbst in Croydon vor dem schönen Standbild des Bischofs hörte: „In der Gesellschaft will sich kein Mann in den Vordergrund stellen, aus Furcht, in seinen Erwartungen getäuscht zu werden."

Man kann sich vorstellen, welche Gesetze solche Männer unter dem Namen der Schamhaftigkeit ihren Frauen und ihren Geliebten aufdrängen müssen.

49. Die Liebe in den Vereinigten Staaten

Eine freie Regierung ist eine Regierung, die ihren Bürgern nichts Böses zufügt, sondern ihnen im Gegen-

teil Sicherheit und Ruhe gewährt. Trotzdem iſt der Weg von dieſem Zuſtande bis zum Glücke noch weit; der Menſch muß es in ſich ſelbſt finden, denn nur eine gewöhnliche Seele kann ſich im Genuſſe der Sicherheit und Ruhe völlig glücklich fühlen. In Europa, beſonders in Italien, iſt man ſich darüber nicht recht klar. Da wir an Regierungen gewöhnt ſind, die uns Schlimmes antun, erſcheint uns die Befreiung davon als das höchſte Glück. Wir gleichen in dieſer Hinſicht Kranken, die ſich unter ſchrecklichen Leiden abquälen. Das Beiſpiel Amerikas zeigt den Gegenſatz. Dort verſieht die Regierung ihr Amt vorzüglich, ohne irgend jemandem zu ſchaden. Aber als ob das Geſchick unſere ganze Philoſophie Lügen ſtrafen und irre machen oder vielmehr der Unkenntnis über die Grundlagen der Menſchennatur beſchuldigen wollte, ſehen wir, ſo fern uns auch bei unſeren unglücklichen europäiſchen Zuſtänden ſeit Jahrhunderten jede wirkliche Erfahrung iſt, doch ein, daß es den Amerikanern trotz ihrer vorteilhaften Regierung innerlich an etwas fehlt. Man möchte ſagen, daß die Quelle des Gefühls bei ihnen verſiegt ſei. Sie ſind gerecht, ſie ſind vernünftig, aber keineswegs glücklich.

Volney erzählt, daß er einmal auf dem Lande im Hauſe eines biederen Amerikaners war, eines wohlhabenden und von bereits erwachſenen Kindern umgebenen Mannes, als ein junger Menſch eintrat. „Guten Tag, William," ſagte der Familienvater, „ſetze dich." Der Reiſende fragte, wer der junge Mann ſei. „Mein Zweitälteſter." — „Woher kommt er?" — „Aus Canton." — Die Rückkehr eines Sohnes vom andern Ende der Welt verurſachte keine größere Erregung.

Alle Aufmerksamkeit scheint auf die vernünftige Regelung des Lebens und auf die Beseitigung aller Störungen gerichtet zu sein. Ist man endlich soweit, die Frucht so vieler Sorgen und eines so lange bewährten Ordnungssinnes zu pflücken, dann reicht das Leben zum Genuß nicht mehr aus.

Man kann sagen, die Söhne Penns haben nie jenen Vers gelesen, der ihre Geschichte zu sein scheint:

„Et propter vitam vivendi perdere causas."

Die jungen Leute beiderlei Geschlechts unternehmen im Winter, der wie in Rußland die heitere Zeit des Landes ist, Tag und Nacht Schlittenfahrten miteinander und sind meilenweit unterwegs, lustig und ohne Beaufsichtigung. Aber niemals entsteht Schlimmes dabei.

Es gibt dort einen sozusagen physischen Frohsinn, der mit dem Feuer der Jugend, das heißt mit kaum fünfundzwanzig Jahren, dahin ist, aber keine genußbringenden Leidenschaften. Man ist in den Vereinigten Staaten so sehr an die Vernunft gewöhnt, daß eine Kristallbildung unmöglich ist.

Ich bewundere dieses Glück, aber ich fühle keinen Neid. Es ist wie das Glück einer fremdartigen, untergeordneten Art von Wesen. Von Florida und Mittelamerika vermute ich Besseres.

Meine Ansichten über Nordamerika werden bestärkt durch den völligen Mangel an Künstlern und Schriftstellern. Die Vereinigten Staaten haben uns noch keine Tragödie, kein Gemälde und keine Lebensbeschreibung Washingtons herübergeschickt.

50. In Spanien

Andaluſien iſt eine der lieblichſten Stätten, welche die Lebensfreude ſich auf Erden zum Wohnſitz erwählt hat. Als die Mauren Andaluſien verließen, haben ſie dort ihre Baukunſt und beinahe auch ihre Sitten zurückgelaſſen. Da ich über letztere unmöglich in der Sprache der Frau von Sévigné ſprechen kann, ſo will ich wenigſtens von der mauriſchen Bauweiſe erwähnen, daß ihr Hauptmerkmal darin beſteht, jedes Haus mit einem kleinen Garten zu verſehen, der von eleganten, ſchlanken Säulen umſchloſſen wird. Hier unter dieſen Säulenhallen herrſcht köſtlicher Schatten, wenn draußen die unerträgliche Sommerhitze brütet und das Thermometer wochenlang 30° Reaumur zeigt. In der Mitte des Gärtchens befindet ſich in der Regel ein Springbrunnen, deſſen eintöniges, liebliches Plätſchern das einzige Geräuſch iſt, das dieſe reizende Heimlichkeit belebt. Das Marmorbecken iſt von einem Dutzend Orangen- und Lorbeerbäumen umgeben. Ein dichtes Zelttuch überdeckt das ganze Gärtchen und ſchützt es gegen die Strahlen und das Licht der Sonne, geſtattet aber leichten Briſen, die um Mittag von den Bergen herwehen, das Eindringen.

In dieſem Raume leben die reizenden Andaluſierinnen und empfangen ſie ihre Beſuche in einem einfachen ſchwarzen Seidenkleide, mit gleichfarbigen Franſen beſetzt, das einen entzückenden Spann ſehen läßt. Ihr Gang iſt leicht und lebhaft, ihre Hautfarbe blaß, und in ihren Augen ſpiegeln ſich die flüchtigſten Schattierungen zarteſter und wildeſter Leidenſchaft. So

treten ſie uns entgegen, dieſe himmliſchen Geſchöpfe, die ich hier nicht leibhaftig ſchildern kann.

Ich betrachte das ſpaniſche Volk als die lebendige Verkörperung des Mittelalters.

Es weiß nichts von einer Unzahl kleiner Wahrheiten, auf die ſeine Nachbarn kindiſch eitel ſind, aber es iſt um ſo vertrauter mit den großen und hat genug Charakter und Geiſt, um ihnen bis in die entfernteſten Winkel zu folgen. Der ſpaniſche Charakter bildet ein ſchönes Gegenſtück zu dem franzöſiſchen Geiſte; hart, jäh, wenig elegant, voll wilden Stolzes, immer rückſichtslos gegen andere, verhält er ſich genau wie das fünfzehnte zum achtzehnten Jahrhundert.

Spanien reizt mich zu einem Vergleiche; das einzige Land, das Napoleon zu widerſtehen verſtand, erſcheint mir durchaus frei von falſcher Ehre und von allem, was am Ehrgefühl töricht iſt.

51. Über die Liebe in der Provence bis zur Eroberung von Toulouſe durch die nordiſchen Barbaren im Jahre 1328

Die Liebe erfuhr in der Provence von 1100 bis 1328 eine ſonderbare Entwickelung. Es gab anerkannte Geſetze für die Liebesbeziehungen zwiſchen beiden Geſchlechtern, die gleich ſtreng und genau befolgt wurden, wie vielleicht heute die Geſetze der Ehre. Die geheiligten Rechte der Ehe traten vor ihnen völlig in den Hintergrund, Heuchelei war etwas Unbekanntes, und da dieſe Geſetze die menſchliche Natur nahmen, wie ſie iſt, mußten ſie viel Glück hervorbringen.

Es gab eine ganz bestimmte Form, sich in eine Frau verliebt zu erklären, und ebenso eine, als Liebhaber angenommen zu werden. Nach einer gewissen Zeit vorschriftsmäßiger Huldigung war es gestattet, der Geliebten die Hand zu küssen. Die noch junge Gesellschaft gefiel sich in Förmlichkeiten und feierlichen Gebräuchen, die, damals ein Zeichen von Bildung, heute sterbenslangweilig wären. Der gleiche Charakter tritt in der provençalischen Sprache zutage, in der Künstelei und Geziertheit ihrer Verse, in den männlichen und weiblichen Wörtern für die Bezeichnung ein und desselben Gegenstandes, endlich in der auffällig großen Zahl ihrer Dichter. Alles, was in der Gesellschaft Form ist, was heute so geschmacklos erscheint, hatte damals die ganze Frische und Kraft der Neuheit.

Nach dem Handkusse rückte man Grad für Grad auf, je nach Verdienst und ohne Bevorzugung. Wohlgemerkt, wenn auch die Ehemänner nie in Frage kamen, so gab es andrerseits für die förmliche Annäherung der Liebhaber eine Grenze dicht an den Wonnen der zärtlichsten Freundschaft zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts. Erst nach mehreren Monaten oder Jahren der Prüfung, wenn eine Frau über den Charakter und die Verschwiegenheit eines Mannes völlig sicher war und dieser den Augenschein und die Vorteile der zärtlichsten Freundschaft mit ihr teilte, mochte solche Freundschaft die Tugend stark beunruhigen.

Ich sprach von Bevorzugung, das heißt, eine Frau konnte mehrere Liebhaber, jedoch nur einen ersten Liebhaber haben. Anscheinend kamen die anderen nicht viel über den Freundschaftsgrad des Handkusses und des täglichen Besuches hinaus. Alles, was uns

von jener seltsamen Kultur übrig geblieben ist, besteht in Versen, und zwar in Versen barockster und schwierigster Art. Man darf sich nicht wundern, wenn unsere auf die Balladen der Troubadoure gestützte Kenntnis unklar und wenig genau ist. Man hat sogar einen Heiratsvertrag in Versen gefunden. Nach der Eroberung von 1328 ordneten die Päpste zu wiederholten Malen an, daß alle Handschriften in der Landessprache als ketzerhaft verbrannt würden. Die römische Arglist verkündete das Lateinische als die einzige, eines so geistvollen Volkes würdige Sprache.

Auf den ersten Blick scheint so viel Öffentliches und Förmliches in der Liebe nicht im Einklang mit der wahren Leidenschaft zu stehen. Wenn die Dame zu ihrem Ritter sagte: „Geht aus Liebe zu mir und besucht das Heilige Grab zu Jerusalem, bleibt dort drei Jahre und kehrt dann zurück!", so machte sich jener sofort auf den Weg; ein Augenblick des Zögerns hätte ihn mit gleicher Schande bedeckt, wie heutzutage eine Schwäche in Ehrensachen.

Die Sprache jener Zeit besaß eine große Feinheit, um die flüchtigsten Schattierungen der Empfindung auszudrücken. Ein weiteres Zeichen dafür, daß die Sitten auf dem Wege der wahren Kultur weit vorgeschritten waren, ist der Umstand, daß zu einer Zeit, wo die Schrecken des Mittelalters und des Lehnswesens mit ihrer rohen Gewalt kaum überwunden waren, das schwache Geschlecht weniger geknechtet wurde, als es heutzutage von Rechts wegen geschieht. Vielmehr finden wir die armen, schwachen Wesen, die in der Liebe das Höchste zu verlieren haben und deren Anmut so rasch verwelkt, als Herrinnen

des Geſchickes der Männer, die ſich ihnen nähern. Eine dreijährige Verbannung nach Paläſtina, der Übergang von einer lebensfreudigen Kultur zum Fanatismus und den Mühſalen eines Kreuzzuges muß für jeden, der nicht gerade ein überſpannter Chriſt war, ein äußerſt harter Frondienſt geweſen ſein.

Was kann heute eine Frau ihrem Geliebten antun, wenn er ſie feig verläßt? Darauf gibt es meiner Anſicht nach nur eine Antwort: eine Frau, die auf ſich hält, darf keinen Liebhaber haben. Die Vorſicht rät alſo heutzutage den Frauen mit Recht viel mehr von der Liebe aus Leidenſchaft ab. Aber rät ihnen nicht dafür eine andere Vorſicht, die ich nicht im geringſten billige, ſich in der Liebe aus Sinnlichkeit zu entſchädigen? Demnach hat die Tugend durch unſere Heuchelei und unſere Entſagung durchaus nichts gewonnen, denn die Natur wird niemals ungeſtraft unterdrückt, nur das irdiſche Glück und die edelmütigen Regungen haben eine unendliche Einbuße erlitten.

Ein Liebender, der nach zehnjährigen vertrauten Beziehungen ſeine arme Geliebte verläßt, weil er die Spuren ihrer zweiunddreißig Jahre bemerkt, hätte in der liebereichen Provence ſeine Ehre verloren. Er hätte keinen anderen Ausweg gehabt, als ſich in die Einſamkeit eines Kloſters zu vergraben. Schon das eigene Wohl gebot alſo einem, wenn auch nicht edelherzigen, ſo doch vorſichtigen Manne, nicht mehr Leidenſchaft zu heucheln, als er empfand.

Alles das ahnen wir nur, da wir zu wenig Denkmäler haben, die uns Genaues überliefern. Ein Geſamturteil über jene Kultur kann man ſich aber aus verſchiedenen Einzelheiten zuſammenſtellen.

Ich erinnere an eine bekannte Anekdote. Ein Troubadour hatte seine Dame verletzt. Nachdem sie ihm zwei Jahre lang nicht die geringste Hoffnung gegeben hatte, würdigte sie endlich seine zahllosen Sendungen einer Antwort und ließ ihm sagen, wenn er sich einen Fingernagel abrisse und ihr den Nagel durch fünfzig liebende und treue Cavaliere überreichen ließe, würde sie ihm vielleicht verzeihen. Der Dichter unterzog sich unverweilt dem schmerzhaften Verfahren, und fünfzig bei ihren Damen glückliche Ritter erschienen, um der beleidigten Schönen den Nagel unter allem nur möglichen Pomp zu überreichen. Das war eine ebenso eindrucksvolle Feierlichkeit, wie der Einzug eines Prinzen von Geblüt in eine Stadt des Königreiches. Der Liebende folgte im Büßergewand von weitem hinter seinem Nagel her. Nach der ganzen langen Feierlichkeit geruhte die Dame dem Dichter zu verzeihen. Er wurde wieder all der Wonnen seines früheren Glückes teilhaftig, und die Geschichte läßt die beiden noch viele glückliche Jahre zusammen verleben. Die zwei Jahre der ertragenen Ungnade beweisen eine wahre Leidenschaft, oder, wenn sie vorher nicht mit der gleichen Innigkeit vorhanden war, war sie es dadurch sicherlich geworden.

Zwanzig andere Geschichten, die ich anführen könnte, zeigen immer wieder eine liebenswürdige, geistreiche und von beiden Geschlechtern nach den Forderungen der Gerechtigkeit gepflegte Galanterie. Ich sage Galanterie, denn zu allen Zeiten ist die Liebe aus Leidenschaft eine mehr seltsame, als häufige Ausnahme gewesen, die sich keine Gesetze aufdrängen läßt. In der Provence war alles, was sonst Berechnung ist oder

von der Entſcheidung des Verſtandes abhängt, auf die Gerechtigkeit und Gleichberechtigung beider Geſchlechter begründet. Dadurch — und das bewundere ich am meiſten — wurde viel Unglück ferngehalten. Im Gegenſatz dazu verſtieg ſich der Abſolutismus unter Ludwig dem Fünfzehnten dazu, Ruchloſigkeit und Schlechtigkeit in Dingen der Liebe zur Mode zu machen.[38]

Obgleich die hübſche provençaliſche Sprache, die ſo reich an Zartheiten und durch die Poeſie ſo fein geſchliffen iſt, wahrſcheinlich nicht die Sprache des Volkes war, ſo waren die Sitten der Vornehmen doch bis auf das untere Volk durchgedrungen, das in der Provence bei ſeinem damaligen Wohlſtande durchaus nicht roh war. Es genoß die erſten Freuden eines blühenden und ſehr einträglichen Handels. Die Küſtenbewohner des Mittelmeeres hatten eben (im neunten Jahrhundert) entdeckt, daß es weniger beſchwerlich und doch ebenſo unterhaltend ſei, ein paar Barken auf dem Meere aufs Spiel zu ſetzen, als im Gefolge irgend eines kleinen Feudalherrn die Reiſenden auf der benachbarten Heerſtraße zu plündern. Bald danach ſahen die Provençalen des zehnten Jahrhunderts bei den Arabern, daß es ſüßere Freuden gibt als Raub, Gewalttat und Kampf.

Man muß das Mittelmeer als den Herd der europäiſchen Kultur betrachten. Die glücklichen Geſtade dieſes ſchönen Meeres waren ſchon durch das Klima begünſtigt, noch mehr durch das mühelose Leben ihrer Bewohner und durch das völlige Fehlen des Düſteren in Glauben und Geſetz. Der überaus heitere Geiſt der damaligen Provençalen war durch die Annahme des Chriſtentums nicht verdrängt worden.

Wir ſehen ein lebhaftes Bild von ähnlicher Wirkung aus gleicher Urſache in den Städten Italiens, deren Geſchichte uns in deutlicherer Weiſe überliefert worden iſt und die dabei noch das große Glück hatten, uns einen Dante, einen Petrarca und die Denkmäler ihrer Malerei zu hinterlaſſen.

Die Provençalen haben uns keine große Dichtung wie die „Göttliche Komödie“ vermacht, in der ſich alle Eigentümlichkeiten der Sitten jener Zeit ſpiegeln. Vielleicht hatten ſie weniger Leidenſchaft, aber viel mehr heiteren Sinn, als die Italiener. Sie hatten von ihren Nachbarn, den Mauren in Spanien, die freudige Lebensanſchauung. Die Liebe herrſchte mit ihrer Fröhlichkeit, ihren Feſten und ihrem Genuß in den Burgen der glücklichen Provence.

Wir hören im Opernhauſe das Finale einer ſchönen komiſchen Oper von Roſſini. Alles auf der Bühne iſt Heiterkeit, Schönheit, ideale Herrlichkeit. Wir ſind den ſchlechten Seiten der menſchlichen Natur weit entrückt. Die Oper iſt zu Ende, der Vorhang fällt, die Zuſchauer gehen, der Kronleuchter wird hochgezogen, die Lampen erlöſchen. Schlechter Geruch erfüllt den Raum. Der Vorhang hebt ſich wieder zur Hälfte, man ſieht ſchmutzige, ſchlecht gekleidete Arbeiter auf der Bühne hin und her laufen. Sie machen ſich in widerwärtiger Weiſe zu ſchaffen und ſtehen da, wo eben noch junge reizende Mädchen in ihrer Anmut waren . . .

Ähnlich war für das Königreich Provence die Wirkung der Eroberung von Toulouſe durch das Heer der Kreuzfahrer. An Stelle der Liebe, der Anmut und Lebensluſt traten nordiſche Barbarei und der heilige

Dominicus. Ich will dieſe Seiten nicht mit haarſträubenden Erzählungen von den Schreckniſſen der Inquiſition in ihrer erſten Blüte ſchänden. Dieſe Barbaren waren unſre Vorfahren; ſie mordeten und plünderten alles; ſie zertrümmerten aus Zerſtörungsluſt, was ſie nicht wegſchleppen konnten; eine wilde Wut gegen alles, was eine Spur von Kultur verriet, beſeelte ſie, und ihre Raſerei wurde beſonders dadurch, daß ſie kein Wort jener ſchönen Sprache des Südens verſtanden, noch verdoppelt. Sehr abergläubiſch und unter dem ſchrecklichen Einfluß des heiligen Dominicus, glaubten ſie ſich durch die Hinmordung von Provençalen den Himmel zu erwerben. Für dieſe war nun alles zu Ende; es gab keine Liebe, keine Fröhlichkeit, keine Poeſie mehr; in kaum zwanzig Jahren nach der Eroberung waren ſie ebenſo barbariſch und roh, wie die Franzoſen, unſere Väter.

52. In der Provence im zwölften Jahrhundert

Ich will eine kleine Geſchichte aus den provençaliſchen Handſchriften[39] in der Überſetzung wiedergeben. Die Tatſachen darin ereigneten ſich gegen das Jahr 1180, die Niederſchrift fand um 1250 ſtatt. Die Anekdote iſt jedenfalls ſehr bekannt. Die Färbung der Sitten ſpiegelt ſich im Stil und ich bitte mir deshalb zu geſtatten, Wort für Wort ohne die geringſte Rückſicht auf die Eleganz der heutigen Sprache zu überſetzen.

»Herr Raimund von Rouſſillon war ein tapferer Baron, wie ihr wißt, und hatte zur Frau Madonna

Margarete, die schönste Frau jener Zeit, hochbegabt in allen guten Eigenschaften, aller Tugend und aller Höfischkeit. Es begab sich, daß Wilhelm von Cabestaing, Sohn eines armen Ritters von der Burg Cabestaing, an den Hof des Herrn Raimund von Roussillon kam, sich ihm vorstellte und ihn bat, am Hofe als Knappe bleiben zu dürfen. Herr Raimund fand ihn hübsch und gefällig, hieß ihn willkommen und sagte ihm, er solle am Hofe verweilen. So blieb Wilhelm bei ihm und wußte sich so artig zu benehmen, daß groß und klein ihn liebte, und er verstand sich derartig hervorzutun, daß Herr Raimund wollte, er solle Page der Madonna Margarete, seiner Frau, werden. Und so geschah es. Nun wollte Wilhelm noch würdiger in Worten und Werken werden. Aber, wie es in der Liebe zu gehen pflegt, fand es sich, daß die Liebe Madonna Margarete erfaßte und ihren Sinn entflammte. So sehr gefiel ihr das Tun Wilhelms, seine Rede und seine Erscheinung, daß sie sich eines Tages nicht enthalten konnte, zu ihm zu sagen: „Wohlan, Wilhelm, sage mir, wenn eine Frau sich den Anschein gäbe, dich zu lieben, würdest du sie wieder lieben?“ — Wilhelm verstand sie und antwortete freimütig: „Gewiß, Herrin, ich würde es tun, vorausgesetzt, daß der Anschein Wahrheit ist.“ — „Beim heiligen Johannes“, sagte die Dame, „du hast wie ein Mann gesprochen. Aber jetzt will ich dich prüfen, ob du zu sehen und zu erkennen vermagst, was am Anschein wahr oder unwahr ist.“

Als Wilhelm diese Worte vernommen hatte, erwiderte er: „Herrin, es geschehe, wie es Euch gefällt.“

Er begann nachdenklich zu werden, und Amor ſuchte ſogleich Fehde mit ihm. Die Gedanken, die Amor den Seinen ſendet, trafen ihn bis in das tiefſte Herz, und von da an wurde er ein Diener der Minne und fing an, kleine, gefällige, frohe Lieder, Tanzweiſen und Geſänge zu dichten, wodurch er ſehr gefiel und am meiſten der, für die er ſang. Amor aber, der ſeine Vaſallen belohnt, wenn es ihm gefällt, wollte Wilhelm den gebührenden Lohn erteilen. Und alsbald begann er der Dame ſo viele Gedanken und Einfälle über die Liebe zu geben, daß ſie nicht Tag noch Nacht Ruhe fand in Gedanken an die Männlichkeit und den kühnen Sinn, der Wilhelm ſo reichlich erfüllte und ihm innewohnte.

Eines Tages geſchah es, daß die Dame Wilhelm nahm und ihm ſagte: „Wilhelm, ſage mir nun, weißt du zu dieſer Stunde, was von dem Anſchein an mir Wahrheit oder Trug iſt?“ — Wilhelm antwortet: „Madonna, ſo wahr mir Gott helfe, von dem Augenblick an, da ich Euer Diener ward, konnte mir kein andrer Gedanke in das Herz dringen, als daß Ihr die Beſte ſeid, die je geboren ward, und die Wahrſte in Wort und Weſen. Das glaube ich und werde ich mein Leben lang glauben!“

Und die Dame antwortete: „Wilhelm, ich ſage dir, ſo Gott mir hilft, wirſt du von mir nicht getäuſcht werden und deine Gedanken ſollen nicht vergeblich und verloren ſein.“ Und ſie breitete ihre Arme aus und umarmte ihn zärtlich in dem Gemache, darin ſie beide ſaßen, und ſie gaben ſich der Minne hin. Es dauerte jedoch nicht lange, daß die böſen Zungen, die Gottes Zorn treffen möge, danach trachteten, von ihrer Liebe

zu plaudern und zu läſtern wegen der Lieder, die Wilhelm verfaßte, und ſagten, er ſei in Frau Margarete verliebt. Und ſo lange redeten ſie hin und her, bis die Sache Herrn Raimund zu Ohren kam. Da wurde er ſehr betrübt und von ſchwerer Trauer erfüllt, erſtlich, weil er ſeinen Reitknappen, den er ſehr liebte, verlieren ſollte, und dann wegen der Schande ſeiner Frau.

Eines Tages begab es ſich, daß Wilhelm mit einem Reitknecht auf die Sperberjagd gegangen war, als Herr Raimund ſich erkundigte, wo er wäre. Ein Knecht antwortete, er ſei auf die Sperberjagd geritten, und ein andrer, der es wußte, fügte hinzu, nach welchem Orte. Auf der Stelle nahm Raimund Waffen, die er verbarg, ließ ſich ſein Pferd bringen und ſchlug ganz allein den Weg nach dem Orte ein, wohin Wilhelm gegangen war. Er ritt ſo lange, bis er ihn fand. Als Wilhelm ihn kommen ſah, war er ſehr erſtaunt und ſofort kamen ihm trübe Ahnungen. Er ritt ihm entgegen und ſagte zu ihm: „Herr, ſeid willkommen! Warum ſeid Ihr ſo allein?“ — Herr Raimund entgegnete: „Wilhelm, du biſt's, den ich ſuche, um mich mit dir zu unterhalten. Haſt du nichts erjagt?“ — „Nichts, Herr, denn ich habe nichts gefunden, und wer nichts findet, hat nichts, ſagt das Sprichwort.“ — „Laſſen wir dieſe Unterhaltung,“ ſprach Herr Raimund, „und bei der Treue, die du mir ſchuldig biſt, ſage mir die Wahrheit in allen Dingen, um die ich fragen werde.“ — „Bei Gott, Herr,“ entgegnete Wilhelm, „wenn ich es ſagen kann, werde ich es Euch gern ſagen.“ — „Ich will keine Spitzfindigkeiten,“ ſagte Herr Raimund, „ſondern du ſollſt mir alles und

jedes ſagen, um was ich dich frage!“ — „Herr, ſo viel Ihr mich auch zu fragen beliebt, immer will ich Euch die Wahrheit ſagen.“ — Und Herr Raimund fragte: „Wilhelm, ſage mir bei Gott und dem heiligen Glauben, haſt du eine Geliebte, die du beſungen haſt und an die dich Amor feſſelt?“ — Wilhelm antwortete: „Herr, wie könnte ich ſingen, wenn Amor mich nicht drängte? Hört die Wahrheit, Herr, Amor hat mich ganz in ſeiner Gewalt!“ Raimund fuhr fort: „Das will ich gern glauben, daß du ſonſt nicht ſo ſchön dichten könnteſt. Aber ich will gern wiſſen, wer deine Dame iſt?“ — „Ach Herr, im Namen Gottes, was verlangt Ihr da? Ihr wißt doch ſehr wohl, daß man den Namen ſeiner Dame nicht nennen darf und daß Bernhard von Ventadour ſagt:

‚Wenn dich wer fragt nach deinem Lieb,
Nur eine kluge Antwort gib:
Am beſten magſt du lügen keck,
Die Wahrheit wäre nicht am Fleck.
Nein, töricht iſt und knabenhaft,
Wer ſeines Herzens Leidenſchaft
Ausplaudert einem andern Mann,
Der nimmer helfen will und kann.‘“ —

Herr Raimund antwortete: „Ich gebe dir mein Wort, daß ich dir helfen will, ſoweit ich kann.“ Er drang immer weiter in ihn, bis Wilhelm ſagte: „Herr, ſo wißt denn, daß ich die Schweſter von Frau Margarete, Eurer Gemahlin, liebe und daß ich ihre Gegenliebe erhoffe. Jetzt, da Ihr es wißt, bitte ich Euch, mir zu helfen oder mir wenigſtens nicht zu ſchaden.“ — „Nimm Hand und Wort,“ ſprach Raimund, „ich

ſchwöre und verſpreche dir, daß ich meine ganze Macht für dich aufwenden werde.“ Darauf gab er ihm ſein Wort, und als er es gegeben hatte, ſagte er: „Ich will, daß wir in ihr Schloß gehen, denn es liegt nicht weit von hier.“ — „Ich bitte Euch darum, bei Gott!“ ſtimmte Wilhelm zu.

So ſchlugen ſie den Weg nach der Burg Liet ein. Dort wurden ſie von Herrn Robert von Tarascon, dem Gemahl der Frau Agnes, der Schweſter der Frau Margarete, und von Frau Agnes ſelbſt wohl aufgenommen. Herr Raimund nahm Frau Agnes bei der Hand und führte ſie in ihr Gemach, und ſie ſetzten ſich auf das Bett. Und Herr Raimund ſprach: „Jetzt ſprich, Schwägerin, bei der Treue, die du mir ſchuldeſt, haſt du eine Liebe?“ — „Ja, Herr!“ — „Und wer iſt es?“ — „Oh, das ſage ich nicht,“ erwiderte ſie, „was führt Ihr da für Reden?“

Schließlich beſtürmte er ſie mit Bitten, und ſie vertraute ihm an, daß ſie Wilhelm von Cabeſtaing liebe. Sie ſagte das, weil ſie bemerkt hatte, daß Wilhelm traurig und nachdenklich war und weil ſie von ſeiner Liebe zu ihrer Schweſter wußte. Auch fürchtete ſie, Raimund könne Schlechtes gegen Wilhelm planen. Ihre Antwort verſetzte Raimund in große Freude. Agnes erzählte alles ihrem Gemahl und er antwortete ihr, daß ſie wohl getan hätte, und gab ihr die Freiheit, alles zu ſagen und zu tun, um Wilhelm zu retten. Agnes ließ es nicht daran fehlen. Sie rief Wilhelm ganz allein in ihre Kammer und verweilte ſo lange mit ihm, daß Raimund dachte, er müſſe mit ihr die Freuden der Liebe genoſſen haben. Alles das war ihm recht und er begann zu glauben, daß das, was

man ihm erzählt hatte, nicht wahr und leeres Gerede ſei. Agnes und Wilhelm kamen aus dem Gemach, das Abendeſſen wurde bereitet und man tafelte bei großer Heiterkeit. Und nach dem Abendeſſen ließ Agnes beider Lager nahe an der Türe zu ihrem Gemache errichten. Die Dame und Wilhelm ſpielten ihr Spiel ſo gut, daß Raimund glaubte, er ſchliefe bei ihr.

Am anderen Tage ſpeiſten ſie im Schloſſe mit großer Heiterkeit, und nach dem Mahle ritten ſie mit allen Ehren eines ritterlichen Abſchieds von dannen und kamen nach Rouſſillon zurück. Und ſobald Raimund konnte, trennte er ſich von Wilhelm, ging zu ſeiner Frau und erzählte ihr, was er von Wilhelm und ihrer Schweſter geſehen hatte. Darüber war ſie die ganze Nacht in großer Traurigkeit und am nächſten Morgen ließ ſie Wilhelm rufen, empfing ihn ungnädig und nannte ihn einen falſchen Freund und Verräter. Wilhelm bat um Gnade als ein Mann, der nichts Schlechtes von all dem getan habe, was ſie ihm vorwarf, und erzählte ihr alles Wort für Wort, was ſich begeben hatte. Die Dame rief ihre Schweſter zu ſich und erfuhr durch ſie, daß Wilhelm recht hatte. Deshalb ſagte ſie ihm und befahl ihm, er ſolle ein Lied machen, in dem er zeigte, daß er außer ihr keine Frau liebe. Da dichtete er das Lied, das beginnt:

„Das ſüße Träumen,
Das Minne mir gewährt . . .“

Und als Raimund von Rouſſillon das Lied hörte, das Wilhelm für ſeine Frau gedichtet hatte, ließ er ihn kommen, um weit ab vom Schloſſe ihn zur Rede zu ſtellen, ſchlug ihm den Kopf ab und ſteckte ihn

in seine Jagdtasche, riß ihm das Herz aus dem Leibe und tat es zu dem Kopfe. Darauf ging er zur Burg. Er ließ das Herz braten und seiner Frau zu Tisch vorsetzen und ließ sie es essen, ohne daß sie wußte, was sie aß. Als sie es gegessen hatte, stand Raimund auf und sagte seiner Frau, daß sie soeben das Herz des Herrn Wilhelm von Cabestaing gegessen habe, zeigte ihr das Haupt Wilhelms und fragte sie, ob ihr das Herz gut gemundet habe. Und sie hörte, was er sagte, und sah und erkannte das Haupt des Herrn Wilhelm. Sie antwortete ihm und sprach, daß niemals andere Speise und Trank ihrem Munde den Geschmack verderben solle, den das Herz Wilhelms darin zurückgelassen habe. Und Raimund ging mit einem Degen auf sie los. Sie entfloh, warf sich von einem Balkon herab und zerschmetterte sich das Haupt.

Dies wurde in ganz Catalonien und in allen Ländern des Königs von Aragon bekannt. Der König Alfons und alle Barone seiner Reiche empfanden großen Schmerz und große Traurigkeit über den Tod des Herrn Wilhelm und der Dame, die Raimund auf so häßliche Weise in den Tod getrieben hatte. Sie erklärten ihm den Krieg auf Leben und Tod. Nachdem der König Alfons von Aragon die Burg Raimunds genommen hatte, ließ er Wilhelm und seiner Dame ein Standbild vor der Kirche einer kleinen Stadt namens Perpignan setzen. Alle wahr Liebenden beteten für ihre Seelen zu Gott. Der König von Aragon nahm Raimund gefangen, ließ ihn im Kerker umkommen und verteilte alle seine Güter an die Verwandten Wilhelms und der Dame, die für ihn gestorben war.«

53. Die Minnegerichte

Es hat Minnegerichte in Frankreich nachweisbar in der Zeit von 1150 bis 1200 gegeben; wahrſcheinlich aber reicht ihr Daſein bis in eine viel frühere Zeit zurück.

Die Damen, die zu Minnegerichten zuſammentraten, entſchieden entweder über Rechtsfragen, zum Beiſpiel, ob die Liebe zwiſchen verheirateten Leuten ſtatthaft ſei, oder über beſondere Fälle, die Liebende ihrem Spruch unterwarfen.[40]

Soweit ich mir über die moraliſche Seite dieſer Rechtspflege klar werden konnte, muß man ſie mit den Ehrengerichten der Marſchälle von Frankreich, die Ludwig der Vierzehnte einſetzte, vergleichen.

André, Kaplan des Königs von Frankreich,[41] um 1170 ſchriftſtelleriſch tätig, erwähnt die Minnegerichte der Damen der Gascogne, der Gräfin Irmgard von Narbonne, der Königin Eleonore, der Gräfin von Flandern und der Gräfin von Champagne (1174); von letzterer erwähnt er allein neun Urteile.

Jean von Noſtradamus ſagt in ſeiner „Vie des poëtes provençaux“ (Seite 15): „Die Tenzonen waren Wortkämpfe zwiſchen ſangeskundigen Rittern und Damen über irgend eine ſchöne und ſpitzfindige Streitfrage auf dem Gebiete der Liebe. Fälle, über die man nicht einig werden konnte, unterbreitete man zur endgültigen Entſcheidung den erlauchten Damen, die dieſen Disputationen vorſaßen und öffentlich in Signe, Pierrefeu, Romanin oder andernorts Minnegerichte abhielten und ihre Urteile abgaben, die ſogenannten

„lous arrests d'Amours“. Wahrſcheinlich tagte ein und dasſelbe Gericht bald im Schloſſe zu Pierrefeu, bald in dem zu Signe.“

In ſeiner „Vie de Bertrand d'Alamanon“ erzählt Noſtradamus: „Dieſer Troubadour war in Phanette von Romanin verliebt, eine Dame aus dem Hauſe Gantelmes, die damals in ihrem Schloſſe zu Romanin, nahe der Stadt Saint-Remy, öffentliches und freies Minnegericht hielt. Sie war eine Tante der Laura de Sade in Avignon, die der Dichter Petrarca ſo verherrlicht hat.“ Bei dieſer Gelegenheit lieſt man, daß Laura in Avignon um 1341 gelebt hat, daß ſie von Phanette unterrichtet wurde, und daß beide treffliche Lieder nach allen Regeln der provençaliſchen Dichtkunſt dichteten. Sie war von vielen vornehmen und edlen Damen der Provence umgeben, die um jene Zeit in Avignon berühmt waren, als der päpſtliche Hof dort reſidierte. Sie widmeten ſich dem Studium der Literatur, hielten öffentliche Minnegerichte ab und entſchieden Liebesſtreitigkeiten, die ihnen vorgebracht und zugeſandt wurden.

André berichtet, daß ein Gericht, das von einer großen Zahl von Damen und Rittern gebildet wurde, einen Liebeskodex veröffentlicht hat.

Er hat uns auch ein Bittgeſuch überliefert, das an die Gräfin von Champagne gerichtet wurde, als ſie die Frage: „Kann wahre Liebe zwiſchen Eheleuten beſtehen?“ in verneinendem Sinne entſchieden hatte.

Welche Strafe ereilte nun jemanden, der ſich dem Urteil eines Minnegerichts nicht fügte? Wir leſen eine Verfügung des Gerichts von Gascogne, daß ſolche

Urteile wie geſetzliche Beſtimmungen anzuſehen ſeien und daß unbotmäßige Damen ſich die Feindſeligkeit jeder anſtändigen Dame zuziehen würden.

Wie weit erkannte aber die öffentliche Meinung die Urteilsſprüche dieſer Minnegerichte an? Galt ſich ihnen zu entziehen genau ſo als Schande, wie heutzutage in Ehrenſachen? Ich finde bei André und bei Noſtradamus keine Auskunft über dieſe Fragen.

Zwei Troubadoure, Simon Doria und Lanfranc Cigalla, regten einmal die Frage an: „Wer iſt der Liebe würdiger, jemand, der ſie freiwillig, oder jemand, der ſie unfreiwillig gewährt, um für freigebig zu gelten?“ Dieſe Frage wurde den Damen des Minnegerichts von Pierrefeu und Signe vorgelegt, aber die beiden Troubadoure waren mit der gefällten Entſcheidung nicht zufrieden und wandten ſich an das oberſte Minnegericht der Damen von Romanin.

In ihrer Faſſung entſprachen dieſe Urteilsſprüche ganz den Richterurteilen jenes Zeitalters. Wie auch die Meinung des Leſers über die gewaltige Macht ſein mag, die damals die Minnegerichte im zeitgenöſſiſchen Leben bildeten, ich bitte dabei in Betracht zu ziehen, um was ſich heute die Unterhaltung der vornehmſten und reichſten Damen von Toulon und Marſeille bewegt. Waren die Frauen von 1174 nicht um vieles fröhlicher, geiſtreicher und glücklicher, als die von heute?

Faſt alle Urteilsſprüche der Minnegerichte fußen auf den Satzungen des Liebeskodex. Er findet ſich vollſtändig in dem Werke von André und enthält folgende einunddreißig Sätze.

Liebeskodex des zwölften Jahrhunderts

1.

Causa conjugii ab amore non est excusatio recta.
Die Ehe ist für die Liebe kein Hinderungsgrund.

2.

Qui non celat, amare non potest.
Wer nicht verschwiegen sein kann, kann auch nicht lieben.

3.

Nemo duplici potest amore ligari.
Man kann sein Herz nicht zweimal vergeben.

4.

Semper amorem minui vel crescere constat.
Die Liebe kann jederzeit wachsen oder abnehmen.

5.

Non est sapidum, quod amans ab invito sumit amante.
Was man in der Liebe gewaltsam erringt, bietet keinen Genuß.

6.

Masculus non solet nisi in plena pubertate amare.
Der Mann liebt gewöhnlich erst in voller Reife.

7.

Biennalis viduitas pro amante defuncto superstiti praescribitur amanti.
Stirbt einer der Liebenden, so muß der Überlebende ihm zwei Jahre hindurch die Treue halten.

8.

Nemo, sine rationis excessu, suo debet amore privari.

Niemand ſoll ohne triftigen Grund ſeines Rechts in der Liebe beraubt werden.

9.

Amare nemo potest, nisi qui amoris suasione compellitur.

Niemand vermag zu lieben ohne Hoffnung auf Gegenliebe.

10.

Amor semper ab avaritia consuevit domiciliis exulare.

Durch Geiz wird die Liebe meiſt aus dem Hauſe getrieben.

11.

Non decet amare, quarum pudor est nuptias affectare.

Es ziemt ſich nicht, die zu lieben, die man zu heiraten ſich ſchämen würde.

12.

Verus amans alterius nisi suae coamantis ex affectu non cupit amplexus.

Wahre Liebe begehrt nach keinen anderen Liebkoſungen, als nach denen der Geliebten.

13.

Amor raro consuevit durare vulgatus.

Liebe, von der alle wiſſen, hat ſelten Dauer.

14.

Facilis perceptio contemptibilem reddit amorem, difficilis eum parum facit haberi.

Zu leichter Erfolg raubt der Liebe bald den Reiz, Hinderniſſe verleihen ihr den Wert.

15.

Omnis consuevit amans in coamantis aspectu pallescere.

Jeder Liebende erblaßt beim Anblick der Geliebten.

16.

In repentina coamantis visione cor tremescit amantis.

Beim unerwarteten Erſcheinen des Geliebten erbebt das Herz.

17.

Novus amor veterem compellit abire.

Neue Liebe verjagt die alte.

18.

Probitas sola quemcumque dignum facit amore.

Verdienſt allein macht der Liebe würdig.

19.

Si amor minuatur, cito deficit et raro convalescit.

Eine erlöſchende Liebe verflackert raſch und lodert ſelten wieder auf.

20.

Amorosus semper est timorosus.

Der Liebende iſt immer zaghaft.

21.

Ex vera zelotypia affectus semper crescit amandi.

Durch echte Eiferſucht wächſt die Liebe immer.

22.

De coamante suspicione percepta zelus interea et affectus crescit amandi.

Argwohn und ſeine Folge, die Eiferſucht, nährt die Neigung.

23.

Minus dormit et edit quem amoris cogitatio vexat.

Wen Liebesgedanken umgarnen, der ißt und ſchläft weniger.

24.

Quilibet amantis actus in coamantis cogitatione finitur.

Alles Tun eines Liebenden endet mit dem Gedanken an die Geliebte.

25.

Verus amans nihil beatum credit, nisi quod cogitat amanti placere.

Der wahren Liebe erſcheint nur das gut, was der Geliebten gefällt.

26.

Amor nihil posset amori denegare.

Liebe kann der Liebe nichts verſagen.

27.

Amans coamantis solatiis satiari non potest.

Der Liebende wird des Genuſſes der Geliebten nie ſatt.

28.

Modica praesumtio cogit amantem de coamante suspicari sinistra.

Der leiſeſte Verdacht weckt den ſchrecklichſten Argwohn des Geliebten.

29.

Non solet amare quem nimia voluptatis abundantia vexat.

Wer zu ſehr an Vergnügungen gewöhnt iſt, den meidet die Liebe.

30.

Verus amans assidua, sine intermissione, coamantis imagine detinetur.

Wer liebt, dem ſchwebt das Bild des geliebten Weſens immerdar vor Augen.

31.

Unam feminam nihil prohibet a duobus amari, et a duabus mulieribus unum.

Nichts ſteht dem entgegen, daß eine Frau von zwei Männern oder daß ein Mann von zwei Frauen geliebt wird.

Zuletzt die Entſcheidung eines Minnegerichts:

Frage: „Utrum inter conjugatos amor possit habere locum?“

Urteil der Gräfin von Champagne:

„Dicimus enim et stabilito tenore firmamus amorem non posse inter duos jugales suas extendere vires, nam amantes sibi invicem gratis omnia largiuntur, nullius necessitatis ratione cogente;

jugales vero mutuis tenentur ex debito voluntatibus oboedire et in nullo seipsos sibi ad invicem denegare . . .

„Hoc igitur nostrum judicium, cum nimia moderatione prolatum, et aliarum quamplurium dominarum consilio roboratum, pro indubitabili vobis sit ac veritate constanti.

„Ab anno MCLXXIV, tertio calend. maii, indictione VII.“

„Wir ſagen und verfügen hiermit, daß die Liebe auf zwei verheiratete Perſonen ihre Rechte nicht ausdehnt, dieweil ſich Liebende alles gegenſeitig und freiwillig gewähren, ohne durch eine Notwendigkeit gezwungen zu werden, dagegen Ehegatten verpflichtet ſind, ſich gegenſeitig zu Willen zu ſein und eins dem anderen nichts zu verweigern. Solches Urteil, das wir nach reiflicher Erwägung und nach Einholung des Gutachtens einer großen Zahl anderer Damen gefällt haben, ſei euch allezeit eine unerſchütterliche und unverbrüchliche Wahrheit! So gegeben im Jahre 1174 am 16. Mai.“

54. In Arabien

Unter den ſchwarzen Zelten der arabiſchen Beduinen iſt die Heimat und das Urbild der wahren Liebe zu ſuchen. Dort hat die Einſamkeit und ein ſchönes Klima die edelſte Leidenſchaft des menſchlichen Herzens geboren, jene Leidenſchaft, die, um das Glück zu finden, eines Wiederhalls ihrer eigenen Empfindungen bedarf.

Um der Liebe im Menſchenherzen den Schein des Idealen zu verleihen, war die möglichſte Gleichheit zwiſchen der Geliebten und dem Liebenden erforderlich. Dieſe Gleichheit fehlt vor allem in unſerem traurigen Abendlande, wo eine verlaſſene Frau unglücklich und entehrt iſt. Unter dem Zelte des Arabers kann die Treue niemals gebrochen werden. Verachtung und Tod würden dieſem Vergehen augenblicklich folgen.

Die Freigebigkeit iſt dieſem Volke ſo heilig, daß man ſtehlen darf, um zu geben. Im übrigen ſind Gefahren dort alltäglich und das Leben ſpielt ſich gleichſam in leidenſchaftsvoller Einſamkeit ab. Selbſt zu mehreren vereint, ſprechen Araber wenig.

Die Wüſtenbewohner kennen keine Abwechſelung; alles iſt dort ewig und unbeweglich. Ihre ſonderbaren Sitten, von denen ich aus Unkenntnis nur ein ſchwaches Bild zu geben vermag, reichen wahrſcheinlich bis ins homeriſche Zeitalter zurück. Sie ſind zum erſtenmal gegen das Jahr 600 unſerer Zeitrechnung, zweihundert Jahre vor Karl dem Großen, beſchrieben worden.

Im Vergleich zum Morgenlande waren wir die Barbaren, als wir es mit unſeren Kreuzzügen beunruhigten, und was in unſeren Sitten edel iſt, verdanken wir den Kreuzzügen und den Mauren in Spanien.

Daß wir uns mit den Arabern vergleichen ſollen, wird der proſaiſche Menſch in ſeinem Dünkel mitleidig belächeln. Unſere Künſte ſind den ihren weit überlegen und unſere Geſetzgebung dem Anſcheine nach noch mehr, aber ich bezweifle es, ob wir ſie in der Kunſt des häuslichen Glücks übertreffen. Uns hat es von jeher an Redlichkeit und Einfachheit gefehlt. Im

Familienleben aber iſt der Heuchler der erſte Unglückliche. Er hat das Gefühl des Geborgenſeins nicht.

Soweit die älteſten geſchichtlichen Denkmäler zurückreichen, finden wir die Araber ſchon im grauen Altertum in eine große Zahl unabhängiger, in der Wüſte umherwandernder Stämme geteilt. Je leichter dieſe Stämme ſich mit den einfachſten menſchlichen Bedürfniſſen abfanden, deſto verfeinerter waren ihre Sitten. Die Freigebigkeit war überall gleich, aber je nach dem Wohlſtande des Stammes äußerte ſie ſich im Schenken eines Ziegenviertels, das zum notdürftigen Lebensunterhalt gehörte, oder im Darbieten von hundert Kamelen, wenn Familienbeziehungen oder Gaſtfreundſchaft es erheiſchten.

Die Heldenzeit der Araber, in der dieſe hochſinnigen Menſchen frei von jeder ſchöngeiſtigen oder überfeinerten Unnatürlichkeit hervorragten, iſt das Jahrhundert vor Mohammed, das dem fünften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, alſo der Zeit der Gründung Venedigs und der Herrſchaft Chlodwigs entſpricht. Ich bitte ohne Vorurteil, die Liebeslieder, die uns die Araber überliefert haben, und die edle Kultur, die uns in „Tauſend und eine Nacht“ geſchildert wird, mit den abſcheulichen Greueln zu vergleichen, die jedes Blatt Gregors von Tours und Einhards, der Geſchichtsſchreiber Chlodwigs und Karls des Großen, beſudeln.

Mohammed war Puritaner, er wollte den Genuß aus der Welt ſchaffen, auch wenn dieſer niemanden ſchädigte. Er hat in den Ländern, die den Islam angenommen haben, die Liebe vernichtet. Deshalb hat ſeine Religion auch weniger in Arabien, ihrer Wiege,

als in allen anderen morgenländiſchen Ländern Wurzel gefaßt.

Die Franzoſen haben aus Ägypten vier Foliobände mit dem Titel „Buch der Lieder“ mitgebracht. Dieſe Bände enthalten:

1. Lebensbeſchreibungen der Dichter der Lieder.

2. Die Lieder ſelbſt. Der Dichter beſingt darin alles, was ihn bewegt; er verherrlicht ſeine Geliebte, ſein flüchtiges Roß und ſeine Waffen. Dieſe Lieder ſind oft Liebesbriefe, die der Geliebten ein treues Bild aller Seelenempfindungen des Verfaſſers geben. Er ſingt darin zuweilen von kalten Nächten, wo er gezwungen iſt, aus Pfeil und Bogen ein Feuer anzuzünden. Die Araber ſind ein obdachloſes Volk.

3. Lebensbeſchreibungen der Komponiſten, die zu den Liedern die Melodien geſchaffen haben.

4. Zum Schluß eine Zuſammenſtellung von muſikaliſchen Regeln. Dieſe Formeln ſind für uns Hieroglyphen. Für immer wird uns dieſe Muſik unbekannt bleiben und übrigens würde ſie nicht nach unſerem Geſchmacke ſein.

Es gibt noch eine Sammlung mit dem Titel „Geſchichten von Arabern, die aus Liebe geſtorben ſind“.

Dieſe höchſt ſeltenen Bücher ſind ſehr wenig bekannt. Die Gelehrten, die ſie leſen könnten, haben ein vom Studieren und vom Gelehrtendaſein ausgedörrtes Herz. Um ſich unter dieſen, durch ihr Alter und die ſeltſame Schönheit der Kultur, die ſie ahnen laſſen, ſo intereſſanten Denkmälern zurechtzufinden, muß man ſich in die Geſchichte vertiefen.

Zu allen Zeiten und ſchon vor Mohammed pilgerten die Araber nach Mekka zur Wallfahrt nach der Kaaba

oder dem Hauſe Abrahams. Ich habe in London ein ſehr genaues Modell der Heiligen Stadt geſehen. Es ſind ſieben- bis achthundert Häuſer mit flachen Dächern mitten in der ſonnendurchglühten Sandwüſte. An einem Ende der Stadt erblickt man ein rieſiges, faſt viereckiges Gebäude, das die Kaaba umgibt; es wird aus einer langen Flucht von Säulengängen gebildet, die unter der Sonne Arabiens die Ausübung des heiligen Rundganges ermöglichen. Dieſe Säulengänge haben in der Geſchichte der Sitten und der Dichtkunſt der Araber eine große Bedeutung. Jahrhundertelang waren ſie augenſcheinlich der einzige Ort, wo Männer und Frauen zuſammenkamen. Bunt durcheinander, mit langſamen Schritten und unter dem Chorgeſang heiliger Lieder machte man den Rundgang um die Kaaba. Ein Umgang dauert dreiviertel Stunden, man führte ihn an einem Tage mehreremal aus. Das war ein heiliger Brauch, zu dem Männer und Frauen aus allen Gegenden der Wüſte herbeiſtrömten. Unter den Säulengängen der Kaaba haben ſich die arabiſchen Sitten geglättet. Dort entſtand ein Kampf zwiſchen Vätern und Liebenden, dort im Gedränge während der Wallfahrt verrieten Liebeslieder die Leidenſchaft ihres Dichters dem jungen Mädchen, das von ihren Brüdern oder ihrem Vater ſtreng bewacht wurde. Hochherzige Neigungen und Sinn für Gefühl waren ſchon im Zeltlager vorhanden, aber mir ſcheint, daß die Galanterie der Araber bei der Kaaba entſtanden iſt, ebenſo wie dort die Heimat ihrer Literatur iſt. Anfangs drückte man die Leidenſchaft mit Einfachheit und Kraft aus, wie der Dichter ſie empfand. Später war er nicht mehr lediglich darauf bedacht, ſeine Ge-

liebte zu rühren, er ſann nach und ſchrieb in ſchönen Worten. So entſtand die Überſchwenglichkeit, die mit den Mauren nach Spanien gelangte und dort noch heutzutage die Bücher dieſes Landes verdirbt.

Einen rührenden Beweis der Hochachtung der Araber für das ſchwache Geſchlecht ſehe ich in ihrem Brauch bei der Eheſcheidung. Die Frau riß in Abweſenheit des Gatten, von dem ſie getrennt ſein wollte, das Zelt ab und ſchlug es in der Weiſe wieder auf, daß der Eingang nunmehr an der entgegengeſetzten Seite war. Dieſe einfache ſinnbildliche Handlung trennte beide Gatten für ewig.

55. Der Diwan der Liebe

Bruchſtücke aus einer arabiſchen Sammlung von Ebn-Abi-Hadglat

(Handſchriften der Pariſer Bibliothek Nr. 1461 und 1462)

Mohammed, der Sohn des Djaâfar Elahuâzadi, erzählt, daß Elâbas, Sohn des Sohail, den Djamil während ſeiner letzten Krankheit beſuchte und ihn bereit fand, die Seele aufzugeben. „O Sohn Sohails," ſagte Djamil zu ihm, „wie denkſt du über einen Mann, der niemals Wein getrunken, niemals unerlaubten Gewinn gemacht, niemals ungerechterweiſe eine lebende Kreatur wider Gottes Gebot getötet und immer den Glauben gehabt hat, daß es keinen Gott außer Allah gibt, und daß Mohammed ſein Prophet iſt?" — „Ich denke," entgegnete Sohail, „daß dieſer Mann ſelig werden und in das Paradies eingehen wird. Aber wer iſt der Mann, den du meinſt?" — „Ich bins,"

erwiderte Djamil. — „Ich glaubte nicht, daß du ein ſtrenger Anhänger des Islam ſeieſt," ſagte Sohail, „und dann haſt du vor zwanzig Jahren Bothaina geliebt und ſie in deinen Liedern gefeiert." — „Jetzt bin ich," antwortete Djamil, „am Ende dieſer und am Anfange der anderen Welt und ich will, daß ſich die Gnade unſeres Herrn und Meiſters Mohammed am Tage des Gerichts von mir abwenden möge, wenn ich Bothaina je in ſträflicher Weiſe berührt habe."

Djamil und ſeine Geliebte Bothaina gehörten alle beide dem Stamme des Asra an, die unter allen Arabern wegen ihrer Liebe berühmt ſind. Ihre Liebe iſt ſprichwörtlich geworden, und Gott hat nirgends Weſen geſchaffen, die gleich viel Zartgefühl in der Liebe beſitzen.

Sahid, Agbas Sohn, fragte eines Tages einen Araber: „Von welchem Stamme biſt du?" — „Ich bin vom Stamme derer, welche ſterben, wenn ſie lieben," antwortete der Araber. — „So biſt du vom Stamme der Asra," ſagte Sahid. — „Ja, beim Herrn der Kaaba!" verſetzte der Araber. — „Wie kommt es, daß ihr ſo liebt?" fragte darauf Sahid. — „Unſere Frauen ſind ſchön und unſere jungen Männer keuſch!" erwiderte der Araber.

Jemand fragte einmal den Dichter Aruâ-Ben-Hezam: „Iſt es denn wahr, was man von Euch erzählt, daß Ihr von allen Menſchen in der Liebe das zarteſte Herz habt?" — „Bei Gott, es iſt wahr," antwortete Aruâ, „und ich habe dreißig junge Männer meines Stammes gekannt, die der Tod hingerafft hat, und die keine andere Krankheit hatten, als die Liebe." —

Ein Araber vom Stamme der Fazârat ſagte eines Tages zu einem anderen Araber vom Stamme der

Asra: „Ihr Asra glaubt, aus Liebe zu sterben sei ein süßer und edler Tod; aber es ist offenbar Schwäche und Dummheit, und die, welche ihr für großherzige Männer haltet, sind nichts als törichte und weichliche Geschöpfe.“ — „Du sprächest nicht so,“ entgegnete der Asra, „hättest du die großen schwarzen Augen unserer Frauen gesehen, wie sie unter dem Schleier ihrer langen Wimpern hervorblitzen; hättest du sie lächeln sehen und ihre weißen Zähne zwischen braunen Lippen schimmern.“

Ali Abu-el-Hassan, Sohn Abdallahs, erzählt folgendes: „Ein Muselmann liebte ein christliches Mädchen bis zum Wahnsinn. Er war gezwungen, mit einem Freunde, der um seine Liebe wußte, eine Reise in ein fremdes Land zu machen. Seine Geschäfte daselbst zogen sich in die Länge; eine tödliche Krankheit befiel ihn und er sprach zu seinem Freunde: ‚Ich fühle, daß mein Ende naht; ich werde die, die ich liebe, in dieser Welt nie wiedersehen und ich fürchte, wenn ich als Muselmann sterbe, auch im Jenseits nicht.‘ Er wurde Christ und starb. Sein Freund fand bei seiner Rückkehr die Christin sterbenskrank. Sie sagte ihm: ‚Ich werde meinen Freund in dieser Welt nicht mehr sehen, aber ich will mit ihm im Jenseits vereint sein. Darum bekehre ich mich zu dem Glauben, daß es keinen Gott außer Allah gibt, und daß Mohammed sein Prophet ist!‘ Darauf starb sie; die Gnade Gottes komme über sie.“

Eltemini erzählt, daß bei dem arabischen Stamme der Tagleb eine junge, sehr reiche Christin gelebt habe, die einen jungen Muselmann liebte. Sie bot ihm ihr Vermögen dar, und alles, was sie an Kostbarkeiten besaß, ohne daß es ihr gelang, seine Liebe zu gewinnen. Als

ſie alle Hoffnung aufgegeben hatte, ließ ſie ſich von einem Künſtler für hundert Denare ein Standbild des Geliebten machen. Der Künſtler fertigte das Bildnis an, und als ſie es hatte, ſtellte ſie es an einem Orte auf, zu dem ſie täglich pilgerte. Dort küßte ſie das Standbild, ſetzte ſich dann zu ſeinen Füßen und verbrachte den Reſt des Tages mit Weinen. Wenn der Abend kam, grüßte ſie das Bild und ging heim. So trieb ſie es lange Zeit. Da ſtarb der junge Mann. Sie wollte ihn noch einmal ſehen und küßte den Toten, dann kehrte ſie zu ihrer Bildſäule zurück, grüßte ſie, küßte ſie wie immer und ſetzte ſich ihr zu Füßen hin. Als der Morgen kam, fand man ſie tot, in der Hand ein paar Zeilen, die ſie vor ihrem Tode geſchrieben hatte. —

Ueddah aus dem Lande Yemen war wegen ſeiner Schönheit unter den Arabern berühmt. Er und Om-el-Bonain, Tochter des Abd-el-Aziz, Enkelin des Meruan, liebten ſich ſchon als Kinder ſo, daß ſie es nicht ertragen konnten, nur einen Augenblick lang voneinander getrennt zu ſein. Als Om-el-Bonain die Frau des Ualid-Ben-Abd-el-Malek wurde, verlor Ueddah d n Verſtand. Nachdem er lange Zeit im Zuſtande der Verwirrung und des Leidens gelebt hatte, ging er nach Syrien und umſchlich täglich die Behauſung Ualids, ohne zunächſt ein Mittel zur Erreichung ſeiner Abſicht zu finden. Endlich traf er eine junge Sklavin, die er durch Ausdauer und Güte für ſich gewann. Als er glaubte, ihr vertrauen zu können, fragte er ſie, ob ſie Om-el-Bonain kenne. — „Gewiß, ſie iſt meine Herrin," erwiderte die junge Magd. — „Wohlan," fuhr Ueddah fort, „deine Herrin iſt meine Baſe, und wenn du ihr Nachricht von mir bringen willſt, bereiteſt du ihr ge-

wiß Vergnügen." — „Ich will sie ihr gern bringen," sagte sie. Darauf lief sie zu Om-el-Bonain, um ihr Nachricht von Ueddah zu geben. — „Was sagst du mir da?" rief diese, „was, Ueddah lebt?" — „Gewiß," erwiderte die Magd. — „Geh und sage ihm," fuhr Om-el-Bonain fort, „er soll sich nicht eher wieder entfernen, als bis er eine Botschaft von mir erhalten hat." — Nunmehr traf sie Vorkehrungen, um Ueddah bei sich einzulassen, und hielt ihn danach in einer Truhe verborgen. Wenn sie sich sicher glaubte, ließ sie ihn heraus, um mit ihm zusammen zu sein, und wenn jemand kam, der ihn nicht sehen sollte, ließ sie ihn wieder in die Truhe steigen.

Es begab sich eines Tages, daß man Ualid eine Perle brachte, und er sagte einem seiner Sklaven: „Nimm diese Perle und bringe sie Om-el-Bonain!" — Der Diener nahm die Perle und brachte sie zu Om-el-Bonain. Da er sich nicht anmelden ließ, trat er in ihr Gemach in einem Augenblick, wo Ueddah bei ihr war, und konnte unbemerkt einen Blick in das Schlafgemach der Om-el-Bonain tun. Der Diener entledigte sich seines Auftrags und bat Om-el-Bonain um eine kleine Belohnung für das gebrachte Kleinod. Sie schlug sie ihm barsch ab und schalt ihn aus. Er ging erbittert von ihr und hinterbrachte Ualid, was er beobachtet hatte, und beschrieb die Truhe, in die er Ueddah hatte steigen sehen. — „Du lügst, mutterloser Sklave! Du lügst!" schrie Ualid und lief hastig zu Om-el-Bonain. In ihrem Gemache standen verschiedene Truhen. Er setzte sich auf die, in der Ueddah steckte, die ihm der Sklave beschrieben hatte, und sagte zu Om-el-Bonain: „Schenke mir eine dieser Truhen!"

— „Sie ſind alle dein, ſo gut wie ich," antwortete ſie. „Nun," fuhr Ualid fort, „dann möchte ich die, auf der ich ſitze." — „In dieſer ſind für eine Frau unentbehrliche Dinge," ſagte Om-el-Bonain. — „Ich will ja nicht den Inhalt, nur die Truhe," beharrte Ualid. — „Sie iſt dein!" antwortete ſie. Ualid ließ ſofort die Truhe wegſchaffen, rief zwei Sklaven und befahl ihnen, ein Loch in die Erde zu graben, ſo tief, bis ſie auf Waſſer ſtießen. Dann näherte er ſich mit ſeinem Munde der Truhe und rief: „Man hat mir etwas von dir geſagt; wenn es wahr iſt, ſo ſei jede Spur von dir getilgt, jede Kunde begraben. Hat man mich aber belogen, dann tue ich nichts Böſes, wenn ich eine Truhe vergrabe; denn ich verſcharre nur Holz." Dann ließ er die Truhe in das Loch werfen und dieſes mit den ausgegrabenen Steinen und Erdſchollen wieder zuſchaufeln.

Seitdem beſuchte Om-el-Bonain häufig jenen Ort, um dort zu weinen, bis man ſie eines Tages entſeelt fand, das Antlitz zur Erde gewendet.

56. Die Liebe im Altertume

Nachgelaſſene Liebesbriefe von römiſchen Damen hat man uns nicht überliefert. Petronius hat ein reizendes Buch geſchrieben, aber er ſchildert nur die Entartung.

Über die Liebe im alten Rom haben wir außer der Dido und der zweiten Ekloge Virgils nichts Genaueres, als die Werke der drei großen Dichter Ovid, Tibull und Properz.

Die Geliebten dieſer großen Dichter waren kokette, untreue und käufliche Frauen; ſie ſuchten nur ſinnlichen Genuß, und ich möchte glauben, daß ſie niemals eine Ahnung von den erhabenen Gefühlen gehabt haben, die dreizehn Jahrhunderte ſpäter das Herz der zärtlichen Heloïſe bewegten.

Ich entnehme die folgende Stelle dem Werke des vorzüglichen Literaturhiſtorikers Ginguené („Histoire littéraire de l'Italie" II, 490), der die lateiniſchen Dichter viel gründlicher kennt als ich:

„Das glänzende Genie des Ovid, die reiche Phantaſie des Properz, die gefühlvolle Seele des Tibull verliehen ohne Zweifel ihren Verſen eine verſchiedene Färbung, aber alle drei liebten in gleicher Art und Weiſe Frauen ziemlich gleichen Schlages. Sie begehren, ſie ſiegen, ſie haben glückliche Nebenbuhler, ſie ſind eiferſüchtig, ſie entzweien und verſöhnen ſich, ſie ſind ihrerſeits untreu, ſie erlangen Verzeihung und ſie finden ein Glück wieder, das alsbald durch die nämlichen Wechſelfälle von neuem getrübt wird.

„Corinna iſt verheiratet. Die erſte Lehre, die ihr Ovid gibt, beſteht in der Unterweiſung, wie ſie ihren Gatten hintergehen ſoll, welche Zeichen ſie in Gegenwart ihres Mannes und anderer machen ſoll, damit ſie ſich beide heimlich verſtändigen können. Der Genuß folgt auf dem Fuße; dann gibt es Streit, und was man von einem galanten Manne wie Ovid nicht erwarten ſollte, Schmähungen und Schläge; dann wieder Entſchuldigungen, Tränen und Verzeihung. Bisweilen wendet er ſich an untergeordnete Leute, an Diener, an den Türhüter ſeiner Geliebten, der ihm nachts die Tür öffnen ſoll, an eine durchtriebene Alte,

die sie verdirbt und sie verführt, sich für Gold hinzugeben, an einen alten Eunuchen, der sie bewacht, an eine junge Sklavin, die ihr Briefchen mit der Bitte um ein Stelldichein zustecken soll. Es wird verweigert; er verflucht seine Briefe, die so schlechten Erfolg hatten; um mehr Glück zu haben, wendete er sich an Aurora, sie möge ihm sein Glück nicht wehren.

„Bald wirft er sich seine zahlreichen Treulosigkeiten und seine Neigung zu allen Frauen vor. Einen Augenblick später ist auch Corinna treulos; der Gedanke ist ihm unerträglich, daß er ihr Lehren gegeben hat, die sie sich mit einem andern zu nutze macht. Corinna wird ihrerseits eifersüchtig. Sie ist eine mehr jähzornige als zärtliche Frau; sie beschuldigt ihn, eine junge Sklavin zu lieben. Er schwört es ab, aber er schreibt dieser Sklavin, und alles, was Corinna erbittert hat, ist wahr. Woher wußte sie es aber? Welche Anzeichen verrieten es ihr? Er bittet die junge Sklavin um ein neues Stelldichein. Falls sie es ihm abschlüge, droht er, Corinna alles zu gestehen. Einem Freunde gegenüber macht er sich über seine zwei Liebschaften lustig, über die Leiden und die Freuden, die sie ihm bereiten. Bald darauf ist Corinna wieder Alleinherrscherin. Sie ist ganz die Seine. Er besingt seinen Sieg, als sei es sein erster Erfolg. Nach gewissen Ereignissen, die wir aus mehr als einem Grunde nicht erwähnen wollen und die zum Wiedererzählen auch viel zu lang sind, stellt es sich heraus, daß Corinnas Gatte zu gleichgültig geworden ist. Er ist nicht mehr eifersüchtig. Das mißfällt dem Liebhaber, er droht, seine Frau verlassen zu wollen, wenn er nicht von neuem eifersüchtig würde. Der Mann gehorcht allzu

gut, er läßt Corinna so streng bewachen, daß Ovid sich ihr nicht mehr nähern kann. Nun beklagt er sich über diese Überwachung, deren Ursache er selbst ist, und hofft sie zu überwinden. Zu seinem Unglücke ist er nicht der einzige, dem das gelingt. Die Untreue Corinnas wiederholt und vermehrt sich; ihre Streiche werden stadtbekannt, so daß Ovid als einzige Gunst darum bittet, bei ihren Hintergehungen umsichtiger zu verfahren und nicht allzu offenkundig ihre wahre Natur zu verraten. Derartig waren die Sitten Ovids und seiner Geliebten und derartig ihre Liebe.

„Cynthia ist die erste Liebe des Properz und wird seine letzte sein. Solange er glücklich ist, ist er eifersüchtig. Cynthia ist maßlos putzsüchtig; er bittet sie, den Luxus zu meiden und die Einfachheit zu achten. Er selbst freilich gibt sich mannigfachen Ausschweifungen hin.

„Cynthia erwartet ihn; erst am frühen Morgen geht er zu ihr; er kommt von einer Zecherei und ist vom Wein berauscht. Er findet sie im Schlafe; es dauert lange, bis der Lärm, den er macht, und selbst seine Liebkosungen Cynthia aufwecken. Endlich öffnet sie die Augen und macht ihm wohlverdiente Vorwürfe.

„Ein Freund will ihn von Cynthia losreißen; er preist diesem Freunde ihre Schönheit und ihre Begabung. Einmal verliert er sie beinahe. Sie geht mit einem Soldaten durch, folgt ihm ins Lager und erträgt allerlei, nur um bei ihm zu sein. Properz ist außer sich, er weint und gelobt ihr alles Glück. Kaum weicht er aus ihrem verlassenen Hause, er sucht Fremde auf, die sie gesehen haben, und fragt sie endlos nach Cynthia aus. So viel Liebe erweicht sie; sie ver-

läßt den Soldaten und bleibt wieder bei dem Dichter. Er dankt Apollo und den Musen und ist trunken vor Glück.

„Bald wird es wieder durch neue Anwandlungen von Eifersucht getrübt, durch gezwungenes Fernsein unterbrochen. Fern von ihr denkt er nur an sie. Ihre frühere Untreue läßt ihn neue befürchten. Todesgefahren schrecken ihn nicht, er fürchtet nur den Verlust Cynthias. Wenn er ihrer Treue gewiß wäre, würde er ohne Bedauern in das Grab sinken.

„Nach neuen Verrätereien glaubt er seine Liebe überwunden zu haben, aber bald ist er wieder in ihren Fesseln. Er entwirft das entzückendste Bild von seiner Geliebten, von ihrer Schönheit, ihrer Eleganz und ihrem Geschmeide, ihren Fähigkeiten im Gesang, in der Dichtkunst und im Tanz. Alles verdoppelt oder rechtfertigt seine Liebe. Aber die ebenso lasterhafte wie liebenswürdige Cynthia entehrt sich durch ihre Abenteuer vor der ganzen Stadt so auffällig, daß Properz sie ohne Schande nicht mehr lieben kann. Er errötet darüber, aber er vermag sich nicht von ihr loszureißen. Er bleibt ihr Liebhaber, ihr Gatte; niemals will er eine andere lieben.

„Sie verlassen und versöhnen sich nochmals. Cynthia ist eifersüchtig, er beruhigt sie. Nie will er eine andre lieben. In Wahrheit sind es nicht einzelne Frauen, die er liebt, es sind alle Frauen. Er besitzt ihrer nie genug, er ist im Genuß unersättlich. Um ihn zur Besinnung zu bringen, ist es wiederum nötig, daß ihn Cynthia verläßt. Seine Klagen sind nun so lebhaft, als ob er selbst niemals untreu gewesen wäre. Er will fliehen. Er zerstreut sich durch Ausschweifungen.

Er ist wie so oft betrunken; er tut, als sei ihm eine Schar von Liebesgöttern begegnet, die ihn wieder zu Cynthias Füßen zurückgeführt hätten. Ihrer Versöhnung folgen neue Stürme. Cynthia erhitzt sich bei einem ihrer abendlichen Gelage am Wein, reißt den Tisch um und wirft dem Geliebten ein paar Becher an den Kopf. Properz findet das reizend.

„Neue Untreue zwingt ihn endlich, seine Ketten zu brechen. Er will eine Reise machen und ganz Griechenland durchwandern. Schon ist der Reiseplan fertig, da steht er von seinem Vorhaben ab, um sich nochmals neuen Kränkungen auszusetzen. Cynthia beschränkt sich nicht mehr darauf, ihn zu hintergehen, sie macht ihn sogar bei seinen Nebenbuhlern lächerlich. Da wird sie krank und stirbt. In ihren letzten Augenblicken beklagt sie seine Treulosigkeit, seine Launen und ihre Verlassenheit und schwört, daß sie ihm trotz des Scheins stets treu gewesen sei. Das sind die Sitten und Abenteuer des Properz und seiner Geliebten, das ist in kurzen Strichen die Geschichte ihrer Liebe. Eine solche Frau mußte die Seele eines Properz lieben.

„Ovid und Properz sind vielfach untreu, aber nie unbeständig. Sie sind lockere Gesellen, die gern hier und da ihre Huldigungen darbringen, aber immer in die alten Fesseln zurückkehren. Corinna und Cynthia haben zu Rivalinnen alle Frauen, nicht irgend eine einzelne. Wenn die Liebe dieser Dichter nicht treu ist, so ist es doch ihre Muse, denn kein anderer Name erscheint in ihren Versen, als Corinna und Cynthia.

„Tibull, ein feinfühligerer Dichter und Liebender und nicht so stürmisch und heißblütig in seinen Lieb-

schaften, hat nicht die gleiche Beständigkeit. Drei Schönheiten sind nacheinander der Gegenstand seiner Liebe und seiner Lieder. Delia ist die erste, die berühmteste und die am innigsten geliebte. Tibull hat sein Vermögen eingebüßt, aber es bleibt ihm sein Landhaus und Delia. Wenn er sie im ländlichen Frieden besitzt, wenn er sterbend Delias Hand in der seinen fühlt, wenn sie an seinem Grabe weint, hat er keine weiteren Wünsche. Delia wird von einem eifersüchtigen Gatten bewacht, aber Tibull gedenkt trotz Argus und dreifacher Schlösser in ihr Gefängnis einzudringen. In ihren Armen will er alle seine Leiden vergessen. Er wird krank, stets denkt er nur an Delia; er bittet sie, immer keusch zu sein, das Gold zu verachten und ihm allein das zu gewähren, was sie ihm geschenkt hat. Aber Delia befolgt diesen Rat nicht. Er glaubt, ihre Treulosigkeit ertragen zu können, aber er kann es nicht und bittet Delia und Venus um Gnade. Er sucht im Wein ein Heilmittel, findet es aber nicht; er kann dadurch weder sein Leid mildern, noch sich von seiner Liebe heilen. Er wendet sich an Delias gleich ihm betrogenen Gatten; er enthüllt ihm alle die Listen, deren Delia sich zu bedienen pflegt, um Liebhaber an sich zu locken und bei sich zu sehen. Wenn der Gatte sie nicht zu hüten verstehe, so möge er ihm vertrauen, er wird jene schon fernzuhalten und die vor Nachstellungen zu schützen wissen, die sie beide betrübt hat. Er beruhigt sich und kehrt zu ihr zurück; er erinnert sich Delias Mutter, der Beschützerin ihrer Liebe. Das Andenken an diese gute Frau macht sein Herz wieder weichen Gefühlen zugänglich und alles Unrecht Delias ist vergessen. Aber bald begeht sie

Schlimmeres. Sie hat sich durch Geld und Geschenke verführen lassen, sie gehört einem und vielen an. Tibull zerbricht endlich die schmachvollen Fesseln und sagt ihr Lebewohl.

„Er geht unter die Verehrer der Nemesis und wird nicht glücklicher. Sie liebt nur das Gold und mißt Versen und den Gaben des Genius wenig Wert bei. Nemesis ist eine habsüchtige Frau, die sich dem Meistbietenden hingibt. Er verwünscht ihre Habgier, aber er liebt sie und kann ohne ihre Liebe nicht leben. Er sucht sie durch rührende Bilder zu bändigen. Sie hat eine junge Schwester verloren. Tibull will zu ihrem Grabe gehen und weinen und ihrer stummen Asche seinen Kummer anvertrauen. Der Geist der toten Schwester wird über die Tränen zürnen, die um Nemesis vergossen werden. Diesen Zorn soll Nemesis achten. Das traurige Bild ihrer Schwester wird ihren nächtlichen Schlummer stören . . . Nemesis ist zu Tränen gerührt. Aber um diesen Preis will der Dichter selbst das Glück nicht erkaufen.

„Seine dritte Geliebte ist Neera. Er hat lange ihre Liebe genossen; er bittet die Götter um nichts, als mit ihr leben und sterben zu dürfen. Sie verreist und bleibt fern. Er denkt immer an sie und bittet die Götter nur um sie. Im Traume erscheint ihm Apollo und verkündet ihm, daß Neera abtrünnig ist. Er will diesem Traum nicht Glauben schenken, er könnte solches Unglück nicht überleben, und doch ist das Unglück wahr; Neera ist untreu. Wiederum ist er einsam. Das war der Charakter und das Los Tibulls, das ist der dreifache, recht unglückliche Roman seiner Liebe.

„An Tibull ist eine sanfte Schwermut charakteristisch, die selbst den Genuß durch einen Schleier von Träumerei und Traurigkeit abtönt. Darin beruht sein Reiz. Wenn irgend ein antiker Dichter die Liebe der Seele gekannt hat, so war es Tibull. Aber jene Feinheiten der Empfindung, die er so meisterhaft schildert, liegen nur in ihm selbst; sie in seinen Geliebten zu entdecken oder zu erwecken, versucht er ebensowenig, wie Ovid und Properz. An den Frauen sind es nur äußerliche Reize, die ihn begeistern, ihre Gunst ist es, die er ersehnt und verlangt, ihre Käuflichkeit, ihre Untreue und ihr Verlust, die ihn unglücklich machen.

Von allen den Frauen, die durch die Verse dieser drei großen Dichter berühmt geworden sind, erscheint Cynthia als die liebenswürdigste. Zu ihren sonstigen Vorzügen tritt ihre Begabung hinzu; sie pflegt den Gesang und die Dichtkunst. Aber bei all ihren Fähigkeiten, die auch bei gewissen Hetären nicht selten waren, taugt sie nicht mehr als diese; Gold und Wein und Wollust beherrschen sie trotzdem, und Properz, der ihren Kunstsinn nur ein oder zweimal rühmt, wird in seiner Leidenschaft für Cynthia doch von einer ganz anderen Macht bemeistert."

Diese großen Dichter gehören augenscheinlich zu den feinsinnigsten und zartfühligsten Geistern ihrer Zeit. Aber wen lieben sie und wie lieben sie? Dabei muß man von jeder literarischen Betrachtung und Beurteilung absehen. Ich will von ihnen nur ein Zeugnis über ihr Jahrhundert, genau so, wie ein heute moderner Roman dereinst in zweitausend Jahren ein Zeugnis unserer Sitten sein wird.

57. Über die Erziehung der Frauen

Durch die gegenwärtige Erziehung der jungen Mädchen, die eine Frucht des Zufalls und des dümmſten Dünkels iſt, läßt man ihre herrlichſten Fähigkeiten, die ihnen ſelbſt, wie den Männern, das meiſte Glück bringen, verkümmern. Welcher Mann hat nicht wenigſtens einmal in ſeinem Leben ausgerufen:

„ . . . eine Frau
Beſäße Geiſt genug, wenn ſie ein Wams
Von einem Beinkleid unterſcheiden kann.“ [42]

In Paris iſt das höchſte Lob für ein junges heiratsfähiges Mädchen: „Sie hat viel Nachgiebigkeit im Charakter und iſt aus Gewohnheit ſanft wie ein Lamm.“ Nichts übt mehr Wirkung auf einen dummen Freier aus. Beobachten wir ihn aber zwei Jahre ſpäter, wenn er mit ſeiner Frau an einem trüben Tage beim Frühſtück ſitzt: er hat eine Hausmütze auf und drei Lakaien ſtehen herum.

Man hat in den Vereinigten Staaten im Jahre 1818 ein Geſetz erlaſſen, das denjenigen zu vierunddreißig Peitſchenhieben verurteilt, der einen Virginia-Neger im Leſen unterrichtet. Ein ſehr richtiges und vernünftiges Geſetz.

Sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika ſelbſt ihrem Mutterlande nützlicher geweſen, da ſie noch ſeine Sklaven waren, als jetzt, wo ſie ihm gleichſtehen? Wenn die Arbeit eines freien Mannes zwei- oder dreimal mehr wert iſt, als die eines Menſchen in Sklaverei, warum ſoll es ſich nicht ebenſo mit ſeiner Geſinnung verhalten?

Wenn wir es wagten, würden wir die jungen Mädchen wie Sklaven erziehen; das geht schon daraus hervor, daß sie vom Nützlichen nur so viel wissen, als wir, ihre Lehrer, wollen.

„Aber das Wenige, daß sie unglücklicherweise an Bildung erhaschen, wenden sie gegen uns an", werden gewisse Ehemänner sagen. Kein Zweifel. Napoleon hatte sehr recht, als er der Nationalgarde keine Waffen gab. Wenn wir einem Menschen Waffen geben und fortfahren, ihn zu unterdrücken, so werden wir es erleben, daß er diese Waffen gegen uns zu gebrauchen wagt.

Selbst wenn wir berechtigt wären, die jungen Mädchen wie Idioten mit Ave Marias und schlüpfrigen Liedern (wie in den Klöstern von 1770) zu erziehen, so gäbe es immer noch einige kleine Einwände dagegen:

Erstens: Falls der Gatte stirbt, sind die Frauen berufen, der jungen Familie vorzustehen.

Zweitens: Als Mütter geben sie den männlichen Kindern, den jungen künftigen Tyrannen, die erste Erziehung, die den Charakter bildet und die Seele bestimmt, das Glück mehr auf dem oder jenem Wege zu suchen, was sich bereits mit vier oder fünf Jahren entscheidet.

Drittens: Bei allem unseren Dünkel sind die Ratschläge der notwendigen Lebensgefährtin von größtem Einfluß auf unsere kleinen inneren Angelegenheiten, von denen unser Glück vor allem abhängt, weil das Glück in Ermangelung von Leidenschaften in der Vermeidung der kleinen alltäglichen Widerwärtigkeiten beruht. Keineswegs wollen wir der Frau den geringsten Ein-

fluß einräumen, aber sie wiederholt zwanzig Jahre lang die gleichen Dinge, und welcher Mensch hat die Standhaftigkeit eines Römers, einem immer wiederkehrenden geistigen Einfluß sein Leben lang zu widerstehen? Die Welt wimmelt von Ehemännern, die sich leiten lassen, aber aus Charakterschwäche, nicht aus Gefühl für Gerechtigkeit und Gleichheit. Da sie sich unfreiwillig fügen, liegt der Versuch des Mißbrauchs immer nahe, und ein solcher ist zuweilen sogar zur Selbsterhaltung nötig.

Viertens: Schließlich liegt unser Glück in den Jahren der Liebe, unsrer schönsten Lebenszeit, die im Süden oft zehn bis zwölf Jahre währt, ganz und gar in den Händen der Frau, die wir lieben. Warum sollte ein auf den Thron erhobener Sklave nicht versuchen, seine Gewalt zu mißbrauchen? Hier finden wir den Grund des falschen Zartgefühls und des weiblichen Stolzes. Dergleichen Darlegungen sind gänzlich nutzlos; die Männer sind Tyrannen und man weiß, was bei einem Despoten selbst die vernünftigsten Ratschläge ausrichten: der allmächtige Mann liebt nur eine einzige Art von Ratschlägen, nämlich solche, die ihn seine Macht noch vergrößern lehren. Wo werden die armen jungen Mädchen einen Quiroga oder einen Riego finden, der ihren Unterdrückern und Erniedrigern solche heilsame Ratschläge erteilen könnte, die man mit Gunst und Orden belohnt, statt mit dem Galgen von Porlier?

Wenn ein Umschwung auf diesem Gebiete mehrere Jahrhunderte erfordert, so liegt der Grund darin, daß durch einen verhängnisvollen Zufall alle ersten Erfahrungen unbedingt immer mit der Wahrheit in

Widerspruch stehen. Die Gedankenwelt des jungen Mädchens muß erleuchtet, sein Charakter gebildet werden, mit einem Worte: man muß ihm eine gute Erziehung in des Wortes wahrer Bedeutung geben. Aber früher oder später wird es sich seiner Überlegenheit über die anderen Frauen bewußt und dadurch zur Pedantin, das heißt zum unangenehmsten und entartetsten Wesen auf Erden. Jeder von uns Männern will lieber sein Leben mit einer Sklavin, als mit einer solchen gelehrten Frau verbringen.

Wenn man einen jungen Baum mitten in einem dichten Walde pflanzt, wo ihm die Nachbarbäume Licht und Luft rauben, werden seine Blätter verkümmern und er wird lächerlich in die Höhe schießen und eine unnatürliche Gestalt annehmen. Man muß eben einen ganzen Wald gleichzeitig pflanzen. So ist es auch mit den Frauen. Lesen zu können, brüstet sich keine.

Seit zweitausend Jahren wiederholen uns die Pedanten, daß die Frauen geistig lebhafter, die Männer gründlicher sind, daß die Frauen mehr Zartheit in ihren Ideen, die Männer mehr die Kraft der Beobachtung haben. Aber mancher Pariser Bummler, der ehedem durch die Gärten von Versailles schlenderte, mag aus allem, was er da sah, den Schluß gezogen haben, alle Bäume wären von Natur gleichmäßig zugestutzt.

Ich will zugeben, daß die kleinen Mädchen weniger körperliche Kräfte haben, als die Knaben. Wenn man aber daraus auf den Geist schließen wollte, müßten Voltaire und Dalembert, die ersten Köpfe ihres Jahrhunderts, auch berühmte Boxer gewesen sein. Es ist vielmehr eine allbekannte Sache, daß ein zehnjähriges

Mädchen zwanzigmal verſchmitzter iſt, als ein gleichaltriger Junge. Warum iſt aber eine Zwanzigjährige dumm, linkiſch, ſchüchtern und fürchtet ſich vor einer Spinne, während der Knabe dann ein gebildeter Menſch geworden iſt?

Die Frauen wiſſen nur das, was ſie nicht wiſſen ſollen, und was ſie durch ihre eigene Lebenserfahrung lernen. Deshalb ſind die Frauen im Nachteile, die aus einer reichen Familie ſtammen; anſtatt mit Menſchen in Berührung zu kommen, die mit ihnen natürlich umgehen, ſind ſie von Kammerzofen und Geſellſchafterinnen umgeben, die das Geld verdorben und unnatürlich gemacht hat. Am unglücklichſten iſt eine Prinzeſſin daran.

Die jungen Mädchen haben in Erkenntnis ihrer Sklaverei die Augen beizeiten offen, ſie ſehen alles, wenn ſie auch zu unwiſſend ſind, um richtig zu ſehen. Eine Franzöſin hat mit dreißig Jahren nicht die Kenntniſſe, die ein Knabe mit fünfzehn Jahren hat, und mit fünfzig Jahren nicht den Verſtand eines halb ſo alten Mannes. Frau von Sévigné hat bekanntlich an Ludwig dem Fünfzehnten die ſinnloſeſten Handlungen bewundert und Frau von Epinay iſt in ihrem Urteile durchaus unreif.[43]

58. Einwände gegen die Erziehung der Frauen

„Die Frauen ſollen ihre Kinder ernähren und pflegen.“

Den erſten Teil dieſes Einwandes beſtreite ich, dem zweiten ſtimme ich zu.

„Sie ſollen ſich fernerhin um Küche und Haushalt kümmern. Darum haben ſie keine Zeit, einem Manne an Kenntniſſen gleichzukommen.“

Die Männer ſind Richter, Bankiers, Rechtsanwälte, Kaufleute, Ärzte, Geiſtliche oder ſonſtwas, und doch finden ſie Zeit, die Reden von Fox und die „Luſiaden“ von Camoëns zu leſen.

Bei den heutigen Zuſtänden iſt die Muße, die für den Mann die Quelle allen Glückes und wirklichen Reichtums iſt, für die Frau nicht nur kein Vorteil, ſondern eine unheilvolle Freiheit.

„Aber den Frauen liegen die kleinſten häuslichen Arbeiten ob.“

Herr S*** hat vier Töchter, die nach den beſten Grundſätzen erzogen worden ſind, das heißt, ſie arbeiten den ganzen Tag. Wenn ich hinkomme, ſingen ſie Arien von Roſſini, die ich ihnen aus Neapel mitgebracht habe; ſonſt leſen ſie bibliſche Geſchichte, lernen aus der Geſchichte das Dümmſte, die Zahlen und Memorierverſe, ſind in der Geographie bewandert und ſticken wundervoll, kurz, ich ſchätze, daß jedes von dieſen hübſchen jungen Mädchen ſich mit ſeiner Arbeit täglich acht Sous verdienen könnte. Das macht, auf dreihundert Tage gerechnet, im Jahre vierhundertundachtzig Franken; es iſt weniger, als man einem ihrer Lehrer gibt. Für jährlich vierhundertundachtzig Franken verlieren ſie alſo für immer die Zeit, in der es dem Menſchen vergönnt iſt, ſeinen Ideenkreis zu erweitern.

„Wenn die Frauen die zehn oder zwölf guten Bücher, die jedes Jahr in Europa erſcheinen, mit Genuß zu leſen verſtänden, würden ſie bald die Pflege ihrer Kinder vernachläſſigen.“

Das wäre genau so, als wenn wir den Meeresstrand mit Bäumen bepflanzen und damit befürchten wollten, die Bewegung der Wogen aufzuhalten. In diesem Sinne ist die Erziehung nicht allmächtig. Übrigens macht man seit vierhundert Jahren die gleichen Einwände gegen jede Art von geistiger Bildung. Eine Pariserin von 1820 hat nicht nur mehr Tugenden, als eine von 1720, sondern die Tochter des reichsten Generalpächters von damals genoß eine weniger gute Erziehung, als die Tochter eines Winkeladvokaten von heute. Werden deshalb die häuslichen Pflichten weniger gut erfüllt? Gewiß nicht. Weshalb auch? Elend, Krankheit, Schande und Instinkt zwingen stets zu ihrer Erfüllung. Genau so könnte man von einem Offizier, der zu liebenswürdig wird, sagen, er verlerne das Reiten.

Die Erweiterung des Ideenkreises hat bei beiden Geschlechtern die gleichen guten und schlechten Folgen. Von Eitelkeit werden wir nie frei, auch wenn sie nicht im geringsten begründet ist. Man sehe sich die Bürger einer Kleinstadt an; zwingen wir sie wenigstens, nur auf ein wirkliches Verdienst eitel zu sein, das der Gesellschaft nützlich oder angenehm ist.

Die Halbgebildeten fingen unter den Nachwirkungen der Revolution, die in Frankreich alles verändert hat, vor zwanzig Jahren an, einzugestehen, daß die Frauen eine Beschäftigung haben könnten; sie sollen sich einer ihrem Geschlecht angemessenen Arbeit widmen, Blumen züchten, Herbarien anlegen, Singvögel aufziehen. Das nennt man unschuldige Vergnügungen.

Solche unschuldigen Vergnügungen sind besser als Garnichtstun. Überlasse man letzteres den dummen

Frauen, wie man den dummen Männern den Ruhm läßt, zum Geburtstagsfeſt des Hausherrn ein Tafellied zu verbrechen. Kann man aber geiſtig regen Frauen, wie Madame Roland oder Mrs. Hutchinſon im Ernſte zumuten, einen bengaliſchen Roſenſtock aufzuziehen?

Dieſer ganze Gedankengang gipfelt ſchließlich darin, daß man von einem Sklaven ſagen möchte: „Er iſt zu dumm, um gefährlich zu ſein.“

Aber vermöge eines gewiſſen Geſetzes, das Sympathie heißt, eines Naturgeſetzes, das gewöhnlichen Augen verborgen bleibt, ſchaden die Fehler unſerer Lebensgefährtin unſerem Glücke nicht deshalb, weil ſie uns unmittelbares Unglück bereiten könnten. Mir freilich wäre es lieber, wenn mich meine Frau in einem Wutanfall alle Jahre einmal zu erdolchen verſuchte, als wenn ſie mich alle Abende mürriſch empfinge.

Schließlich iſt unter Leuten, die zuſammenleben, das Glück anſteckend.

Mag ſich unſere Geliebte den Vormittag, während wir auf dem Exerzierplatze oder im Parlament waren, mit Blumenmalen oder mit dem Leſen eines Shakeſpeareſchen Dramas vertrieben haben: in beiden Fällen waren ihre Vergnügungen unſchuldig; nur wird ſie uns nach unſerer Heimkehr langweilen, wenn ſie uns ihre Gedanken beim Malen ihrer Roſe erzählt, und obendrein wird ſie abends ausgehen wollen, um in der Geſelligkeit etwas lebhaftere Eindrücke zu finden. Wenn ſie dagegen Shakeſpeare mit Verſtand geleſen hat, dann iſt ſie ſo müde, wie wir, und ein einſamer Spaziergang an unſerm Arm im Bois de Vincennes wird ſie glücklicher machen, als der Beſuch der größten

Gesellschaft. Die Freuden der großen Gesellschaft sind glücklichen Frauen nichts.

Nur die Unwissenden feinden die Frauenerziehung instinktiv an. Heute vertändeln sie ihre Zeit mit ihnen, machen ihnen den Hof und werden von ihnen gut behandelt. Aber was würde aus ihnen, wenn die Frauen einmal den Walzer satt bekämen? Wenn wir aus Afrika oder Asien heimkommen, mit verbrannter Gesichtsfarbe und einer Stimme, die noch nach einem halben Jahre etwas grob klingt, was könnten jene auf unsere Erzählungen antworten, wenn sie nicht die Redensart hätten: „Wir, wir haben die Frauen auf unserer Seite. Während Sie in der Ferne waren, hat sich die Farbe der Dogcarts geändert. Jetzt sind schwarze Mode.“ Wir lauschen aufmerksam, denn das zu wissen, ist nützlich. Manche hübsche Frau wird uns keines Blickes würdigen, wenn unser Wagen einen schlechten Geschmack verrät.

Eben diese Tröpfe, die sich als Männer verpflichtet glauben, mehr zu wissen als die Frauen, wären gänzlich in den Schatten gestellt, wenn die Frauen etwas lernen wollten. Solch ein Flachkopf von dreißig Jahren sagt sich beim Anblick der kleinen zwölfjährigen Töchter seines Freundes: „Mit einer werde ich in zehn Jahren mein Leben teilen.“ Man stelle sich seine Klagen und seinen Schrecken vor, wenn er sie irgend etwas Nützliches lernen sähe.

Nicht die Gesellschaft und Unterhaltung eines Mann-Weibes, sicherlich aber die einer wohlunterrichteten Frau, falls sie ihren Ideenkreis ohne Verlust der weiblichen Anmut erweitert hat, wird unter den hervorragendsten Männern ihres Jahrhunderts eine Beachtung finden, die an Begeisterung streift.

„Dann werden die Frauen die Rivalinnen, nicht mehr die Genoſſinnen der Männer ſein.“

Ja, wenn die Liebe ſich durch ein Geſetz abſchaffen ließe. Bis dahin wird die Liebe ihren Reiz und ihre Macht verdoppeln. Die Grundlage der Kriſtallbildung wird nur breiter. Der Mann wird alle ſeine Ideen mit der geliebten Frau genießen, die ganze Natur wird beim gemeinſamen Sehen neue Reize gewinnen, und da die Gedanken immer gewiſſe Schattierungen des Charakters widerſpiegeln, werden ſich beide beſſer kennen lernen und weniger Unklugheiten begehen; die Liebe wird weniger blind ſein und nicht mehr ſo viel Unglück anſtiften.

Der Wunſch zu gefallen ſchützt immer die Schamhaftigkeit, das Zartgefühl und die Anmut des Weibes vor irgendwelchem Einfluſſe der Erziehung. Die Nachtigallen kann man auch nicht lehren, im Frühling nicht zu ſingen.

Die Anmut der Frauen hat mit der Unwiſſenheit keinen Zuſammenhang. Man ſehe die würdigen Gattinnen der kleinſtädtiſchen Bürger oder die Frauen der engliſchen Großkaufleute an. Die Geziertheit iſt eine Pedanterie; denn es iſt eine Pedanterie, wenn man ohne Anlaß von einem Kleide von Leroy oder von einer Romanze von Romagneſi ſpricht; ebenſo iſt es Pedanterie, wenn man gelegentlich eines Geſpräches über unſere ſanften Miſſionare den Fra Paolo und das Tridentiner Konzil anbringt. Die Pedanterie der Kleidung und des guten Tones, das Bedürfnis, über Roſſini gerade die paſſende Redensart zu ſagen, ertöten die Anmut der Pariſerin. Aber ſind nicht trotz der ſchrecklichen Folgen dieſer anſteckenden Krankheit

gerade die Pariſerinnen die liebenswürdigſten Frauen Frankreichs? Sind es nicht gerade die, in deren Köpfe der Zufall die richtigſten und anmutigſten Gedanken gelegt hat? Gerade das ſind Ideen, wie ich ſie von Büchern verlange. Ich mute gewiß keiner Frau zu, Grotius oder Pufendorf zu leſen, ſeit wir das Buch von Tracy über Montesquieu haben.

Es gibt in Frankreich ungefähr fünfzigtauſend Frauen, die durch ihre Vermögensverhältniſſe aller Arbeit überhoben ſind. Aber ohne Arbeit kein Glück. Selbſt die Leidenſchaften zwingen zur Arbeit und zwar zu recht harter Arbeit, die die ganze Tatkraft der Seele beanſprucht.

Eine Frau mit vier Kindern bei zehntauſend Franken Jahreseinkommen arbeitet, wenn ſie Strümpfe ſtrickt oder für ihr Töchterchen ein Kleid näht. Aber unmöglich arbeitet eine Frau, die einen eigenen Wagen hat, wenn ſie eine Stickerei oder etwas Ähnliches anfertigt. Außer einem bißchen Eitelkeit hat ſie kaum irgend ein Intereſſe dabei: alſo arbeitet ſie nicht.

Folglich iſt ihr Glück ſchwer bedroht.

Und was noch mehr ſagen will, das Glück ihres Gebieters; denn eine Frau, deren Herz kein anderes Intereſſe, als das für ihre Stickerei erfüllt, kann leicht auf den übermütigen Gedanken geraten, daß Liebe aus Galanterie oder aus Eitelkeit oder gar aus Sinnlichkeit im Vergleich zu ihrem gegenwärtigen Zuſtand ein ungeheures Glück ſei.

„Eine Frau ſoll vermeiden, daß man von ihr ſpricht.“

Von neuem muß ich darauf entgegnen: Spricht man von einer Frau, weil ſie leſen kann? Und was hindert die Frauen, bis der Umſchwung ihres

Schickſals kommt, das Studium, das ihre gewöhnliche Beſchäftigung bildet und ihr täglich eine anſehnliche Menge von Glück beſchert, zu verbergen? Nebenbei will ich ihnen ein Geheimnis offenbaren. Wenn man ſich ein Ziel geſteckt hat, zum Beiſpiel wenn man ſich ein klares Bild der Verſchwörung des Fiesco in Genua im Jahre 1547 ſchaffen will, ſo wird auch das langweiligſte Buch intereſſant. Ebenſo iſt es, wenn wir lieben, mit der Begegnung eines gleichgültigen Menſchen, der eben mit der geliebten Perſon geſprochen hat. Und dieſes Intereſſe wächſt mit jedem Tage, bis man die „Verſchwörung des Fiesco“ wieder beiſeite legt.

„Das beſte Feld der Frauentugenden iſt das Krankenzimmer.“

Dann müßte man die göttliche Güte bitten, die Häufigkeit der Krankheiten zu verdoppeln, um unſeren Frauen Beſchäftigung zu geben. Sonſt hieße es auf Ausnahmen rechnen.

Überdies behaupte ich, daß eine Frau täglich ihre drei bis vier Mußeſtunden ausfüllen muß, wie ein verſtändiger Mann ſie ausfüllt.

Eine junge Mutter, deren Sohn die Röteln hat, würde, auch wenn ſie wollte, keinen Genuß am Leſen von Volneys „Reiſe in Syrien“ finden, ebenſowenig wie ihr Gatte, ein reicher Bankier, im Augenblick eines Krachs mit Genuß über Malthus nachdenken kann.

Die geiſtige Überlegenheit iſt der einzige Punkt, in dem ſich reiche Frauen von gewöhnlichen unterſcheiden. Dadurch haben ſie naturgemäß auch verſchiedene Empfindungen.

„Wollen Sie aus der Frau eine Schriftſtellerin machen?“

Nicht weniger, als Sie die Absicht hegen, Ihre Tochter in der Oper auftreten zu lassen, weil Sie ihr einen Gesanglehrer halten. Ich möchte behaupten, daß eine Frau ihre Werke nur nach ihrem Tode veröffentlichen lassen soll, wie Frau von Staal-Launay. Wenn eine Frau unter fünfzig Jahren etwas drucken läßt, so setzt sie damit ihr Glück in der leichtfertigsten Weise aufs Spiel. Hatte sie das Glück, einen Geliebten zu besitzen, so wird sie ihn alsbald verlieren.

Nur eine Ausnahme erkenne ich an, wenn eine Frau zum Besten der Ernährung und Erziehung ihrer Familie schreibt. Dann muß sie sich aber, wenn sie von ihren Arbeiten spricht, mit dem Geldpunkte entschuldigen und zum Beispiel zu einem Rittmeister sagen: „Ihre Stellung bringt Ihnen jährlich viertausend Franken. Ich konnte im letzten Jahre durch meine zwei Übersetzungen aus dem Englischen dreitausendfünfhundert Franken mehr auf die Erziehung meiner beiden Söhne verwenden."

Sonst muß eine Frau ihre Bücher so drucken lassen, wie der Baron Holbach oder Frau von Lafayette, deren beste Freunde nichts davon wußten. Nur für Halbweltschönheiten kann die Veröffentlichung eines Buches ohne Nachteil bleiben. Die Menge, der es freisteht, sie wegen ihres Gewerbes zu verachten, hebt sie wegen ihrer Begabung in den Himmel und läßt sich davon betören.

Von den Männern in Frankreich, die sechstausend Franken Jahreseinkommen haben, finden die meisten in literarischer Hinsicht Befriedigung, ohne daß es ihnen in den Sinn kommt, selbst etwas zu veröffentlichen. Das Lesen eines guten Buches ist ihnen einer der größten

Genüsse. Nach zehn Jahren haben sie ihre Kenntnisse verdoppelt, und niemand wird in Abrede stellen, daß man im allgemeinen mit der geistigen Vervollkommnung immer weniger von solchen Leidenschaften hat, die das Glück anderer beeinträchtigen. Ebenso wird man nicht bestreiten können, daß die Kinder einer Frau, die Gibbon und Schiller liest, geistig besser beanlagt sind, als die einer Frau, die den Rosenkranz abbetet und die Bücher der Frau von Genlis liest.

Ein junger Rechtsanwalt, ein Kaufmann, ein Arzt oder ein Ingenieur kann ohne irgendwelche anfängliche Erfahrung im Leben vorwärtskommen, er findet sie alltäglich in der Ausübung seines Berufes. Aber welche Hilfsquellen bieten sich den Frauen, um wertvolle und notwendige Kenntnisse zu erwerben? In der Einsamkeit ihres Haushaltes bleibt ihnen das große Buch des Lebens und der Notwendigkeit verschlossen. Die drei Goldstücke, die sie alle Montage von ihrem Gatten erhalten, geben sie immer auf die gleiche Weise aus, nachdem sie die Ausgaben der Köchin geprüft haben.

Der unbedeutendste Mann ist mit zwanzig Jahren und in jugendlicher Frische für eine Frau, die von nichts versteht, gefährlich, denn sie folgt nur dem Impuls; in den Augen einer geistvollen Frau wird er nicht mehr Erfolg haben, als ein hübscher Lakai.

Das Lächerliche der heutigen Erziehung liegt darin, daß man den jungen Mädchen nur Dinge lehrt, die sie schnell wieder vergessen müssen, sobald sie verheiratet sind. Sechs Jahre lang sollen sie täglich Musik treiben und zwei Stunden Pastell oder Aquarell malen. Die meisten jungen Mädchen bringen es dabei nicht einmal

zu einer leidlichen Mittelmäßigkeit. Daher das so wahre Sprichwort: Dilettanten sind Ignoranten.

Selbst wenn ein junges Mädchen etwas Begabung gehabt hat, nimmt es nach dreijähriger Ehe höchstens einmal im Monat die Noten oder den Pinsel zur Hand; diese Beschäftigung ist ihm langweilig geworden, außer wenn ihm der Zufall eine Künstlerseele verliehen hat. Aber das kommt selten vor und vereinbart sich auch kaum mit den Haushaltssorgen.

So läßt man die jungen Mädchen unter dem hinfälligen Vorwande der Schicklichkeit in Unkenntnis der Dinge, die sie durch die künftigen Wechselfälle des Lebens leiten könnten; man verbirgt ihnen sogar deren Vorhandensein, leugnet die Wirrsale des Lebens ab und vermehrt sie somit noch durch die Wirkung der Verwunderung und des Mißtrauens, das einst die ganze Erziehung im Lichte der Lüge erscheinen lassen muß. Ich behaupte trotz allem, daß es zu der guten Erziehung eines jungen Mädchens gehört, es auch über die Liebe zu belehren. Wer möchte im Ernst behaupten, daß ein junges Mädchen mit sechzehn Jahren bei unseren heutigen Sitten nichts vom Dasein der Liebe wüßte? Woher stammt aber diese wichtige und heikle Kenntnis? Julie von Etanges gesteht klagend, daß ihr Wissen von einer Kammerzofe herrühre. Man muß Rousseau dankbar sein, daß er in einem Jahrhundert der falschen Scham so wahre Sittenbilder zu malen gewagt hat.

Da die heutige Erziehung der Frauen vielleicht die lächerlichste Geschmacklosigkeit des modernen Europas ist, so sind die Frauen um so mehr wert, je weniger

ſie eine ſogenannte Erziehung gehabt haben. Deshalb ſind die Frauen Italiens und Spaniens den Männern ſo überlegen, und ich glaube, auch den Frauen der anderen Länder.

59. Weitere Einwände

Die ganze Kenntnis des Frauenherzens ſtammt in Frankreich aus dem Katechismus. Das Lächerlichſte dabei iſt, daß viele Leute dieſem Buche keinen entſcheidenden Wert beilegen, ſobald es ſich um fünfzig Franken handelt; aber ſie hängen am Buchſtaben und ſind ſtumpfſinnig in Dingen, die bei der Eitelkeit unſerer zeitgenöſſiſchen Sitten vielleicht von der größten Bedeutung für ihr Glück ſind.

„Man braucht keine Eheſcheidung, denn die Ehe iſt ein Myſterium" — und was für eins? „Ein Sinnbild der Vereinigung Chriſti mit ſeiner Kirche." Wie ſtände es aber um jenes Myſterium, wenn das Wort „Kirche" zufällig männlichen Geſchlechts wäre?

Wir wollen nicht weiter auf haltloſe Vorurteile eingehen und nur auf eine merkwürdige Erſcheinung hinweiſen: die Wurzel des Baumes iſt mit der Axt der Lächerlichkeit abgeſchlagen worden, aber die Zweige grünen weiter.

Kehren wir zur Beobachtung der Tatſachen und ihrer Folgen zurück. Bei beiden Geſchlechtern hängt das Schickſal des Alters davon ab, wie man ſeine Jugend verbracht hat. Bei den Frauen trifft das am richtigſten zu. Wie wird eine Frau von fünfundvierzig Jahren in der Geſellſchaft behandelt? Auf harte und

ihrem Verdienſt nicht entſprechende Art und Weiſe. Mit zwanzig Jahren umſchmeichelt, wird ſie mit vierzig Jahren verlaſſen. Eine fünfundvierzigjährige Frau hat nur mittelbaren Einfluß durch ihre Kinder oder durch ihren Geliebten.

Eine Mutter, die eine bedeutende Künſtlerin iſt, kann ihren Sohn durch ihre Begabung nur in den ſeltenſten Fällen fördern, wenn er ſelbſt von der Natur eine Künſtlerſeele empfangen hat. Eine Mutter aber, die geiſtig gebildet iſt, wird nicht nur die ſchöngeiſtigen Talente ihres Sohnes ausbilden, ſondern auch die Anlagen, die der menſchlichen Geſellſchaft nützlich ſind, und ihm dann die Wahl laſſen.

Die Barbarei der Türken hängt größtenteils mit dem Zuſtande der geiſtigen Verwilderung der ſchönen Georgierinnen zuſammen. Die jungen, in Paris geborenen Leute verdanken ihren Müttern die unbeſtrittene geiſtige Überlegenheit, die ſie mit ſechzehn Jahren über ihre Altersgenoſſen in der Provinz haben. Zwiſchen dem ſechzehnten und einundzwanzigſten Jahre wird es gerade umgekehrt.

Die Männer, welche die Buchdruckerei, die Webkunſt und anderes erfunden haben, tragen täglich zu unſerem Glücke bei, ebenſo Montesquieu, Racine, Lafontaine. Nun aber ſteht die Anzahl der Genies, die ein Volk hervorbringt, in einem gewiſſen Verhältnis zur Geſamtzahl ſeiner Männer mit leidlicher Bildung. Wer weiß, ob mein Schuhmacher nicht ſo viel Seele hat, um wie Corneille zu ſchreiben; es fehlt ihm aber gewiß die nötige Bildung, um ſeine Gefühle auszugeſtalten und mitteilbar zu machen.

Nach der heutigen Erziehungsweise der weiblichen Jugend sind alle als Frauen geborenen Genies für das allgemeine Glück verloren. Nur wenn ihnen der Zufall Mittel, sich zu äußern, in die Hand gibt, entwickeln sie die höchsten Fähigkeiten. Ich erinnere in unseren Tagen an Katharina die Zweite, die ihre einzige Erziehung in der Gefahr gehabt hat, an Madame Roland, an Alessandra Mari, die in Arezzo ein Regiment aushob und gegen die Franzosen führte, an die Königin Karoline von Neapel, die besser als Castlereagh den Einfluß des Liberalismus einzuschränken verstand. Das, was der Überlegenheit der Frauen in geistiger Arbeit Einhalt gebietet, habe ich im Kapitel über das weibliche Schamgefühl, Punkt 9, erwähnt.

Welcher Mann hat — in der Liebe oder in der Ehe — das Glück, seiner Lebensgefährtin alle seine Gedanken unverändert mitteilen zu können? Er findet wohl ein gutes Herz, das an seinen Sorgen Anteil nimmt, aber er muß seine Gedanken stets in kleine Münze wechseln, wenn er verstanden sein will. Es wäre auch lächerlich, brauchbare Ratschläge von einem Geist zu erwarten, der zum Verständnis der Dinge der angedeuteten Maßregel bedarf. Die nach heutigen Erziehungsbegriffen vollendetste Frau läßt ihren Gefährten im Drange des Lebens einsam und bald gelangweilt dastehen.

Welchen herrlichen Berater aber könnte der Mann in seiner Frau finden, wenn sie zu denken verstünde, einen Berater, dessen Interessen nicht nur den Lenz des Lebens hindurch in einem einzigen Punkt, sondern in allen Dingen des ganzen gemeinsamen Lebens genau die seinigen wären?

Es ist eins der schönsten Vorrechte des Geistes, im Alter Achtung zu genießen. Die Ankunft Voltaires in Paris ließ selbst die Majestät erbleichen. Die armen Frauen aber haben, wenn der Glanz ihrer Jugend vorüber ist, nur ein einziges, trauriges Glück: sich Selbsttäuschungen über ihre Rolle in der Welt hinzugeben. Die Trümmer ihrer Jugendmacht sind nur lächerlich, und für unsere heutigen Frauen wäre es ein Glück, wenn sie mit fünfzig Jahren stürben.

Bei richtiger Lebensanschauung erkennt man um so klarer, je mehr Geist man hat, daß die Gerechtigkeit der einzige Weg zum Glück ist. Genie ist eine Macht, aber noch mehr eine Leuchte, um die große Kunst des Glücklichseins zu finden.

Die meisten Menschen haben in ihrem Leben einen Augenblick, wo sie Großes leisten könnten und wo ihnen nichts unmöglich erscheint. Durch die Unwissenheit der Frauen geht dieser glänzende Augenblick dem Männergeschlecht unausgenutzt verloren. Allenfalls bewirkt es die Liebe, daß wir anständig zu Pferd sitzen oder in der Wahl unseres Schneiders geschickt sind.

Ich habe nicht die Zeit, meinen Standpunkt der Kritik gegenüber zu verteidigen. Wenn ich die Macht hätte, Vorschriften zu erteilen, so würde ich den jungen Mädchen möglichst genau dieselbe Erziehung angedeihen lassen, wie den Knaben. Wenn auch die heutige Erziehung der Knaben nicht ganz richtig ist, — man unterrichtet sie nicht in den wichtigsten Wissenschaften, in der Logik und Ethik, — so ist es doch immer noch besser, die jungen Mädchen ebenso zu erziehen, als sie nur Musik, Malen und Sticken zu lehren.

Ein großer Vorteil der Schule (im Gegenſatz zum Unterricht zu Hauſe) iſt der, daß die Kinder von ihren Schulgefährten unwillkürlich die Kunſt lernen, wie man in der Welt lebt und für ſeinen Vorteil ſorgt. Ein kluger Lehrer ſollte den Kindern ihre kleinen Streitereien und Freundſchaften vor Augen führen und damit den Unterricht über die Moral beginnen, ſtatt mit der Geſchichte vom goldenen Kalbe. Ich möchte, daß die jungen Mädchen wie die Knaben das Lateiniſche erlernten. Das Lateiniſche iſt vortrefflich, weil es lehrt, was Langeweile iſt. Daneben Geſchichte, Mathematik, Pflanzenkunde, die ſich namentlich auf die Nähr- und Arzneipflanzen zu erſtrecken hätte, Logik und Ethik. Der Unterricht im Tanzen, in der Muſik und im Zeichnen müßte mit fünf Jahren beginnen.

Mit ſechzehn Jahren muß ein junges Mädchen daran denken, ſich einen Mann zu ſuchen, und von ſeiner Mutter eine richtige Vorſtellung über die Liebe, die Ehe und die Untreue der Männer erhalten.

60. Von der Ehe

Eheliche Treue ohne Liebe iſt offenbar naturwidrig.

Man hat den Verſuch gemacht, ſie gegen die Natur durch die Furcht vor der Hölle und durch religiöſe Gefühle zu erzwingen. Bis zu welchem Grade das geglückt iſt, zeigt das Beiſpiel Italiens und Spaniens.

In Frankreich hat man es durch die öffentliche Meinung erreichen wollen. Es iſt das zwar der einzige wirkliche widerſtandsfähige Damm, aber man hat ihn ſchlecht gebaut. Es iſt widerſinnig, einem jungen

Mädchen zu ſagen: „Du mußt dem Gatten deiner Wahl treu ſein,“ es dann aber mit einem langweiligen alten Manne zu verheiraten.“

„Aber die jungen Mädchen heiraten doch gern.“

Das kommt davon, weil die jetzige engherzige Erziehungsweiſe ihnen im elterlichen Hauſe eine Sklaverei von unerträglicher Langeweile aufbürdet. Auch fehlt ihnen der klare Blick und ſchließlich verlangt es die Natur. Nur ein Mittel gibt es, um von den Frauen mehr eheliche Treue zu erlangen, das iſt, wenn man den jungen Mädchen Freiheit gewährt und den verheirateten Leuten die Eheſcheidung ermöglicht.

Eine Frau verliert in der Ehe meiſt die ſchönſten Tage ihrer Jugend und fürchtet, durch eine Scheidung Dummköpfen Anlaß zu ſchlechten Redereien zu geben.

Junge Frauen, die viele Anbeter haben, bedürfen der Eheſcheidung nicht. In einem gewiſſen Alter glauben die Frauen, die viele Liebhaber gehabt haben, ihren Ruf wieder herſtellen zu müſſen, und in Frankreich gelingt es ihnen immer, wenn ſie ſich gegen Fehltritte, die ſie ſelbſt hinter ſich haben, nun recht ſtreng gebärden.

Gerade tugendſame, unglückliche und wahrhaft liebende junge Frauen verlangen nach der Eheſcheidung, und doch müſſen ſie ſich von Frauen, die fünfzig Männer gehabt haben, in Acht und Bann tun laſſen.

61. Von der ſogenannten Tugend

Ich für meine Perſon beehre mit dem Namen „Tugend“ die gewohnheitsmäßige Ausübung von beſchwerlichen, anderen nützlichen Handlungen.

Der Heilige Simeon, der zweiundzwanzig Jahre unter Kaſteiungen auf einer Säule zubrachte, iſt in meinen Augen keineswegs tugendhaft. Ebenſowenig iſt es ein Karthäuſer, der nur Fiſchſpeiſen ißt und ſich nur am Donnerstag zu ſprechen erlaubt. Ich geſtehe offen, daß mir der General Carnot viel lieber iſt, der in hohem Alter die harte Verbannung nach einer kleinen Stadt im fremden Norden einer niedrigen Handlung vorzog.

Heute früh (7. Mai 1819) habe ich mir während der Feſtmeſſe in Peſaro, zu der ich zu gehen gezwungen war, ein Meßbuch geben laſſen und folgenden Satz gefunden:

„Johanna, die Tochter Alfons des Fünften, Königs von Portugal, war in ſo hohem Grade von der göttlichen Liebe begeiſtert, daß ſie ſchon von früheſter Kindheit an alle weltlichen Dinge verachtete und nur ſehnſüchtig nach dem himmliſchen Reiche begehrte.“ [45]

Die rührendſte Tugend, wie ſie Chateaubriand im „Génie du Christianisme“ mit ſchönen Redensarten predigt, läuft eigentlich nur darauf hinaus, keine Trüffeln zu eſſen, weil man davon Leibſchmerzen bekommen könnte. Es iſt eine ſehr kluge Berechnung, wenn man an die Hölle glaubt, aber immerhin eine Berechnung des perſönlichen und proſaiſchen Eigennutzes. Im Gegenſatz hierzu legt die philoſophiſche Tugend, die uns die Rückkehr des Regulus nach Karthago erklärt und während der Revolutionszeit zu ähnlichen Zügen begeiſtert hat, ein Zeugnis von Hochherzigkeit ab.

Lediglich um nicht in der jenſeitigen Welt in einem Keſſel mit ſiedendem Öl zu braten, widerſteht in den „Liaisons dangereuses“ Frau von Tourvel dem Val-

mont. Ich verstehe nicht, warum der Gedanke, mit einem Kessel siedenden Öls zu wetteifern, Valmont nicht veranlaßt hat, sich verachtungsvoll von ihr abzuwenden. Viel rührender erscheint mir Rousseaus Julie, die nur an ihr Versprechen und an das Glück Wolmars denkt.

Eine der lächerlichsten Verkehrtheiten auf Erden ist die, daß die Menschen das, was ihnen zu wissen not täte, schon zu wissen meinen. Man höre sie über Politik, diese schwierigste aller Wissenschaften, man höre sie über Ehe und Sittlichkeit sprechen.

62. Die Ehe in Europa

Bis hierher haben wir die Ehefrage nur theoretisch beleuchtet, wenden wir uns nun zu den Tatsachen.

Welches Land der Erde hat die glücklichsten Ehen? Unbestreitbar das protestantische Deutschland.

Es ist wahr, die Männer werden dort nicht betrogen. Aber, großer Gott, was gibt es dort für Frauen! Bildsäulen, keine lebendigen Wesen. Vor der Ehe sind sie angenehm, leicht wie Gazellen, mit lebhaften und zärtlichen Augen, die jede Andeutung von Liebe verstehen. Sie sind eben auf der Jagd nach einem Gatten. Kaum ist er gefunden, so sind sie nichts anderes mehr, als Gebärmaschinen. In einer Familie von vier bis fünf Kindern muß eins immer krank sein, da die Hälfte der Kinder vor dem siebenten Jahre stirbt, und sobald ein Kind krank ist, geht hier zu Lande die Mutter nicht mehr aus. Ich habe beobachtet, daß sie eine unbeschreibliche Freude an den Liebkosungen ihrer Kinder finden. Nach und nach hören sie gänzlich auf

zu denken. Junge Mädchen von ausgelaſſenſter Fröhlichkeit werden nach kaum einem Jahre die langweiligſten Frauen.

Als Schlußwort über die Ehen in Deutſchland füge ich hinzu, daß die Mitgift der Frauen infolge des Erbrechtes gleich Null iſt. Ein Fräulein von D***, deren Vater vierzigtauſend Mark Jahreseinkünfte hat, erhält vielleicht zweitauſend Taler Mitgift.

Die Mitgift wird durch die Eitelkeit auf die Hoffähigkeit erſetzt. Man könnte im Bürgerſtande Partien mit hunderttauſend und hundertfünfzigtauſend Talern finden, aber dann wäre man nicht mehr hoffähig und von allen Geſellſchaften, wo Prinzen oder Prinzeſſinnen erſcheinen, ausgeſchloſſen, und „das iſt entſetzlich“, ſagte mir jemand aus vollſtem Herzen.

Eine deutſche Frau, ſeelenvoll und geiſtreich, mit edlen und feinen Zügen und dem Feuer der Jugend, anſtändig und infolge der hieſigen Sitten auch natürlich und aus dem gleichen Grunde nicht über das nützliche Maß religiös, vermag ohne Zweifel ihren Gatten ſehr glücklich zu machen. Darf man aber hoffen, daß ſie unter all dieſen ſtumpfſinnigen Müttern ſo bleibt?

„Er war doch verheiratet!“ antwortete ſie mir heute Morgen, als ich Lord Oswald, den Geliebten der Corinne, wegen ſeines vierjährigen Schweigens tadelte. Bis drei Uhr früh hatte ſie in „Corinne“ geleſen. Der Roman hatte ſie tief erregt, und doch antwortete ſie mir in rührender Aufrichtigkeit: „Er war doch verheiratet!“

63. In der Schweiz

Ich kenne wenig so glückliche Familien, wie die des Berner Oberlandes, uud doch iſt es öffentlich und allgemein bekannt, daß dort die jungen Mädchen die Nächte vom Sonnabend zum Sonntag zuſammen mit ihrem Geliebten verbringen. Glücklicherweiſe finde ich bei einem ſchweizer Schriftſteller (Weiß)[46] die Beſtätigung deſſen, was ich vier Monate hindurch mit eigenen Augen geſehen habe (1816).

„Ein biederer Bauer beklagte ſich über verſchiedene in ſeinem Weinberge angerichtete Beſchädigungen. Ich fragte ihn, warum er ſich keine Hunde hielte. ‚Meine Töchter würden dann niemals heiraten.‘ — Ich verſtand dieſe Antwort nicht, und nun erzählte er mir, daß er einen ſo bösartigen Hund gehabt habe, daß keiner der jungen Burſchen mehr durch's Fenſter einzuſteigen gewagt habe.

„Ein andrer Bauer, der Schulze ſeines Dorfes, ſagte mir zum Lobe ſeiner Frau, daß kein andres Mädchen in der Mädchenzeit ſo viele junge Männer nachts bei ſich gehabt habe.

„Ein allgemein geachteter Oberſt war einſt bei einem Ritte durch das Gebirge gezwungen, die Nacht am Ende eines ſehr einſamen, maleriſchen Tales zuzubringen. Er nahm bei dem höchſten Beamten des Ortes, einem reichen und wohlangeſehenen Manne, Quartier. Bei ſeiner Ankunft bemerkte der Fremde ein junges Mädchen von ſechzehn Jahren, ein Bild von Anmut, Friſche und Einfachheit: es war die Tochter des Hauſes. An demſelben Abend fand ein Tanzfeſt ſtatt. Der Offizier machte dem jungen Mäd-

chen, das wirklich von auffälliger Schönheit war, den Hof. Schließlich faßte er ſich ein Herz und fragte, ob er nicht nachts zu ihr kommen dürfe. Sie antwortete: „Nein, denn ich ſchlafe mit meiner Kouſine zuſammen, aber ich werde zu Ihnen kommen.“ Man ſtelle ſich die freudige Erregung vor, die dieſe Antwort hervorrief. Man aß zu Abend, dann ſtand der Fremde auf, das Mädchen nahm den Leuchter und folgte ihm in ſein Zimmer. Er glaubte, das Glück in den Armen zu haben. „Nein,“ ſagte ſie treuherzig, „erſt muß ich meine Mutter um Erlaubnis fragen.“ Ein Blitzſchlag würde ihn nicht mehr niedergeſchmettert haben. Sie geht hinaus, er folgt heimlich bis an das Schlafzimmer der braven Leute und hört, wie das junge Mädchen in ſchmeichelndem Tone die Mutter um die erwünſchte Erlaubnis bittet; endlich wird ſie gewährt. „Nicht wahr, Alter,“ ſagt die Mutter zu ihrem Manne, der ſchon im Bette liegt, „du haſt nichts dagegen, daß Trinelli die Nacht mit dem Herrn Oberſten ſchläft?“ — „In Gottes Namen,“ antwortet der Vater, „ich glaube, einem ſolchen Manne könnte ich auch meine Frau anvertrauen.“ — „Alſo ſchön,“ ſagte die Mutter, „aber ſei ein braves Mädchen und behalte deine Röcke an . . .“

„Am andern Morgen ſtand Trinelli jungfräulich wieder auf. Der Fremde hatte ſie geachtet. Sie brachte das Bett in Ordnung, bereitete Kaffee und holte Sahne für ihren Nachtgenoſſen. Nachdem ſie mit ihm auf dem Bette ſitzend gefrühſtückt hatte, ſchnitt ſie ein Stückchen Stoff aus ihrem Bruſtlatze heraus und ſagte: „Hier, behalte das zum Andenken an eine glückliche Nacht, die ich nie vergeſſen werde. Warum

biſt du Oberſt?“ „Nach einem Abſchiedskuſſe enteilte ſie. Der Oberſt ſah ſie niemals wieder.“

Das iſt der völlige Gegenſatz zu unſeren franzöſiſchen Sitten, die mir ſo wenig zuſagen.

64. Werther und Don Juan

Wenn man ſich unter jungen Leuten über einen armen Verliebten tüchtig luſtig gemacht und er das Zimmer verlaſſen hat, ſo gerät die Unterhaltung am Ende gewöhnlich auf die Streitfrage, ob man die Frauen ſo nehmen ſoll, wie Mozarts Don Juan oder wie Goethes Werther.

Der Charakter Don Juans verlangt eine größere Zahl jener in der Welt ſehr nützlichen und geſchätzten Tugenden, Unerſchrockenheit, Findigkeit, Lebhaftigkeit, Kaltblütigkeit und Unterhaltungsgabe. Die Don Juans haben manche öde Stunde, und es ſteht ihnen ein recht trübſeliges Alter bevor. Allerdings werden ſie ſelten alt.

Die Verliebten ſpielen im Salon eine traurige Rolle, denn man hat Frauen gegenüber nur dann Geſchick und Kraft, wenn man an ihren Beſitz nicht mehr Intereſſe knüpft, als an eine Partie Billard. Da Verliebte der Geſellſchaft ihr großes Intereſſe verraten, ſetzen ſie ſich, ſo geiſtvoll ſie auch ſein mögen, dem Geſpött aus. Aber ſtatt ſich darüber zu ärgern, wenn ſie morgens aufwachen, denken ſie an die Geliebte und bauen ſich Luftſchlöſſer, in denen das Glück wohnt.

Die Liebe in Werthers Art offenbart der Seele alle Künſte, alle zarten und romantiſchen Eindrücke, die

Schönheit des Mondſcheins, des Waldes, der Malerei, mit einem Worte, die Empfindung und den Genuß des Schönen in jeder Geſtalt, und ſei es unter einem groben Wollkleide. Dieſe Liebe findet das Glück auch ohne Reichtum. Sie feit die Seelen gegen Blaſiertheit und macht die Menſchen aus übergroßer Empfindlichkeit toll wie Rouſſeau. Frauen von gewiſſer Seelengröße, die nach der erſten Jugend zwiſchen Liebe und Liebe wohl zu unterſcheiden verſtehen, entgehen meiſtens den Don Juans, für die mehr die Zahl, als die Eigenſchaften der eroberten Herzen Wert hat. Zum Nachteil der Selbſtachtung zarter Seelen iſt den Don Juans die Öffentlichkeit zum Triumph genau ſo nötig, wie das Geheimnis den Werthernaturen. Die meiſten Männer, die ſich berufsmäßig mit den Frauen beſchäftigen, ſind im Reichtum geboren, alſo infolge ihrer Erziehung und durch das Vorbild der Umgebung ihrer Jugendzeit egoiſtiſch und kalt. Schon Marc Aurel ſagt in ſeinen „Selbſtbetrachtungen“: „Im allgemeinen ſind die Patrizier weiter als andere Menſchen davon entfernt, etwas zu lieben.“

Die echten Don Juans ſehen ſchließlich in den Frauen ihre Feinde und finden an deren vielfältigem Unglück Genuß.

Im Gegenſatz hierzu hat mir der liebenswürdige Fürſt Pignatelli in München (1820) die wahre Art gezeigt, wie man in der Wolluſt ſelbſt ohne Liebe aus Leidenſchaft glücklich ſein kann. Er geſtand mir eines Abends: „Wenn ich vor einer Frau ganz betroffen daſtehe und nicht weiß, was ich ihr ſagen ſoll, ſo erkenne ich daran, daß ſie mir gefällt.“ Keineswegs errötete er in ſeiner augenblicklichen Verwirrung oder

ſuchte ſich aus Eitelkeit dafür zu rächen; im Gegenteil, er freute ſich köſtlich darüber wie über eine Quelle des Glücks. Bei dieſem liebenswürdigen jungen Manne war die Liebe aus Galanterie völlig von der nagenden Eitelkeit frei, ſie war eine ſchwächere, aber reine und unvermiſchte Abart der wahren Liebe, und er achtete alle Frauen als entzückende Weſen, gegen die wir allzu ungerecht ſind.

Da man ſich ſein Temperament, das heißt ſeine Seele, nicht willkürlich wählen kann, ſo muß man die einem zugeteilte Rolle ſpielen. Rouſſeau und der Herzog von Richelieu hätten ſich bei allen ihren geiſtigen Fähigkeiten noch ſo anſtrengen können, ſie hätten doch niemals ihr Verhältnis zu den Frauen zu ändern vermocht. Ich glaube gern, daß Richelieu niemals ſolche Augenblicke erlebt hat, wie Rouſſeau im Park des Schloſſes Chevrette bei Frau von Houdetot, oder in Venedig, als er der Muſik der Scuole lauſchte, oder in Turin zu Füßen der Frau Bazile. Dafür brauchte er auch nie über die Lächerlichkeit zu erröten, die Rouſſeau bei Frau von Larnage auf ſich lud und deren Reue ihn bis zum Ende ſeines Lebens quälte.

Die Rolle Werthers iſt ſanfter und läßt keinen Augenblick des Daſeins unausgefüllt; aber man muß zugeben, die eines Don Juans iſt glänzender. Wenn Werther in der Mitte ſeines Lebens den Geſchmack ändern wollte, ſo würde er bei ſeiner Einſamkeit und Zurückgezogenheit und mit ſeinen träumeriſchen Gewohnheiten im Theater der großen Geſellſchaft auf dem letzten Platze ſitzen. Don Juan hingegen genießt einen vorzüglichen Ruf unter den Männern und kann

vielleicht ſogar einer zarten Frau gefallen, wenn er ihr ſein lockeres Leben aufrichtig zum Opfer bringt.

Aus allen dieſen angeführten Gründen halten ſich beide Arten die Wagſchale. Ich ſelbſt möchte Werther für glücklicher halten, weil er nicht wie Don Juan die Liebe zu einer gewöhnlichen Sache macht. Anſtatt wie Werther die Wirklichkeit nach ſeinen Wünſchen zu idealiſieren, hat Don Juan ehrgeizige Wünſche, die ſich in der kalten Wirklichkeit nur unvollkommen erfüllen. Anſtatt ſich in den zauberiſchen Träumen der Kriſtallbildung zu verlieren, denkt er wie ein General an den Erfolg ſeiner Manöver und tötet kurz geſagt die Liebe. Er genießt ſie alſo keineswegs voller, als Werther, wie die große Menge vermutet.

Das eben Geſagte halte ich für einwandlos. Es gibt noch einen andren Grund dafür, wenigſtens in meinen Augen, der aber dank der Bosheit der Vorſehung von den Männern verzeihlicherweiſe nicht anerkannt wird; es iſt der, daß mir die Gewohnheit, gerecht zu ſein, von Zufällen abgeſehen, der ſicherſte Weg zur Erreichung des Glückes zu ſein ſcheint, und die Werthers ſind keine Verbrecher.

Um im Verbrechen glücklich zu ſein, darf man kein Gewiſſen haben. Ich weiß nicht, ob es ſolche Weſen gibt, ich bin keinem begegnet und ich möchte ſogar wetten, daß das Abenteuer mit Frau Michelin dem Herzog von Richelieu ſchlafloſe Nächte bereitet hat. Man müßte, was unmöglich iſt, gar kein Mitgefühl haben und fähig ſein, das ganze Menſchengeſchlecht in den Tod zu ſchicken.

Wer die Liebe nur aus Romanen kennt, wird einen natürlichen Widerwillen empfinden, wenn er dieſe

Sätze zu Gunsten der Tugend in der Liebe liest. Denn nach den Gesetzen des Romanes ist die Schilderung der tugendhaften Liebe durchaus langweilig und gleichgiltig. Von weitem gesehen, scheint das Gefühl der Tugend das der Liebe zu neutralisieren und der Ausdruck „tugendhafte" Liebe erscheint gleichwertig mit „schwacher" Liebe. Aber doch ist das lediglich eine Unvollkommenheit in der Kunst der Schilderung, die nichts mit der Leidenschaft, wie sie in der Natur vorkommt, gemein hat.

Ich bitte um die Erlaubnis, hier das Porträt meines vertrautesten Freundes einfügen zu dürfen.

Don Juan leugnet alle Pflichten ab, die ihn mit der Menschheit verknüpfen. Auf dem großen Marktplatz des Lebens ist er ein unredlicher Käufer, der immer kauft und nie bezahlt. Der Gedanke der Gleichheit verursacht ihm Unbehagen, wie Wasser dem Wasserscheuen; deshalb verträgt sich auch Geburtsstolz mit dem Charakter eines Don Juans. Mit dem Begriffe der Gleichheit verschwindet auch der der Gerechtigkeit, oder vielmehr, wenn ein Don Juan aus berühmtem Geschlecht stammt, so sind ihm solche gewöhnlichen Ideen niemals nahegetreten, und ich bin überzeugt, daß ein Mann, der einen historischen Namen trägt, viel eher als jeder andere geneigt ist, eine Stadt in Flammen aufgehen zu lassen, nur um sich ein Ei zu kochen. Man muß das entschuldigen, er ist dermaßen von der Liebe zu sich selbst eingenommen, daß er schließlich jede Vorstellung von dem Übel, das er anrichtet, verliert und in der ganzen Welt nur sich allein noch als den Genießenden oder Leidenden sieht. Im Feuer der Jugend, wenn alle Leidenschaften das Leben nur im eigenen Herzschlag fühlen lassen und

das Mißtrauen gegen andere noch fremd iſt, beglückwünſcht ſich Don Juan im Überſchwang ſeiner Gefühle und ſeines offenbaren Glücks, daß er nur an ſich ſelbſt denkt, während ſich die anderen Männer für die Pflicht aufopfern. Er glaubt, die große Lebenskunſt gefunden zu haben. Aber mitten in ſeinem Triumph, kaum dreißig Jahre alt, erkennt er mit Erſtaunen, daß das Leben leer iſt, und er empfindet einen wachſenden Ekel gegen das, was ſein Genuß war. Don Juan geſtand mir in Thorn in einem Anfall von Verſtimmung: „Es gibt keine zwanzig verſchiedene Arten von Frauen, und wenn man zwei oder drei von jeder Spielart gehabt hat, ſtellt ſich Überſättigung ein.“ Ich antwortete: „Allein die Phantaſie erhebt uns über dieſe Überſättigung. Jede Frau flößt ein anderes Intereſſe ein und mehr noch, die gleiche Frau kann man auf verſchiedene Weiſe lieben, je nachdem ſie der Zufall uns zwei oder drei Jahre früher oder ſpäter in den Weg führt und je nachdem der Zufall will, daß man ſie liebt. Deine Art, die Frauen zu beſitzen, tötet alle anderen Genüſſe des Lebens, die Art Werthers verhundertfacht ſie.“

Das Drama hat ein trauriges Ende. Wenn Don Juan alt wird, ſieht man, wie er ſich an den Dingen ſeiner eigenen Überſättigung feſthält, nie an ſich ſelbſt. Man ſieht, wie er vom Gifte, das ihn verzehrt, gequält wird, wie er Ablenkung ſucht, wie er alle Augenblicke den Gegenſtand wechſelt. Aber wie glänzend das auch nach außen hin erſcheinen mag, es iſt doch im Grunde nur ein Wechſel des Leidens; er gibt ſich ruhiger oder erregter Langeweile hin, das iſt die einzige Wahl, die ihm bleibt.

Endlich entdeckt er die verhängnisvolle Wahrheit und gesteht sie sich selbst ein. Sein einziger Genuß besteht fortan darin, seine Macht fühlen zu lassen und ungeschminkt Böses um des Bösen willen zu tun. Das ist die letzte Zuflucht aller Unglücklichen; aber kein Dichter hat jemals eine getreue Darstellung davon gewagt; eine wahrheitsvolle Schilderung wäre ein Schreckbild.

Indessen ist zu hoffen, daß ein höherer Mensch diesen verhängnisvollen Weg nicht bis ans Ende verfolgt, denn dem Charakter Don Juans liegt ein gewisser Widerspruch zu Grunde. Ich habe bei ihm viel Geist vorausgesetzt und viel Geist läßt uns den Weg vom Tempel des Ruhmes zur Entdeckung der Tugend finden.

Larochefoucald, der sich wirklich auf Eigenliebe verstand und der im wirklichen Leben nichts weniger als ein einfältiger Literat[47] gewesen ist, sagt in seinen „Maximes“ (267): „Der Genuß der Liebe liegt im Lieben und man ist glücklicher über eine Leidenschaft, die man fühlt, als über eine, die man einflößt.“

Das Glück Don Juans ist nichts als Eitelkeit, die allerdings auf Voraussetzungen beruht, bei denen Geist und Tatkraft eine große Rolle spielen. Aber er muß fühlen, daß der unbedeutendste General, der eine Schlacht gewinnt, oder der kleinste Präfekt, der ein Departement verwaltet, einen reicheren Genuß hat, als er; anderseits steht das Glück des Herzogs von Nemours, als ihm die Prinzessin von Cleve ihre Liebe gesteht, meiner Meinung nach über dem Glücke Bonapartes bei Marengo.

Die Liebe eines Don Juan ist ein ähnliches Gefühl, wie die Vorliebe für die Jagd. Sie ist ein Taten-

drang, den das Neue reizt und der ohne Unterlaß die eigene Fähigkeit argwöhniſch erprobt.

Werthers Liebe gleicht dem Gefühl eines Gymnaſiaſten, der ein Trauerſpiel vollendet hat. Tauſendmal mehr, ſie iſt ein neuer Lebenszweck, der mit allen Dingen in Zuſammenhang ſteht und jedem ein neues Anſehen verleiht. Die Liebe aus Leidenſchaft führt dem Menſchen die geſamte Natur in erhabenen Bildern wie etwas eben Entdecktes vor Augen. Er ſtaunt beim Anblick dieſes ſeltſamen Schauſpiels, das ſich vor ſeiner Seele enthüllt. Alles iſt neu, alles lebt, alles atmet das leidenſchaftlichſte Intereſſe. Ein Liebender ſieht die Frau, die er liebt, in den Berglinien jeder Landſchaft, durch die er kommt, und wenn er hundert Meilen weit reiſen muß, um ſie für einen Augenblick zu ſehen, ſo redet unterwegs jeder Baum und jeder Fels in einer anderen Sprache von ihr und erzählt etwas Neues. Im Gegenſatz zu dieſem Zauber muß Don Juan in den äußeren Dingen, die für ihn nur einen Nützlichkeitswert haben, wenn ſie ihm Intereſſe bereiten ſollen, irgend eine neue Intrigue in ihnen finden.

Die Liebe eines Werther hat eigentümliche Freuden. Nach ein oder zwei Jahren, wenn der Liebende ſozuſagen ein Herz und eine Seele mit der Geliebten iſt, fragt er ſich bei allem, was er tut und erlebt, — wunderlicherweiſe unabhängig vom Liebeserfolg, und ſelbſt wenn er bei der Geliebten in Ungnade iſt: „Was würde ſie ſagen, wenn ſie jetzt bei mir wäre? Was würde ich zu ihr bei dieſem Blick auf Caſa Lecchio ſagen?“ Er plaudert gleichſam mit ihr, er hört ſie im Geiſte antworten, er lacht über ihre Scherze. Hundert Meilen von ihr, unter der Nachwirkung ihres Zornes, befällt

ihn plötzlich der Gedanke: „Sie war heute abend recht luſtig“ .... Er kommt zu ſich. „Ach Gott,“ ſeufzt er, „es gibt im Irrenhauſe Menſchen, die nicht ſo toll ſind, wie ich.“

Die Don Juans werden die Richtigkeit des oben geſchilderten Seelenzuſtandes nur ſchwer zugeben, ſelbſt wenn ſie ihn erkennen und fühlen könnten; er verletzt ihre Eitelkeit zu ſehr. Der Irrtum ihres Lebens beruht in der Zuverſicht, in vierzehn Tagen das erobern zu können, was ein wahrhaft Liebender kaum in ſechs Monaten erreicht. Sie bauen auf Erfahrungen, die ſie auf Koſten jener armen Teufel gemacht haben, die weder Seele genug haben, um zu ſiegen, wenn ſie ihre naiven Regungen einer zartfühlenden Frau offenbaren, noch den Geiſt, den die Rolle des Don Juan erfordert. Sie wollen nicht einſehen, daß das, was ſie erreichen, ſelbſt wenn es die nämliche Frau gewährt, doch nicht dasſelbe iſt.

„Der Kluge iſt auf ſeiner Hut,
Denn viel zu Viele ſind bereit,
Zu ſchwören einen falſchen Eid.
Die Frauen laſſen manche Glut,
Die ohne Falſch iſt, unerhört;
Nur der ermißt der Minne Wert,
Der Minne zu genießen weiß.
Und doch iſt ſtets zu hoch ihr Preis.“ [48]

Die Liebe läßt ſich mit einem einſamen, ſteilen und mühevollen Wege vergleichen, der zwar zwiſchen reizenden Büſchen anfängt, ſich aber bald zwiſchen ſchroffen Felſen verliert, deren Anblick für gewöhnliche Augen nichts Verlockendes hat. Bald führt er in das Hoch-

gebirge, mitten durch einen düſteren Wald, deſſen rieſenhafte Bäume mit ihren dichten, in den Himmel ragenden Kronen das Tageslicht verſchlingen und eine nicht für die Gefahr geborene Seele mit Grauen erfüllen.

Nach langem Irren durch ein endloſes Labyrinth, deſſen zahlloſe Kreuz- und Querwege die Eigenliebe totmachen, gelangt man plötzlich in eine neue Welt und findet ſich im köſtlichen Tale von Kaſchmir.

Wie können Don Juans, die niemals dieſen Pfad betreten oder ihn höchſtens nur einige Schritte weit gehen, ein Urteil über die Fernſicht haben, die ſich an ſeinem Ende erſchließt?

„Die Unbeſtändigkeit hat ihr Gutes.“

Gut, ihr macht euch über Treue und Gerechtigkeit luſtig. Was ſucht man in der Abwechslung? Offenbar Genuß.

Aber der Genuß, den man bei einer hübſchen Frau findet, die man vierzehn Tage lang begehrt hat und dann drei Monate behält, iſt ein anderer, als wenn man ſich drei Jahre hindurch nach ihr geſehnt hat und ſie zehn Jahre behält.

Wenn ich nicht *immer* ſage, ſo liegt das daran, weil das Alter, wie man ſagt, unſere körperliche Beſchaffenheit ändert und uns für die Liebe unfähig macht. Ich für meinen Teil glaube das nicht. Iſt unſre Geliebte unſre vertrauteſte Freundin geworden, ſo gewährt ſie uns einen neuen Genuß, die Freuden des Alters. Sie iſt eine Blume, die im Lenz in der Zeit der Blüte eine Roſe war, und ſich im Herbſt, wenn die Roſen nicht mehr blühen, in eine köſtliche Frucht verwandelt.

Eine Geliebte, die man drei Jahre lang begehrt hat, ist wirklich eine Geliebte in der ganzen Macht dieses Wortes. Nur mit Zittern naht man ihr, und den Don Juans sei ins Ohr gesagt: „Wer zittert, langweilt sich nicht.“ Die Freuden der Liebe stehen immer in einem gewissen Verhältnis zur Furcht.

Das Unglück der Unbeständigkeit ist die Langeweile, das Unglück der Liebe aus Leidenschaft die Verzweiflung und der Tod. Die Verzweiflung aus Liebe kennt man; man redet viel von ihr. Niemand aber achtet auf die blasierten Wüstlinge, die vor Langeweile umkommen und von denen es in Paris wimmelt.

„Die Liebe drückt mehr Menschen die Pistole in die Hand, als die Langeweile.“ — Das will ich glauben. Die Langeweile raubt einem alles, selbst den Mut zum Selbstmord.

Es gibt Charaktere, die nur in der Abwechslung das Glück finden. Aber ein Mensch, der den Champagner himmelhoch über den Bordeaux stellt, gesteht eigentlich nur mit mehr oder weniger Beredsamkeit: „Ich liebe den Sekt mehr.“

Beide Weine haben ihre Liebhaber und beide Parteien haben recht, wenn sie sich selbst nur gut kennen und wenn sie nach dem Glücke trachten, das ihren Organen und Gewohnheiten am besten entspricht. Den Anhängern der Abwechslung schadet es aber auf jeden Fall, wenn die Schar der Dummen aus Mangel an Mut auf ihre Seite tritt.

Schließlich hat jeder Mensch, wenn er sich nur die Mühe gibt, sich selbst zu erforschen, sein Schönheitsideal, und mir kommt es immer lächerlich vor, seinen Nächsten bekehren zu wollen.

65. Vom Fiasko

(Aus dem Nachlaſſe hinzugefügt)

„Ich bin noch im Zweifel darüber," ſagt Montaigne, „ob jene lächerlichen Unglücksfälle in der Liebe, deren die Welt ſo voll iſt, daß von nichts anderem geſprochen wird, nicht von Angſt und Schwäche herrühren, denn ich weiß aus Erfahrung, daß einer, für den ich einſtehen kann wie für mich ſelbſt, den nicht der geringſte Verdacht von Schwäche trifft, und der auch nicht der Verzauberung zugänglich iſt, von einem Freunde einſt die Geſchichte einer ſolchen außergewöhnlichen Ohnmacht erfuhr, die gerade im allerungeeignetſten Augenblick eintrat; und als er ſelbſt in eine ähnliche Lage kam, da ward ſeine Phantaſie durch jene Erzählung, die ihm auf der Stelle einfiel, derart beeinflußt, daß es ihm genau ſo erging. Seitdem verfiel er öfter in jene Schwäche, da ihn die Erinnerung an ſein Unglück verzehrte und völlig beherrſchte. Er fand gegen dieſen Einfluß ein Heilmittel in einem anderen Einfluß. Er geſtand ſich nämlich ſelbſt ſeine Niederlage ein und hielt ſie ſich vor Augen, nahm dieſes Übel als etwas Erwartetes und milderte dadurch die Aufregung ſeines Gemütes, ſo daß jener Zwang nachließ und fortan minder auf ihm laſtete . . .

„Wer das einmal kann, der wird ſeiner nicht wieder unfähig, außer durch richtige Schwäche. Jenes Unglück iſt nur dann zu befürchten, wenn unſre Seele über alle Maßen geſpannt iſt von Verlangen und Ehrerbietung. Die Seele des Angreifers, die durch allerlei Aufregungen verwirrt iſt, verliert leicht ihre Kraft . . ."

Wenn wir die Eitelkeit außer dem Spiele lassen, so ist der erste Sieg keinem Manne wahrhaft angenehm, außer:

1. wenn er gar keine Zeit gehabt hat, die betreffende Frau zu begehren und sich mit ihr in seiner Einbildung zu beschäftigen, das heißt, außer wenn er sie im ersten Augenblick des Begehrens sofort besitzt. Das ist der Fall des höchsten Sinnengenusses, denn die Seele ist noch völlig in jenem Zustande, wo sie ungeachtet der Hindernisse nur die Schönheiten sieht.

2. Oder, wenn es sich lediglich um ein weibliches Wesen ohne alle Nebenumstände und Folgen handelt, zum Beispiel um eine hübsche Kammerzofe oder eine von denen, die man nur begehrt, wenn man sie gerade vor Augen hat. Sowie ein Körnchen innerer Leidenschaft hinzutritt, ist auch ein Körnchen, eine Möglichkeit des Fiaskos dabei.

3. Oder, wenn der Liebhaber seine Geliebte auf eine so unerwartete Weise erobert, daß er nicht die geringste Zeit zum Nachdenken findet.

4. Oder in einer von Seiten der Frau hingebungsvollen und übertriebenen Liebe, die von ihrem Geliebten nicht in gleichem Maße geteilt wird.

Zur Erkenntnis dessen, daß der erste Sieg sehr oft eine peinliche Anstrengung ist, muß man zwischen dem Vergnügen am Abenteuer und dem Glücke des darauffolgenden Augenblicks unterscheiden. Man ist zufrieden:

1. daß man endlich in der so sehr herbeigesehnten Lage, im Besitze eines vollkommenen Glückes für die Zukunft ist, daß man über die Zeiten jener grausamen Härte, die einen an der Gegenliebe zweifeln ließ, hinaus ist;

2. daß man ſeine Sache gut gemacht hat und einer Gefahr entronnen iſt. Dieſer Umſtand iſt daran ſchuld, daß die Freude in der Liebe aus Leidenſchaft nicht ungetrübt iſt; man weiß nicht, was man tut, und man iſt der Geliebten ſicher. In der Liebe aus Galanterie jedoch, in der man nie den Kopf verliert, iſt jener Augenblick wie die Heimkehr von einer Reiſe; man betrachtet ſich prüfend, und wenn die Liebe viel Eitelkeit an ſich hat, will man dieſe Prüfung verbergen.

3. Das gemeine Element der Seele genießt die ſiegreiche Errungenſchaft. Vorausgeſetzt, daß man Leidenſchaft für eine Frau empfindet und daß unſre Phantaſie nicht matt iſt, ſo wird man, wenn die Geliebte die Ungeſchicklichkeit begeht, uns eines Abends zärtlich und heimlich zuzuflüſtern: „Komm morgen Mittag, wir werden allein ſein," in nervöſer Unruhe die ganze Nacht nicht ſchlafen. Wir malen uns tauſend Bilder von dem Glücke aus, das unſerer harrt; der Vormittag iſt eine Qual; endlich ſchlägt die Stunde und jeder Schlag der Uhr ſcheint uns im Herzen wiederzuhallen. Auf dem Wege durch die Stadt haben wir Herzklopfen und kaum die Kraft zu gehen. Auf ihrer Treppe reden wir uns Mut ein — und wir erleben ein Fiasko der Phantaſie.

Ein gewiſſer Rapture, ein Künſtler, doch ein beſchränkter Kopf, überdies ein ſehr nervöſer Menſch, erzählte mir in Meſſina, daß er nicht nur einmal, nein immer beim erſten Male, alſo dauernd, Unglück gehabt habe. Dabei halte ich ihn für einen Mann wie alle anderen, wenigſtens habe ich zwei reizende Maitreſſen von ihm geſehen.

Der Sanguiniker, der echte Franzoſe, der alles von der ſchönen Seite nimmt, wird durch ein Stelldichein für den nächſten Mittag keinesfalls übermäßig in ſeinem Gemüt aufgeregt; vielmehr ſtrahlt ihm alles bis zum Augenblick der Wonne in roſigen Farben. Ohne das Stelldichein würde er ſich wohl gar langweilen.

Man leſe die Analyſe der Liebe bei Helvetius. Ich möchte wetten, er fühlte wirklich ſo, und er ſchreibt im Sinne der meiſten Menſchen. Solche Naturen ſind der Liebe aus Leidenſchaft unfähig, ſie würde nur ihre ſchöne Gemütsruhe ſtören; ich glaube, ſie würden eine tiefe Neigung als ein Unglück auffaſſen, zum mindeſten ihre Zaghaftigkeit als Demütigung empfinden.

Der Sanguiniker kann ſchlimmſtenfalls nur eine Art von geiſtigem Fiasko erleben, wenn er nämlich ein Stelldichein mit einer Meſſalina hat und in ihrem Schlafzimmer daran denkt, vor welcher ſtrengen Richterin er ſich zeigen ſoll.

Der furchtſame Melancholiker kommt zuweilen dem Sanguiniker nahe, nämlich, wie Montaigne ſagt, in ausgelaſſener Sektſtimmung, vorausgeſetzt, daß er ſich nicht mit Abſicht betrinkt. Sein Troſt muß darin beſtehen, daß die von ihm ſo beneideten glänzenden Menſchen, denen er es nie gleichtun kann, niemals ſeine Stimmungen und ſeine himmliſchen Freuden koſten und daß die ſchönen Künſte, die ſich von der Verzagtheit der Liebe nähren, ihnen ewig ein verſchloſſenes Reich bleiben. Der Mann, der ſich wie Duclos nur ein Alltagsglück erſehnt, findet es oft, iſt aber nie unglücklich und ſomit niemals für Kunſt empfänglich.

Dem athletiſchen Temperament begegnet dieſe Art von Unglück nur aus Erſchöpfung oder körperlicher

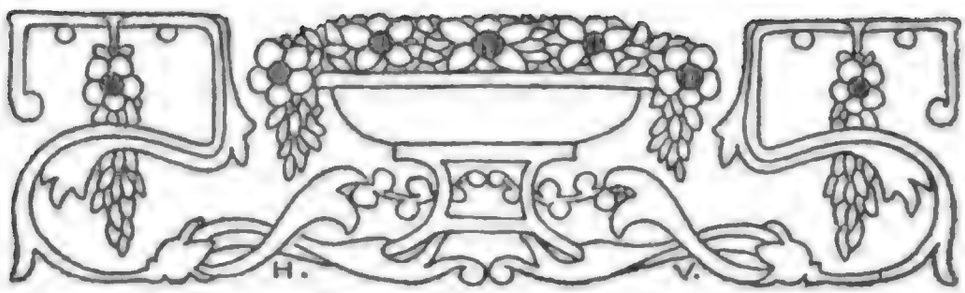
Schwäche, im Gegenſatz zum nervöſen und melancholiſchen Temperament, die dafür geſchaffen zu ſein ſcheinen.

Oft gelingt es den armen Melancholikern, wenn ſie ſich bei einer anderen Frau ermüdet haben, ihre Phantaſie etwas einzudämmen und dann bei der leidenſchaftlich geliebten Frau eine weniger traurige Rolle zu ſpielen.

Was muß man aus alledem ſchließen? Daß eine kluge Frau ſich niemals zum erſten Male auf Verabredung hingeben darf. Dieſes Glück muß ſie unerwartet gewähren.

Drittes Buch

Aphorismen



1.

Unter dieſem Titel, der nicht beſcheiden genug gewählt werden kann, ſind hier in zwangloſer Auswahl Bleiſtiftnotizen geſammelt, die ſich auf den Rückſeiten von drei- bis vierhundert Spielkarten befanden. Oft auch ſetzte ſich das Originalmanuſkript, — um es in Ermangelung einer einfacheren Bezeichnung ſo zu nennen, — aus mit Bleiſtift geſchriebenen Papierzetteln jeder Größe zuſammen, die der Verfaſſer aneinander geklebt hat, um der Mühe des Abſchreibens überhoben zu ſein, zumal ihm nichts von allen dieſen Aphorismen eine Stunde ſpäter der Mühe der Abſchrift wert erſchienen iſt. Er war auch nichts weniger als ein großer Bücherleſer. Abgeſehen von dem, was er auf ſeinen Streifzügen durch die Welt beobachtet hat, ſtützt ſich dieſes Buch auf die Memoiren von fünfzehn bis zwanzig Perſönlichkeiten, aus denen ſeine Beobachtungen und Schlüſſe gezogen ſind und deren Titel für den Fall, daß ſich jemand für dieſen geringfügigen Umſtand intereſſieren ſollte, hier wiedergegeben ſein mögen:

Das Leben des Benvenuto Cellini, Selbſtbiographie,

Die Novellen von Cervantes und Scarron,

Manon Lescaut und Le Doyen de Killerine vom Abbé Prévoſt,

Die lateiniſchen Briefe der Heloiſe an Abälard,

Tom Jones, von Fielding,

Briefe einer portugieſiſchen Nonne,

Zwei oder drei Romane von Auguſt Lafontaine,

Pignotti, Geſchichte Toscanas,

Goethes Werther,

Brantôme,

Die Memoiren von Carlo Gozzi (Venedig, 1760), nur die achtzig Seiten über die Geſchichte ſeiner Liebesabenteuer,

Die Memoiren von Lauzun, Saint-Simon, Epinay, Staal, Marmontel, Bezenval, Roland, Duclos, Horace Walpole, Evelyn, Hutchinſon,

Die Briefe von Fräulein von Lespinaſſe[49].

2.

Ein alter Schiffskapitän, der Onkel des Verfaſſers, dem er das Manuſkript dieſes Buches verehrt hat, findet es überaus lächerlich, mehrere hundert Seiten hindurch einer ſo frivolen Sache wie der Liebe ſoviel Wert beizumeſſen. Und doch iſt dieſe Frivolität die einzige Waffe, mit der man ſtarke Seelen beſiegt.

Was vereitelte 1814 im Park von Fontainebleau die Ermordung Napoleons? Der verächtliche Blick einer hübſchen Frau, die in die Bains-Chinois ging. (Memoiren, Londoner Ausgabe, S. 88.) Wie anders hätte ſich das Geſchick der Welt entſchieden, wenn Napoleon und ſein Sohn 1814 ermordet worden wären.

3.

Wie die engliſche Kultur in der Zeit von 1688 bis 1730 ihren Urſprung hat, ſo wird die Frankreichs in

der Zeit von 1815—1880 entstehen. Nichts wird so schön, gerecht und glücklich sein, wie das geistige Frankreich gegen 1900. Jetzt ist es nichts. Was in der Rue de Belle-Chasse als Schändlichkeit gilt, ist in der Rue du Mont-Blanc eine Heldentat. Mitten aus allen diesen Übertreibungen retten sich die wirklich der Verachtung fähigen Menschen von Straße zu Straße. Wir hatten eine Zuflucht, die Preßfreiheit, die die Tat eines jeden hinterher beurteilte, und wenn eine Tat von der öffentlichen Meinung zufällig gebilligt wurde, blieb es dabei. Man hat uns diese Zuflucht genommen und dadurch die Geburt der wahren Kultur hinausgeschoben.

4.

Ein gewisser Hang zur Streitsucht hat unsre Jugend ergriffen und ihre erotischen Neigungen verdrängt. Mit der Frage, ob Napoleon für Frankreich förderlich gewesen sei, läßt man die Jahre der Liebe dahingehen. Selbst solche, die jung sein wollen, denken nur an ihre Krawatte, ihre Sporen und ihr schneidiges Aussehen, und vergessen über ihrer Selbstgefälligkeit, einem bescheidenen, ungezierten jungen Mädchen, das ihnen begegnet, Beachtung zu schenken.

5.

Die Franzosen haben weder wahren Genuß an der Unterhaltung, noch am Theater. Beides ist ihnen nicht eine Erholung und ein völliges Sichgehenlassen, sondern eine Arbeit.

6.

Jene Illusion, die im Augenblick entsteht und vergeht, sucht die Menge im Theater niemals, sondern die Gelegenheit, dem Nachbar, oder wenn man das

Mißgeſchick hat, keinen Nachbar zu haben, wenigſtens ſich ſelbſt zu beweiſen, daß man ſeinen Laharpe geleſen hat und ein Mann von modernem Geſchmack iſt. So ſucht die Jugend das Vergnügen eines alten Schulmeiſters.

7.

Wenn ich meiner Überzeugung getreu ſagen wollte, die Gutmütigkeit iſt ein Charakterzug des Pariſers, ſo würde ich Gefahr laufen, ihn zu beleidigen.

Er will nicht gut ſein!

8.

Der Pariſer hat die Fähigkeit, ſich mit allem eifrigſt zu beſchäftigen, aber nur drei Tage lang. Napoleons Tod, Berangers Verurteilung — alles erregt erſt die gleiche Senſation, und am vierten Tage gilt es als taktlos, noch einmal davon anzufangen. Muß jede Hauptſtadt ſo ſein, oder liegt das lediglich an der Gutmütigkeit und Leichtlebigkeit der Pariſer?

9.

Will man ſich in Paris wohlfühlen, ſo muß man auf eine Anzahl von Kleinigkeiten achten. Doch läßt ſich etwas Bedeutendes dagegen einwenden: man zählt in Paris viel mehr Frauen, die ſich aus Liebe töten, als in allen Städten Italiens zuſammen. Dieſe Tatſache verwirrt mich. Ich habe im erſten Augenblick keine Erklärung dafür; aber trotzdem bleibe ich bei meiner Anſicht. Vielleicht mag der Tod den Franzoſen unter ſolchen Umſtänden geringfügig erſcheinen: ſo langweilig iſt ihnen die Überkultur geworden; oder wahrſcheinlicher iſt es die überreizte und verletzte Eitelkeit, die ihnen die Piſtole in die Hand drückt.

10.

In Frankreich sind Männer, die ihre Frauen verloren haben, traurig, Witwen aber lustig und glücklich. Das Glück dieses Zustandes ist sprichwörtlich. Also herrscht in der Vereinigung keine Gleichheit.

11.

Die meisten Französinnen lassen einen jungen Mann erst gelten, wenn sie aus ihm einen Geck*en gemacht haben. Erst dann vermag er ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. (Duclos.)

12.

Da Französinnen niemals das Glück der wahren Leidenschaft kennen lernen, stellen sie auch nur geringe Anforderungen an das innere Glück ihres Hauses und an die Alltäglichkeit ihres Lebens.

13.

Die Macht der Frau ist in Frankreich sehr groß, die Macht der Frauen viel zu gering.

14.

Die Französin in der Provinz ist vierzig Jahre hinter der Pariserin zurück. Eine verheiratete Frau sagte mir, daß sie sich nur bestimmte Teile der Memoiren von Lauzun zu lesen gestatte. Ich bin starr über solche Beschränktheit und finde keine Worte dafür. Dieses Buch läßt man wahrlich nicht ungelesen.

Der Mangel an Natürlichkeit ist ein Hauptfehler an den Frauen der Provinz, so beweglich und anmutig sie sonst sind. Die in ihrer Stadt eine Rolle spielen, sind noch schlimmer, als die anderen.

15.

Ein Ding ist in der französischen Kunst völlig unmöglich: die Begeisterung. Ein begeisterter Mann würde lächerlich sein; er sieht zu glücklich aus.

16.

In den schönen Künsten werden die Franzosen, so sehr sie sich auch bemühen, niemals über das „Hübsche" hinauskommen.

Der Humor, der beim Zuschauer Schwung und beim Schauspieler Mutwillen voraussetzt, jene köstlichen Scherze Palombas in Neapel, sind in Paris unmöglich. Hübsches und immer wieder Hübsches, das gar mitunter noch erhaben gemeint ist.

Man sieht, ich strebe im allgemeinen nicht nach Volkstümlichkeit.

17.

In der Komödie „Innamorati" von Goldoni sind alle Regungen der Leidenschaft vorzüglich geschildert, aber Stil und Gedanken stoßen durch widerwärtige Gewöhnlichkeit ab. Beim französischen Lustspiel ist es gerade umgekehrt.

18.

Gewohnheiten der Phantasie. Ein Franzose wird durch einen achtmaligen Dekorationswechsel in einem Trauerspielakte ernstlich mißgestimmt. Den „Macbeth" mit Genuß zu sehen, ist einem solchen Menschen unmöglich. Er entschädigt sich damit, daß er über Shakespeare wegwerfend urteilt.

19.

Alle Beobachtungen der französischen Schriftsteller über die Liebe sind gut und genau niedergeschrieben,

auch nicht übertrieben, aber ſie beziehen ſich nur auf unbedeutende Neigungen, urteilte der treffliche Kardinal Lante.

20.

Wir lieben ein gutes Gemälde überaus, — ſagen die Franzoſen, — aber wir verlangen als Grundbedingung für die Schönheit, daß es von einem Maler gemalt iſt, der beim Malen die ganze Zeit ohne Unterlaß auf einem Beine geſtanden hat.

Ebenſo iſt es mit den Verſen im Drama.

21.

Die Verſe ſind zur Unterſtützung des Gedächtniſſes erfunden worden. Später behielt man ſie bei, weil der Anblick der überwundenen Schwierigkeiten Genuß bereitet. Sie heutzutage im Drama beizubehalten, wäre ein Reſt von Barbarei.

22.

Die romantiſche Schule. Man ſchreibt mir aus Paris, daß man dort (in der Kunſtausſtellung von 1822) tauſend Bilder mit Vorwürfen aus der heiligen Schrift ſehen kann. Sie ſind von Malern gemalt, die nicht daran glauben, werden bewundert und beurteilt von Leuten, die nicht daran glauben, und ſchließlich gekauft von Leuten, die nicht daran glauben.

Dabei ſucht man nach Gründen für den Verfall der Kunſt! Wenn der Künſtler nicht an das glaubt, was er darſtellt, muß er immer in Furcht ſein, überſchwenglich oder lächerlich zu erſcheinen. Wie ſoll er Großartiges erreichen, wenn ihn nichts erhebt?

23.

Ich bewundere die Sitten zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten. Man ging ohne Zaudern und binnen

drei Tagen aus den Salons von Marly nach den Schlachtfeldern von Seneffe und Ramillies. Gattinnen, Mütter und Geliebte lebten fortwährend in Angſt. (Vgl. die Briefe der Frau von Sévigné.)

Die ewige Gegenwart der Gefahr bewahrte der Sprache eine Kraft und Freimütigkeit, wie wir ſie uns heutzutage nicht herauszunehmen wagen.

24.

Kalt, tapfer, berechnend, mißtrauiſch, immer in Furcht, ſich von jemandem begeiſtern zu laſſen, der ſich dann heimlich darüber luſtig machen könnte, völlig frei von Überſchwenglichkeit, ein wenig eiferſüchtig auf die Leute, die im Gefolge Napoleons große Ereigniſſe geſehen haben, — ſo war die Jugend zu meiner Zeit, mehr achtbar, als liebenswert. Dieſer Charakter fand ſich ſelbſt unter den Rekruten, die doch nur das Ende ihrer Dienſtzeit herbeiſehnen.

Jede Erziehung, gleichgültig ob ſie einem planmäßig oder durch Zufall zu teil wurde, bildet den Menſchen für eine beſtimmte Zeit ſeines Lebens. Die Erziehung im Zeitalter Ludwigs des Fünfzehnten erhob das fünfundzwanzigſte Jahr zum Höhepunkt des Lebens.

Die jungen Leute meiner Zeit finden ihn mit vierzig Jahren, wenn ſie Mißtrauen und Anſprüche fallen gelaſſen und dafür Heiterkeit und Sorgloſigkeit geerntet haben.

25.

Warum ſtürzt ein Mörder in dem Augenblick, wo er einen Menſchen tötet, nicht leblos zu den Füßen ſeines Opfers nieder? Warum gibt es Krankheiten? Und da es Krankheiten gibt, warum ſtirbt ein Troiſtaillons nicht an der Kolik? Warum hat Heinrich der Vierte

nur einundzwanzig Jahre regiert und Ludwig der Fünfzehnte neunundfünfzig Jahre? Warum entspricht die Lebensdauer eines jeden Menschen nicht genau dem Maße seiner Tugend? Solche und andere „niederträchtige" Fragen aufzustellen, hat keinen Wert; sie würden höchstens etwas Wert haben, wenn man sie nicht nur mit Spott und Heuchelei beantwortete, wie die englischen Philosophen.

26.

Die moderne Frauenerziehung, dieses wunderliche Gemisch von frommen Formeln und leichtsinnigen Liedern („Di piacer mi balza il cor" in der „Gazza ladra"), geht geradezu darauf aus, jegliches Glück zu untergraben. Sie erzeugt die höchste Unvernunft. Frau von R***, die sich so vor dem Tode fürchtete, ist gestorben, weil es ihr Vergnügen bereitete, ihre Medizin zum Fenster hinauszuschütten. Derartige bedauernswerte Frauen verwechseln Lustigkeit mit Unvernunft, weil jene oft unüberlegt erscheint. Genau so ist der Deutsche, der, um lebhaft zu erscheinen, zum Fenster hinunterspringt.

27.

Öffentliche Meinung im Jahre 1822. Ein Mann von dreißig Jahren verführt ein fünfzehnjähriges Mädchen. Das Mädchen ist entehrt.

28.

Einer meiner bedeutendsten Zeitgenossen, ein Mann, der in der Kirche und im Staate eine große Rolle spielt, erzählte uns heute (Januar 1822) bei Frau von M*** von den großen Gefahren, die er in der Schreckenszeit durchgemacht hatte.

„Ich habe das Unglück gehabt, zu den bekanntesten Mitgliedern der Nationalversammlung zu gehören; solange für die gute Sache noch etwas zu hoffen war, hielt ich mich in Paris so gut wie möglich versteckt. Als dann die Gefahren wuchsen und die fremden Mächte sich zu keinem energischen Schritt zu unseren Gunsten aufrafften, faßte ich den Entschluß, abzureisen, mußte es aber ohne Paß tun. Da alle Welt nach Koblenz ging, wollte ich über Calais fliehen. Mein Bild war aber in jenen anderthalb Jahren so verbreitet worden, daß ich auf der letzten Station erkannt wurde. Trotzdem ließ man mich weiter. Ich gelangte nach Calais und blieb in einer Herberge, wo ich, wie leicht erklärlich, die ganze Nacht kein Auge zutat, und zwar recht zu meinem Glücke, denn etwa um vier Uhr früh hörte ich deutlich meinen Namen nennen. Ich stand auf und beim Ankleiden erkannte ich trotz der Dunkelheit genau Nationalgardisten mit Gewehren, denen man das Hoftor öffnete und die man in den Hof der Herberge einließ. Glücklicherweise regnete es in Strömen; es war ein ganz dunkler, sehr stürmischer Wintermorgen. Die Dunkelheit und das Rauschen des Windes ermöglichten mir, mich hinten durch den Hof und den Pferdestall zu retten. So stand ich ganz hilflos um sieben Uhr morgens auf der Straße.

Ich nahm an, daß man mich von der Herberge aus verfolgen würde. Ohne recht zu wissen, was ich tat, eilte ich zum Hafen und auf die Reede. Ich gestehe, ich hatte etwas den Kopf verloren. Immer schwebte mir die Guillotine vor Augen.

Im Hafen lag ein Paketboot, das trotz des hohen Seegangs gerade auslaufen wollte und bereits zwanzig

Ellen vom Hafendamm entfernt war. Plötzlich hörte ich vom Meer her Rufe, als wenn mich einer riefe. Ich ſah, wie ſich ein kleines Boot mir näherte. ‚Vorwärts, mein Herr, man wartet auf Sie!‘ Ganz mechaniſch ſtieg ich in das Boot. Ein Mann war darin, der mir ins Ohr flüſterte: ‚Wie ich Sie ſo verzweifelt auf dem Hafendamm herumlaufen ſah, dachte ich mir, daß Sie gewiß ein armer Proſkribierter ſeien. Ich habe geſagt, Sie ſeien mein Freund, den ich erwarte. Stellen Sie ſich ſeekrank und bleiben Sie in der dunkelſten Ecke der Kajüte!‘“

„Welch ein ſchöner Zug!“ rief die Dame des Hauſes atemlos und über die lange, ſehr geſchickt vorgetragene Geſchichte von den Gefahren des Abbés zu Tränen gerührt aus. „Wie dankbar müſſen Sie dieſem hochherzigen Unbekannten geweſen ſein! Wie hieß er denn?“

„Seinen Namen weiß ich nicht,“ antwortete der Abbé ein wenig verwirrt.

Einen Augenblick lang herrſchte Totenſtille im Salon.

29.

Die größte Schmeichelei, welche die überſpannte Phantaſie erſinnen und der aufwachſenden Generation für ihr Leben, ihre Weltanſchauung und ihre Macht einimpfen könnte, iſt die lauterſte Wahrheit. Dieſe Jugend hat nichts auszubauen, ſie muß alles neu ſchaffen. Es iſt das größte Verdienſt Napoleons, reinen Tiſch gemacht zu haben.

30.

Vollkommenheit in den kleinen Sorgen der Lebensführung und der Kleidung, große Güte, Mangel an

Genie, Augenmerk für tausend kleinliche Alltäglichkeiten, Unfähigkeit, sich länger als drei Tage mit derselben Sache zu beschäftigen, — diese Eigenschaften bilden einen netten Gegensatz zu puritanischer Strenge, biblischer Grausamkeit, peinlicher Ehrlichkeit, ängstlicher und krankhafter Eigenliebe, kurzum zum allgemeinen cant, — und doch charakterisieren sich dadurch zwei große Völker der Welt.

31.

Und wenn sich ganz Europa zusammentäte, brächte es doch nicht ein einziges von unseren guten Büchern hervor, wie zum Beispiel die „Lettres persanes“ von Montesquieu.

32.

Der Geist der englischen Sitten. Um 1730, als wir schon Voltaire und Fontenelle hatten, erfand man in England eine Maschine, um das ausgedroschene Korn von der Spreu zu scheiden. Dies geschah durch ein Rad, das der Luft die nötige Bewegung zum Fortblasen der Strohteilchen gab. Aber in diesem Lande der Bibeln behaupteten die Bauern, es sei gottlos, gegen den Willen der göttlichen Vorsehung zu handeln und auf solche Weise einen künstlichen Wind zu schaffen, anstatt durch inbrünstiges Gebet den zum Reinigen des Kornes erforderlichen Wind vom Himmel zu erbitten und den vom Gotte Israels bestimmten Zeitpunkt abzuwarten. Man vergleiche damit die französischen Bauern.

33.

Meiner Ansicht nach ist einer der besten Dichter der letzten Zeit der im Elend verstorbene schottische Bauer Robert Burns. Er hatte als Steueraufseher siebzig

Louisdor Gehalt für sich, seine Frau und vier Kinder. Der „Tyrann" Napoleon war großmütiger gegen seinen Feind Chénier. Burns hat nichts von der englischen Prüderie. Er ist ein römisches Genie ohne „Ehre" und „Ritterlichkeit". Mir fehlt der Platz, um von seiner Liebesgeschichte mit Mary Campbell und ihrem tragischen Ende zu erzählen. Nur bemerke ich, daß Edinburg auf demselben Breitengrade wie Moskau liegt, was meiner Theorie vom Klima ein wenig zuwiderläuft.

„One of Burn's remarks, when he first came to Edinburg, was that between the men of rustic life and the polite world he observed little difference; that in the former, though unpolished by fashion and unenlightened by science, he had found much observation and much intelligence; but a refined and accomplished woman was a being almost new to him, and of which he had formed but a very inadequate idea." (Bd. V, 69.)

34.

London, den 20. November 1821.

Ein sehr verständiger, gestern aus Madras hier angekommener Herr hat mir in zweistündiger Unterhaltung erzählt, was ich hier in zwanzig Zeilen zusammendränge:

„Das Finstere, das aus unbekannten Ursachen den englischen Volkscharakter verdüstert, hat sich derartig in die Herzen eingenistet, daß am Ende der Welt, in Madras, ein Engländer, der ein paar Tage Urlaub erlangen kann, schleunigst das reiche und blühende Madras verläßt und sich in der kleinen französischen

Kolonie Pondicherry zu erholen ſucht, die ohne Reichtum und Handelsverkehr unter der patriarchaliſchen Verwaltung von Dupuy gedeiht. In Madras trinkt man Burgunder, die Flaſche zu ſechsunddreißig Franken; die Armut der Franzoſen in Pondicherry iſt ſchuld, daß dort in der beſten Geſellſchaft große Gläſer Waſſer als Erfriſchung herumgereicht werden. Aber man lacht dort."

Augenblicklich herrſcht in England mehr Freiheit, als in Preußen. Das Klima iſt das gleiche, wie in Königsberg, Berlin und Warſchau, Städten, die ihre Trübſeligkeit ſchon von weitem zu erkennen geben. Die arbeitenden Klaſſen haben dort weniger und trinken ebenſo wenig Wein wie in England, gehen aber ſchlechter gekleidet.

Ich ſehe nur einen Unterſchied: in den Ländern, wo Frohſinn herrſcht, lieſt man weniger in der Bibel und huldigt mehr der Liebe.

35.

Ich gebe zu, daß das ſpaniſche Volk unmittelbar nach einer großen Tat in alle Fehler und Torheiten verfallen iſt, die nur möglich waren. Trotzdem iſt das gerade der Grund, der mich hindert, das Lob wieder zurückzunehmen, das ich dieſen Nachzüglern des Mittelalters geſpendet habe.

Die hübſcheſte Frau von Narbonne iſt eine kaum zwanzigjährige Spanierin, die dort mit ihrem Gatten, ebenfalls Spanier, einem penſionierten Offizier, ſehr zurückgezogen lebt. Vor einiger Zeit ſah ſich dieſer Offizier veranlaßt, einem Gecken eine Ohrfeige zu verſetzen. Am nächſten Morgen am Duellort ſieht der Geck, daß die junge Spanierin kommt. Eine neue

Flut gezierter Reden. „Das ist aber wirklich schrecklich! Wie haben Sie das Ihrer Frau nur sagen können! Nun kommt sie, um unseren Zweikampf zu verhindern!“ — „Ich komme zu Ihrem Begräbnis!“ antwortete die Spanierin.

Glücklich der Mann, der seiner Frau alles sagen kann. Der Erfolg strafte den Stolz des Vorsatzes nicht Lügen. Diese Handlungsweise würde in England für unpassend gelten. So vermindert falscher Anstand noch das bißchen Glück hienieden.

36.

Um 1580 waren die nicht in ihrer Heimat weilenden Spanier entweder rücksichtslose Anhänger des Despotismus oder Gitarrenspieler unter den Fenstern schöner Italienerinnen. Die Spanier gingen nach Italien wie heutzutage nach Paris. Übrigens setzten sie ihren Stolz vor allem in die Verherrlichung ihres Königs und Herrn. Sie haben sich Italien verscherzt, weil sie seiner nicht wert waren. Um 1626 war der große Dichter Calderon Offizier in Mailand.

37.

Ich habe zu meiner Freude folgende Stelle in den Memoiren von Horace Walpole gefunden:

„Wir wollen einmal die Töchter zweier leidenschaftlicher Männer vergleichen. Beide hießen Elisabeth. Die eine herrschte über ein Kulturvolk, die andere über ein barbarisches Reich. Die Tochter Peters des Großen war eine absolute Herrscherin, duldete aber trotzdem eine Rivalin, da sie glaubte, die Person einer Kaiserin habe genug Reize für die unter ihren Untertanen, die sie ihres Verkehrs zu würdigen geruhte. Elisabeth

von England konnte der Maria Stuart weder ihre Ansprüche auf den Thron noch die Vorzüge ihrer Schönheit verzeihen. Unedel setzte sie die schottische Königin, die als Schutzflehende zu ihr kam, gefangen und opferte sie ohne politisches oder gesetzliches Recht ihrer großen und doch so kleinen Eifersucht. Dabei brüstete sie sich mit ihrer Keuschheit, während sie doch die lächerlichsten Künste der Koketterie anwandte, um in einem ungeziemenden Alter noch Bewunderer und Liebhaber zu finden und zu fesseln, ohne damit weder ihr eigenes Verlangen, noch den Ehrgeiz jener Männer befriedigen zu können. Wer möchte ihr nicht jene ehrliche und offene barbarische Kaiserin vorziehen?"

38.

Aus Stolz berauben die Türken ihre Frauen alles dessen, was die Kristallbildung fördern könnte. Ich lebe seit drei Monaten unter einem Volke (England), wo man in den oberen Klassen gleichfalls aus Stolz bald auf denselben Standpunkt geraten wird.

Die Männer bezeichnen mit Schamhaftigkeit die Forderungen eines durch den Aristokratismus tollgemachten Stolzes. Niemand darf es wagen, das Schamgefühl zu verletzen. Folglich haben die geistvollen Männer, ganz wie im alten Athen, eine ausgesprochene Neigung, ihre Zuflucht bei Hetären zu suchen, das heißt bei Frauen, die durch einen Fehltritt aller Ziererein der Prüderie enthoben sind.

39.

Die Sitten in Konstantinopel zeigen die einzige Möglichkeit, die Liebe aus Leidenschaft zu töten, indem man jede Kristallbildung durch die Ungezwungenheit des Verkehrs verhindert.

40.

Niemals in meinem Leben bin ich vor der Schönheit so betroffen und schüchtern gewesen, wie heute Abend in einem Konzert der Frau Pasta (London 1817).

Sie war, als sie sang, von drei Reihen junger Frauen umgeben, die so schön waren, von so reiner und himmlischer Schönheit, daß ich fühlte, wie ich aus Achtung die Blicke senkte, anstatt mit offenen Augen zu bewundern und zu genießen. In keinem anderen Lande ist es mir ähnlich ergangen, nicht einmal in meinem geliebten Italien.

41.

Der bekannte Johannes von Müller sagte zu mir (Cassel, 1808): „Die Natur hat dem Norden die Kraft und dem Süden den Geist gegeben."

42.

Die in der Liebe glücklichen Menschen sehen hier (Dresden, 1818) tiefernst aus, was man in Frankreich mit tieftraurig verwechseln würde.

43.

Goethe, überhaupt die genialen Männer Deutschlands, schätzen das Geld nach seinem richtigen Wert. An das Vermögen darf man nur denken, solange man unter sechstausend Franken Jahreseinkommen hat, dann nicht mehr. Beschränkte Menschen dagegen verstehen den Vorzug dieser Goetheschen Anschauung nicht; ihr ganzes Leben lang fühlen sie nur durch das Geld und denken nur an das Geld. Diese verschiedene Wertschätzung verhilft in der Welt den prosaischen Geistern anscheinend zum Siege über die vornehmen Seelen.

44.

„Vernunft, Vernunft!“ ruft man den armen Verliebten zu.

Im Jahre 1760, in der bewegteſten Zeit des ſiebenjährigen Krieges, ſchrieb Grimm (III, 107): „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der König von Preußen den Ausbruch dieſes Krieges durch den Verzicht auf Schleſien hätte vereiteln können. Wieviel Unglück hätte er dadurch verhütet! Iſt das Glück eines Königs vom Beſitz eines Stück Landes abhängig? War der große Kurfürſt nicht ein ſehr glücklicher und ſehr geachteter Herrſcher ohne den Beſitz Schleſiens? Nach den Geſetzen der geſündeſten Vernunft hätte ſich der König alſo anders verhalten können. Aber vielleicht hätte ſich Friedrich dann die Verachtung der ganzen Welt zugezogen, während er ſich ſo, indem er alles andere dem Willen, Schleſien zu halten, opferte, unſterblichen Ruhm erwarb.

Der Sohn Cromwells hat zweifellos das Klügſte getan, was ein Mann machen kann; er hat die Zurückgezogenheit und Ruhe der Aufregung und Gefahr, über ein finſteres, ungeſtümes und ſtolzes Volk zu herrſchen, vorgezogen. Dieſer Weiſe iſt von ſeinen Zeitgenoſſen und von der Nachwelt verachtet worden, während ſein Vater im Urteile der Völker ein großer Mann geblieben iſt.

Die ‚ſchöne Büßerin‘ iſt ein beliebter Stoff im ſpaniſchen Drama, der in den engliſchen und franzöſiſchen Bearbeitungen durch Otway und Colardeau verhunzt worden iſt. Caliſta iſt von Lothario, den ſie anbetet, vergewaltigt worden. Er iſt durch den ungeſtümen Ehrgeiz ſeines Charakters haſſenswert, aber durch ſeine Begabung, ſeinen Geiſt und ſeine Anmut verführeriſch.

Er wäre allzu liebenswert, wenn er ſein ſtrafbares Verlangen zu mäßigen verſtanden hätte; übrigens trennt ein furchtbarer erblicher Haß ſeine Familie und die der Geliebten. Dieſe beiden Familien ſtehen an der Spitze zweier Parteien, die im ſchreckensvollen Mittelalter eine ſpaniſche Stadt mit Zwieſpalt erfüllen. Sciolto, Caliſtas Vater, iſt das Haupt der Partei, die augenblicklich die Oberhand hat. Er weiß, daß Lothario die ruchloſe Abſicht hat, ſeine Tochter zu verführen. Die ſchwache Caliſta erliegt den Qualen ihrer Schmach und Leidenſchaft. Ihr Vater erreicht es, daß ſein Feind Lothario den Oberbefehl über die Flotte erhält, die zu einer fernen und gefahrvollen Unternehmung ausläuft. Vorausſichtlich wird er dabei den Tod finden. In Colardeaus Trauerſpiel bringt der Vater ſeiner Tochter ſelbſt dieſe Nachricht. Da verrät Caliſta ihre Leidenſchaft:

„. . . Mein Gott! er geht . . .
Ihr habt's befohlen! . . . und er fügt ſich drein?'

Wie groß iſt die Gefahr dieſes Augenblicks! Ein Wort mehr, und Sciolto war über die Leidenſchaft ſeiner Tochter zu Lothario im klaren. Der betroffene Vater ruft aus:

‚Was hör' ich? Täuſcht mein Ohr mich? Raſeſt du?'

Darauf antwortet Caliſta, die ihre Selbſtbeherrſchung wiedergewonnen hat:

‚Nicht die Verbannung will ich, ſeinen Tod!
Er ſoll verderben! . . .'

Durch dieſe Worte erſtickt Caliſta den erwachenden Verdacht ihres Vaters und zwar ohne Betrug, denn

das Gefühl, dem ſie Ausdruck gegeben hat, iſt echt. Die Exiſtenz eines Mannes, den ſie liebt und der ihr das Schlimmſte antun konnte, muß ihr Leben vergiften, und lebte er am Ende der Welt. Allein ſein Tod kann ihr die Ruhe wiedergeben, wenn es ſolche für unglücklich Liebende überhaupt gibt. Kurze Zeit darauf fällt Lothario und Caliſta hat das Glück zu ſterben.

Viel Tränen und viel Geſchrei um nichts! haben jene kalten Naturen, die ſich mit dem Namen Philoſophen ſchmücken, geſagt. Ein kühner, gewalttätiger Mann nützt die Schwäche, die eine Frau ihm gegenüber zeigt, aus. Was braucht man ſich darüber aufzuregen, und warum ſoll uns der Seelenſchmerz Caliſtas etwas angehen? Sie mag ſich damit tröſten, daß ihr Geliebter ſie beſeſſen hat. Und ſie iſt nicht die einzige anſtändige Frau, die ihren Troſt in ſolchem Unglück findet."

Richard Cromwell, Friedrich der Große und Caliſta können mit den Seelen, die der Himmel ihnen verlieh, ihre Ruhe und ihr Glück nur dann finden, wenn ſie ſo handeln, wie ſie gehandelt haben. Das Verhalten der beiden zuletzt Genannten iſt außerordentlich unvernünftig und doch ſind ſie die einzigen, die man achtet.

45.

In Europa wird das Verlangen durch den Zwang entflammt, in Amerika durch die Freiheit erſtickt.

46.

In Nordamerika muß man die Regierung und nicht die Geſellſchaft bewundern. Anderswo iſt die Regierung das Übel. In Boſton hat man die Rollen getauſcht,

und die Regierung ſpielt den Heuchler, um die Geſellſchaft nicht zu verletzen.

47.

Es gibt viel weniger Neid in Amerika, als in Frankreich, dafür viel weniger Geiſt.

48.

Wenn man an Stelle des Mangels der perſönlichen Sicherheit die berechtigte Furcht vor Geldnot ſetzt, ſo findet man, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika hinſichtlich der Leidenſchaft, über die ich dieſe Monographie zu ſchreiben verſuche, ſehr dem Altertume gleichen.

Ich merke eben, daß ich unter den mehr oder minder unvollkommenen Skizzen über die Liebe aus Leidenſchaft, die uns die Alten überliefert haben, die Liebe der Medea vergeſſen habe. Virgils Dido iſt eine Kopie von ihr. Man vergleiche dieſe Liebe einmal mit der modernen, zum Beiſpiel in Prévoſts „Le Doyen de Killerine“.

49.

Sappho ſah in der Liebe nur den Sinnentaumel oder den durch die Kriſtallbildung veredelten ſinnlichen Genuß. Anakreon ſuchte in der Liebe nur einen Zeitvertreib der Sinne und des Geiſtes. Es gab im Altertume zu wenig Sicherheit, um die Muße zur Liebe aus Leidenſchaft zu haben.

50.

Die erwähnte Tatſache nötigt mich, ein wenig über die Leute zu lachen, die Homer über Taſſo ſtellen. Die Liebe aus Leidenſchaft exiſtierte bereits in der Zeit Homers, und gar nicht ſo fern von Hellas.

51.

Um bei leichten Sitten glücklich zu ſein, dazu gehört eine Schlichtheit des Charakters, wie man ſie wohl in Deutſchland und in Italien, aber nie in Frankreich findet.

52.

Bologna, den 18. April, 2 Uhr morgens.

Weiblicher Stolz. Ich habe eben ein ſchlagendes Beiſpiel davon geſehen, aber alles in allem gerechnet, müßte ich fünf Seiten ſchreiben, um ein deutliches Bild davon zu geben. Noch lieber, wenn ich den Mut dazu hätte, möchte ich aus dem, was ich unwiderleglich ſah, meine Schlußfolgerungen ziehen. Aber ich muß auf die Wiedergabe deſſen, wovon ich überzeugt bin, verzichten. Es ſind zu viele kleine Umſtände dabei im Spiele. Dieſer Stolz iſt das Gegenſtück zur Eitelkeit der Franzöſinnen. Soweit ich mich entſinne, iſt das einzige Buch, worin ich ihn ſkizziert gefunden habe, der Teil der Memoiren der Madame Roland, in dem ſie kleine Beobachtungen aus ihrer Mädchenzeit erzählt.

53.

Die maßloſe Achtung vor dem Gelde, der große und erſte Fehler des Engländers und des Italieners, iſt in Frankreich weniger fühlbar und in Deutſchland ganz und gar in den richtigen Schranken gehalten.

54.

Die italieniſche Klugheit ſtrebt nach Erhaltung des Lebens. Das regt das Spiel der Phantaſie an. Im Gegenſatz dazu erfordert die engliſche Klugheit, die nur darauf ausgeht, Geld zuſammenzuſcharren oder zu behalten, eine gewiſſenhafte, alltägliche Genauigkeit,

deren Gewohnheit die Phantaſie lähmt. Es iſt auffällig, daß ſie gleichzeitig den ſtarrſten Begriff von Pflicht ſchafft.

55.

Wenn man auf einem Rückzuge der Armee einen italieniſchen Soldaten auf eine unnötige Gefahr aufmerkſam macht, ſo ſagt er „danke“ und geht jener Gefahr ſorgfältig aus dem Wege. Wenn man einen franzöſiſchen Soldaten aus Menſchlichkeit auf die gleiche Gefahr hinweiſt, ſo glaubt er, man traue ihm nichts zu; er wird eigenſinnig und ehrgeizig und rennt nun erſt recht in die Gefahr hinein. Wenn er dürfte, würde er einen auslachen.

56.

Vivacità, leggerezza, soggettissima a prendere puntiglio, occupazione di ogni momento delle apparenze della propria esistenza agli occhi altrui: Ecco i tre gran caratteri di questa pianta che risveglia Europa nell 1808.

Unter den Italienern ſind die die beſten, die noch etwas Wildheit und etwas Hang zum Blutvergießen haben: die Menſchen in der Romagna und in Calabrien und unter den kultivierteren die in Brescia, Piemont und Corſica. Der Spießbürger von Florenz iſt dümmer, als der von Paris.

57.

Ravenna, den 23. Januar 1820.

Hierzulande werden die Frauen nur auf das Tatſächliche hin erzogen. Eine Mutter verheimlicht ihrer Tochter von zwölf bis fünfzehn Jahren weder ihren Liebeskummer noch ihr Liebesglück. Bekanntlich halten

ſich in dieſem glücklichen Klima viele Frauen bis ins fünfundvierzigſte Jahr vorzüglich und meiſtens heiraten ſie mit achtzehn Jahren.

So ſagte geſtern die Valchinſa über Lampugnani: „Ja, der war ganz für mich geſchaffen, der verſtand es, zu lieben . . .“ und unterhielt ſich noch des längeren darüber mit einer Freundin in Gegenwart ihres Töchterchens, eines ſehr geweckten Mädchens von vierzehn oder fünfzehn Jahren, das ſie auch bei ihren ſentimentalen Spaziergängen mit jenem Liebhaber gewöhnlich mitgenommen hatte.

Auf dieſe Weiſe eignen ſich die jungen Mädchen bisweilen ausgezeichnete Grundſätze für ihr Verhalten an. Zum Beiſpiel erteilte die Signora Guarnacci ihren beiden Töchtern in Gegenwart zweier Herren, die eben ihren erſten Beſuch machten, eine halbe Stunde lang tiefſinnige und durch Beiſpiele erläuterte Lehren über den Zeitpunkt, an dem man einen Geliebten, der ſich ſchlecht beträgt, durch Untreue ſtrafen müſſe.

58.

Modena, 1820.

Zilietti ſagte zu mir um Mitternacht bei der liebenswürdigen Marcheſina R***: „Ich werde nicht nach San-Michele zum Diner kommen; ich habe dort geſtern ein paar Witze erzählt, habe mit Cl*** geſcherzt, das könnte aufgefallen ſein.“

Keineswegs darf man Zilietti für beſchränkt oder ängſtlich halten. Er iſt ein verſtändiger und ſehr wohlhabender Bewohner dieſes glücklichen Landes.

59.

Das Lächerliche iſt der Tod der Liebe. In Italien gibt es nichts Lächerliches. Was in Venedig wohl-

anſtändig iſt, erſcheint in Neapel wunderlich. Folglich iſt etwas, das Genuß bereitet, nie tadelnswert. Mit dem Wegfall falſcher Ehrbegriffe ſchwindet die halbe Komödie der Geſellſchaft.

60.

Es iſt ein Unglück, die italieniſche Schönheit kennen gelernt zu haben; man wird gefühllos. Außerhalb Italiens zieht man Geſpräche mit Männern vor.

61.

Im Jahre 1821 waren Haß, Liebe und Geiz die häufigſten, und neben der Spielwut faſt die einzigen Leidenſchaften in Rom.

Die Römer erſcheinen auf den erſten Blick bösartig, aber ſie ſind nur äußerſt mißtrauiſch und ſie haben eine Phantaſie, die beim geringſten Anlaß in Flammen auflodert.

Wenn ſie einmal ohne Veranlaſſung bösartig ſind, ſo geht es ihnen wie einem ängſtlichen Manne, der bloß zu ſeiner Beruhigung ſeine Flinte abſchießt.

62.

Der Römer empfindet die Schönheiten der Natur und der Kunſt mit erſtaunlicher Kraft, Tiefe und Richtigkeit. Aber es iſt jammervoll, wenn er über das reden will, was er ſo ſtark fühlt.

Man erſieht daraus, warum die Künſte außerhalb Italiens nur ein ſchlechter Scherz ſind; man redet beſſer über ſie, aber die Maſſe des Volkes empfindet ſie nicht.

63.

Die Gewaltherrſchaft eines Philipp des Zweiten hat die Gemüter ſeit 1530 ſo erniedrigt und laſtet derart auf dem Garten der Welt, daß die armen italieniſchen

Dichter noch nicht den Mut gehabt haben, den Roman des heimatlichen Bodens zu finden. Nach den Vorschriften des Naturalismus ist doch nichts einfacher: man muß freimütig zu komponieren wagen, was einem ringsum in die Augen fällt. Ich erinnere an den Kardinal Gonzalvi, der 1822 drei Stunden lang das Libretto einer komischen Oper auf Fehler hin durchsah und aufgeregt zu dem Maëstro sagte: „Aber Sie bringen recht oft das Wort cozzar, cozzar!"

64.

Zu meinem großen Leidwesen habe ich das Venedig von 1760 nicht sehen können.[51] In diesem kleinen Zeitraume hatten sich offenbar durch mancherlei günstige Umstände die staatlichen Einrichtungen mit einer tüchtigen Lebensanschauung zum Glücke der Menschen vereinigt. Ein maßvoller Genuß gewährte allen ein leichtes Glück. Es gab keine inneren Kämpfe und keine verbrecherischen Taten. Heiterkeit lachte aus aller Mienen, niemand versuchte reicher zu erscheinen, als er war; Heuchelei war erfolglos. Ich stelle mir den damaligen Zustand als den Gegensatz zu dem des heutigen London vor.

65.

Die weisen Akademiker erkennen die Sitten eines Volkes in seiner Sprache wieder. Italien ist das Land der Welt, wo man das Wort „Liebe" am seltensten gebraucht. Man sagt immer „amicizia" (für „Liebe") und „avvizinar" (für „mit Erfolg Hof machen").

66.

Die Gedichte des Abbé Meli in sizilianischer Mundart sind entzückende, zarte Poesien, die leider ein wenig durch ihre mythologischen Anspielungen einbüßen.

67.

Das Ave-Maria (die Dämmerzeit) iſt in Italien die Stunde der Zärtlichkeit, der ſeeliſchen Freuden und der Melancholie. Die Empfindung wird durch den Klang der ſchönen Glocken gehoben.

Genußreiche Stunden, in denen die Sinne in Erinnerungen ſchwelgen . . .

68.

Träumereien auf den Borromëiſchen Inſeln.

„Wenn eine wahre Leidenſchaft auf Hinderniſſe ſtößt, ſo bringt ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach mehr Unglück, als Glück hervor. Wenn dieſe Behauptung für eine feinſinnige Seele nicht unbedingt zutrifft, ſo iſt ſie doch für die Mehrzahl der Männer vollkommen richtig, insbeſondere für kalte Philoſophen, die im Gebiete der Leidenſchaften nur von Neugierde und Eigennutz leben.“

Dieſe Worte richtete ich geſtern Abend an Comteſſe Fulvia, als wir zuſammen auf der öſtlichen Terraſſe der Isola Bella in der Nähe der großen Pinie hin und her gingen. Sie antwortete mir:

„Das Unglück übt auf das menſchliche Leben einen viel ſtärkeren Einfluß aus, als die Freude.“

„Alles, was darauf Anſpruch erhebt,“ — meinte ich, — „uns Genuß zu gewähren, muß in erſter Linie ſtark wirken. Da das Leben ſelbſt nur aus Empfindungen beſteht, könnte man vielleicht ſagen, daß der allgemeine Drang aller Lebeweſen nach Anläſſen ſucht, um in möglichſt ſtarken Empfindungen zu leben. Die Nordländer ſind wenig lebhaft; das ſieht man ſchon aus ihren langſamen Bewegungen. Das dolce far niente der Italiener hingegen beruht in der Freude

am Genuſſe ſeeliſcher Regungen, während man ſich gemächlich auf einen Divan hinſtreckt. Ein ſolcher Genuß iſt unmöglich, wenn man den ganzen Tag über zu Pferde oder im Wagen ſitzt, wie der Engländer oder der Ruſſe. Auf einem Divan würden dieſe Menſchen vor Langeweile ſterben. Es gibt in ihrer Seele nichts zu beobachten.

„Die Liebe gewährt die denkbar ſtärkſten Empfindungen; ein Beweis dafür iſt es, daß — phyſiologiſch ausgedrückt — im Augenblicke der Entflammung das Herz jene Gefühlsmiſchung zuſtande bringt, die Philoſophen wie Helvetius, Buffon und anderen ſo töricht erſcheinen. Luizina iſt, wie Sie wiſſen, neulich in den See geſtürzt, als ſie mit ihren Blicken ein Lorbeerblatt verfolgte, das von irgend einem Baume der Isola Madre ins Waſſer gefallen war. Die Ärmſte hat mir geſtanden, daß einmal einer ihrer Verehrer im Geſpräche mit ihr die Blätter eines Lorbeerzweiges abgeriſſen und mit den Worten in den See geworfen hat: ‚Ihre Grauſamkeiten und die Verleumdungen Ihrer Freundin hindern mich, mein Leben auszunutzen und Ruhm zu erlangen.‘

„Eine Seele, die durch große Leidenſchaft, durch Ehrgeiz, Spiel, Liebe, Eiferſucht oder Krieg Augenblicke der Herzensangſt und des heftigſten Unglücks erfahren hat, verachtet in bizarrer Unverſtändlichkeit das Glück eines friedlichen und wunſchloſen Lebens. Ein ſchönes Schloß in maleriſcher Gegend, großes Vermögen, eine gute Frau, drei hübſche Kinder, eine Menge liebenswerter Freunde: das alles iſt nur eine kleine Leſe deſſen, was unſer Wirt, General C***, beſitzt, und doch wiſſen Sie, daß er uns erzählt hat,

er ſei nahe daran geweſen, nach Neapel zu gehen und den Oberbefehl über eine Guerillabande zu übernehmen. Eine für die Leidenſchaften geſchaffene Seele fühlt, daß ein ſolches glückliches Leben langweilig iſt und vielleicht nur gewöhnliche Gedanken wachruft. ‚Ich möchte,‘ ſagte damals der General, ‚daß ich nie das Fieber der großen Leidenſchaften kennen gelernt hätte; ich möchte mich gern mit dem ſcheinbaren Glücke begnügen, über das man mir täglich ſo törichte Komplimente macht, auf die ich zum Überdruß auch noch liebenswürdig antworten muß.‘ Ich als Philoſoph füge hinzu: Wollen Sie einen tauſendſten Beweis, daß wir nicht von einem guten Weſen erſchaffen worden ſind, ſo iſt es der, daß die Freude kaum halb ſo viel Eindruck auf unſer Ich macht, als das Leid.[52]“

Die Komteſſe unterbrach mich: „Es gibt wenige ſeeliſche Leiden im Leben, die uns nicht durch die verurſachte Erregung wertvoll würden. Wenn ein Körnchen Edelmut in der Seele vorhanden iſt, ſo verhundertfacht ſich der Genuß daran. Jener 1815 zum Tode verurteilte und durch Zufall gerettete Herr von Lavalette muß ſich, wenn er damals mutig in den Tod gegangen iſt, zehnmal im Monat jenen Augenblick vergegenwärtigen. Ein Feigling, der gleichfalls durch Zufall gerettet wird, kann ſich im beſten Falle nur deshalb mit Genuß an jenen Augenblick erinnern, weil er gerettet wurde, aber nicht wegen des Schatzes an Edelmut, den er dabei in ſich entdeckte und der ihn für immer von jeder Furcht befreit.“

Ich: „Die Liebe, ſelbſt die unglückliche, verleiht einer edlen Seele, der Einbildung für Wahrheit gilt, den Schatz eines derartigen Genuſſes. Erhabene Phantaſien

von Glück und Schönheit bilden ſich in ihr und verſichern ſie der Liebe des geliebten Weſens. Das ſind Phantaſiegebilde, die ein Verſtandesmenſch nie verſtehen wird."

Fulvia (gen Himmel blickend): „Gewiß, für Sie und für mich iſt die Liebe, auch die unglückliche, das höchſte Glück, vorausgeſetzt daß unſere Verehrung für den Geliebten keine Grenzen kennt."

Fulvia war dreiundzwanzig Jahre alt und die berühmteſte Schönheit von ***. Ihre Götteraugen waren, als ſie ſo ſprach, gegen den ſchönen Mitternachtshimmel des Lago Maggiore gerichtet; die Geſtirne ſchienen ihr zu antworten. Ich ſah zur Erde und hatte keine philoſophiſchen Gründe mehr, um ſie zu bekämpfen. Sie fuhr fort:

„Und alles das, was man auf Erden Glück nennt, wiegt ihre Leiden nicht auf. Ich glaube, allein die Verachtung kann von dieſer Leidenſchaft heilen. Die Verachtung darf indeſſen nicht allzu ſtark ſein, ſonſt wird ſie zur Qual, nicht anders zum Beiſpiel, wie ihr Männer ſie empfindet, wenn ihr ſeht, daß die Angebetete einen rohen und proſaiſchen Mann liebt."

69.

Proſaiſch iſt ein neues Wort, das ich früher lächerlich fand, denn nichts iſt kälter, als die franzöſiſche Poeſie. Wenn es in der Literatur Frankreichs in den letzten fünfzig Jahren etwas Wärme gibt, ſo iſt es ſicherlich in der Proſa. Aber die Komteſſe *** bediente ſich des Wortes proſaiſch und nun liebe ich es.

Eine Begriffserklärung finde ich im „Don Quichotte" in dem ſchroffen Gegenſatz des Ritters zum Knappen.

Der Ritter groß und blaß, der Knappe feist und frisch, der eine ganz Held und Ritter, der andere selbstsüchtig und knechtisch, jener romantisch, phantastisch und sentimental, dieser voller Lebensklugheit und weiser Lebensregeln, jener mit einer nach gewaltigen und wagehalsigen Plänen durstenden Seele, dieser ein kluger Berechner aller kleinlichen, widerlichen und eigennützigen Regungen des Menschenherzens.

In dem Augenblicke, wo jener durch den Mißerfolg seiner gestrigen Phantastereien enttäuscht sein müßte, erträumt er sich bereits neue Luftschlösser für die Zukunft.

70.

Man muß einen prosaischen Gatten und einen romantischen Geliebten haben.

Marlborough hatte eine prosaische Seele; Heinrich der Vierte, der sich mit fünfundfünfzig Jahren in eine junge Prinzessin verliebte, ein romantisches Herz. (Vgl. Dulaure, „Histoire de Paris“.)

Es gibt weniger prosaische Seelen unter dem Adel, als im Bürgerstande.

Ein Nachteil des Handels liegt darin, daß er prosaisch macht.

71.

Die Gesetze der Phantasie sind noch sehr wenig erforscht und auch meine Ansicht, die ich im folgenden entwickle, ist vielleicht falsch.

Ich glaube zwei Arten der Phantasie unterscheiden zu können:

1. Die feurige, stürmische, der ersten Eingebung gehorchende Phantasie, die sich sofort in die Tat umsetzt,

die ſich ſelbſt verzehrt und die hinſiecht, wenn man ſie nur einen Tag zügelt. Die Ungeduld iſt ihr Merkmal; gegen Unerreichbares gerät ſie in Wut. Sie ſieht nur die Außenſeite aller Dinge, iſt ſchnell von ihnen begeiſtert, ſie aſſimiliert ſie ſich und deutet ſie unverweilt zu gunſten der eigenen Leidenſchaft.

2. Die Phantaſie, die ſich nur allmählich und langſam erwärmt, dann aber mit der Zeit das Äußere der Dinge nicht mehr ſieht und ſich ſchließlich nur mit ihrer Leidenſchaft beſchäftigt und ſich von ihr nährt. Dieſe Art der Phantaſie iſt ſehr wohl mit langſamem Geiſte und ſelbſt mit dem Mangel aller geiſtigen Fähigkeiten vereinbar. Sie iſt der Beſtändigkeit günſtig. Die Mehrzahl der jungen deutſchen Mädchen, die an Liebe und Blutarmut hinſiechen, leiden an ihr. Dieſe traurige Geſchichte iſt in Italien unbekannt.

72.

Der Abbé Rouſſeau war (1784) ein armer junger Menſch, der von früh bis abends alle Stadtviertel ablaufen mußte, um Geſchichts- und Geographieſtunden zu geben. In eine ſeiner Schülerinnen verliebt wie Abälard in Heloïſe, wie Saint-Preux in Julie, weniger glücklich, aber anſcheinend nahe daran, es zu werden, mit ebenſo großer Leidenſchaft wie jener, aber ehrlicher, zartfühlender und vor allem mutiger, hat er ſich wahrſcheinlich dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft geopfert.

Nachdem er in einem Reſtaurant des Palais Royal zu Mittag gegeſſen hatte, ohne ſich dabei irgendwelche Unruhe oder Zerſtreutheit anmerken zu laſſen, ſchoß er ſich eine Kugel durch den Kopf. In dem polizei-

lichen Protokoll, das an Ort und Stelle aufgenommen wurde, ist die Abschrift des folgenden Billets erhalten, das er kurz vorher geschrieben hat und das wegen seiner Merkwürdigkeit aufbewahrt zu werden verdient:

„Der unbegreifliche Gegensatz zwischen dem Adel meiner Empfindungen und der Niedrigkeit meiner Geburt, eine ebenso heftige wie aussichtslose Liebe zu einem anbetungswürdigen Mädchen, die Furcht, ihr Unehre zu bereiten, die notwendige Wahl zwischen Verbrechen und Tod, — alles das hat mich bestimmt, das Leben zu verlassen. Für die Tugend geboren und nahe daran, ein Verbrecher zu werden, ziehe ich den Tod vor." (Grimm III, 2, 495.)

Ein bewundernswürdiger Selbstmord, und doch wird er den Sitten von 1880 abgeschmackt erscheinen.

73.

Ein Mann, der Gift genommen hat, ist moralisch tot. Das Erstaunen über seine Tat und ihre Folgen nimmt ihm den Sinn für alles andere — mit wenigen Ausnahmen.

74.

Die armen Trappisten sind Unglückliche, die nicht den Mut zum Selbstmord haben. Ausgenommen die Oberen, die den Genuß ihrer Macht haben.

75.

Wenn eine Frau über den Tod ihres im Kriege gefallenen Geliebten verzweifelt ist und augenscheinlich die Absicht hegt, ihm nachzufolgen, so muß man zunächst prüfen, ob dieser Entschluß nicht der richtigste ist; andernfalls muß man die älteste menschliche Gewohnheit, den Selbsterhaltungstrieb, dagegen zur Geltung bringen.

76.

Der größte Vorwurf, den wir uns machen können, ist sicherlich der, daß wir die Ideen von Ehre und Gerechtigkeit, die von Zeit zu Zeit in unseren Herzen erstehen, sich verflüchtigen lassen, als ob sie luftige Traumgebilde wären.

77.

Ein fester Entschluß macht mit einem Schlage aus dem schlimmsten Unglück eine erträgliche Lage.

Am Abend einer verlorenen Schlacht flieht ein Reiter auf einem ermatteten Pferde in schnellster Gangart; deutlich hört er die ihn verfolgende Patrouille hinter sich galoppieren. Plötzlich pariert er, springt vom Pferde ab, setzt neue Zündhütchen auf Karabiner und Pistolen und ist fest entschlossen, sich zur Wehr zu setzen. Sofort hat er nicht mehr den Tod, sondern das Kreuz der Ehrenlegion vor Augen.

78.

Ich glaube, daß man den Wert eines Systems nach seinem Repräsentanten beurteilen kann. Richard Löwenherz brachte den höchsten Heldenmut und Ritterssinn auf den Thron, und er war doch ein lächerlicher König.

79.

Nichts ist falscher, als das Sprichwort: „Niemand ist ein Held vor seinem Kammerdiener", oder vielmehr, nichts ist im monarchischen Sinne wahrer, bei einem affektierten Helden, zum Beispiel bei Hippolyt in Racines „Phädra". Der General Desaix muß für seinen Kammerdiener — wahrscheinlich hatte er gar keinen — ebenso ein Held gewesen sein, wie für jeden anderen

Menſchen. Ohne ihre Geziertheit und ihre unvermeidliche Komödiantenwürde wären Turenne und Fénélon Helden wie Deſaix.

80.

Um 1620 war es eine Ehre für einen Mann, wenn er ſo oft und ſo ergeben wie möglich ſagte: „Mein Herr und König.“ (Vgl. die Memoiren von Noailles und von Torcy). Das iſt leicht erklärlich. Durch dieſe Redensart bekundete man ſeinen Rang unter den Untertanen. Der vom Könige verliehene Rang trug dieſen Männern ebenſoviel Achtung und Beachtung ein, wie ſie im alten Rom als Kämpfer am traſimeniſchen See oder als Redner auf dem Forum bei ihren Mitbürgern geerntet hätten. Mit der Vernichtung der abſoluten Monarchie vernichtet man die Eitelkeit und ihre weitgehenden Folgen, die Konvenienzen. Der Streit über Shakeſpeare und Racine iſt nur ein Abbild des Kampfes zwiſchen dem Abſolutismus Ludwigs des Vierzehnten und der Verfaſſung.

81. Wilna, 1812.

„Sie ſagen mir, Ehrgeiz vertreibe die Langeweile,“ ſagte Kamenski; „aber die ganze Zeit hindurch, wo ich jeden Abend eine Meile galoppierte, um die Prinzeſſin zu ſehen, lebte ich in der Umgebung eines Fürſten, den ich verehrte, der mein ganzes Glück und die Befriedigung aller erdenklichen Wünſche in ſeiner Macht hatte.“

82.

Loreto, den 11. September 1811.

Ich habe ſoeben ein aus hieſigen Landleuten ausgehobenes, ſehr ſchönes Regiment beſichtigt. Es iſt der

Reſt der viertauſend Mann, die 1809 nach Wien marſchiert ſind. Ich ſchritt mit dem Oberſten die Front ab und ließ mir von mehreren Soldaten ihre Geſchichte erzählen. Es war die Tugend der mittelalterlichen Republiken, die mir da vor Augen trat, freilich verdorben durch das ſpaniſche Joch, die Pfaffen[53] und den zwei- bis dreihundertjährigen feigen und grauſamen Kleinſtaatsdeſpotismus, der auf dem Lande gelaſtet hat.

Die glanzvolle ritterliche Ehre, die ebenſo erhaben wie ſinnlos iſt, iſt eine exotiſche Pflanze, die erſt kurze Zeit bei uns gezüchtet wird.

Um 1740 findet man noch keine Spur von ihr. (Vergleiche das Werk von Debroſſes.) Die Offiziere von Montenotte und Rivoli hatten zu viele Gelegenheiten, der Mitwelt die wahre Tugend zu beweiſen, als daß ſie eine Ehre zu heucheln brauchten, die unter den Zelten der Armee von 1796 unbekannt und nur abſonderlich geweſen wäre.

Es gab 1796 keine Ehrenlegion und keine Schwärmerei für einen einzigen Mann, aber viel Schlichtheit und Tugend, wie bei Deſaix. Der Ehrbegriff iſt alſo in Italien eingeführt worden durch Leute, die zu vernünftig und zu tugendhaft waren, um zu glänzen. Man fühlt den gewaltigen Unterſchied zwiſchen den Soldaten von 1796, die in einem Jahre zwanzig Schlachten gewannen und dabei oft weder ordentliche Stiefel noch Röcke hatten, und den glänzenden Regimentern von Fontenoy, die den Engländern höflich und mit abgenommenen Hüten zuriefen: „Meine Herren, ſchießen Sie zuerſt!“

83.

Die Jugend von 1822. Wer von einer ernſten Neigung, einer tatenluſtigen Veranlagung redet, redet von einem Opfer der Gegenwart an die Zukunft. Nichts erhebt die Seele mehr, als die Kraft und die Gewohnheit, ſolche Opfer zu bringen. Ich prophezeie dem Jahre 1832 mehr große Leidenſchaften, als das Jahr 1772 deren hatte.

84.

Frau von Sévigné ſchreibt ihrer Tochter am 23. Dezember 1671: „Ich weiß nicht, ob man Dir ſchon erzählt hat, daß Villarceaux, als er mit dem König über eine paſſende Stelle für ſeinen Sohn ſprach, die Gelegenheit geſchickt erfaßte und ihm berichtete, daß gewiſſe Leute ſeiner Nichte (Fräulein von Rouxel) einflüſterten, Seine Majeſtät hege Abſichten auf ſie. Wenn das der Fall ſein ſollte, bitte er untertänigſt, ſich ſeiner zu bedienen, da die Angelegenheit in ſeinen Händen ſicherer ruhe, als in denen anderer Leute, und er ſich mit Erfolg dafür verwenden würde. Der König fing an zu lachen und ſagte: ‚Villarceaux, wir ſind zu alt, Sie und ich, um uns an jungen Damen von fünfzehn Jahren zu vergreifen!‘ Und als richtiger Weltmann machte er hinterher ſeine Witze darüber und erzählte dieſe Geſchichte den Damen.“ (Bd. II, 340.)

85.

Der liebenswürdige Donézan ſagte geſtern zu mir: „In meiner Jugend und noch weit in meine Zeit hinein — ich war 1789 fünfzig Jahr alt — trugen die Damen ihr Haar gepudert. Ich muß Ihnen geſtehen, eine nicht gepuderte Dame iſt mir zuwider. Der

erſte Eindruck iſt ſtets der einer Kammerjungfer, die keine Zeit zu ihrer Toilette gehabt hat."

Es iſt das der einzige Grund, den man gegen Shakeſpeare und zu gunſten der drei Einheiten geltend machen kann. Ich kenne auch Leute, die Correggio und Michelangelo gering ſchätzen. Und ſicherlich iſt Herr Donézan ein außerordentlich gebildeter Mann.

86.

Vater und Sohn. (Ein Geſpräch aus dem Jahre 1787.) Der Vater (Miniſter): „Ich wünſche dir Glück, mein Junge. Es iſt höchſt angenehm für dich, vom Herzog von *** eingeladen zu ſein. Für einen jungen Mann deines Alters iſt das eine hohe Auszeichnung. Verfehle ja nicht, pünktlich um ſechs Uhr im Palais *** zu ſein."

Der Sohn: „Ich vermute, daß Sie auch dort dinieren?"

Der Vater: „Der Herzog von ***, zuvorkommend wie ſtets gegen unſere Familie, hat in Anbetracht deſſen, daß du zum erſten Male da biſt, die Gewogenheit gehabt, mich mit einzuladen."

Der Sohn, ein junger Mann aus beſter Familie und von vorzüglicher Erziehung, ſtellt ſich pünktlich im Palais *** ein. Es ſind ſieben Herren zu Tiſch. Der Sohn iſt ſeinem Vater gegenübergeſetzt worden. Jeder Gaſt hat neben ſich eine nackte Frau. Einige zwanzig Bediente in großer Livree ſervieren.

87.

Einen feſten Charakter haben, heißt lange und beſtändige Erfahrungen in den Enttäuſchungen und Unglücksfällen des Lebens haben. Dann begehrt man entweder unbeugſam oder gar nicht.

88.

Feſtigkeit im Charakter erwirbt man, wenn man den Einfluß anderer auf ſich ſelbſt erfahren hat, alſo durch äußere Einwirkung.

89.

Wollen heißt den Mut haben, ſich einer Unannehmlichkeit auszuſetzen. Sich derartig ausſetzen, heißt den Zufall verſuchen, alſo ſpielen.

Es gibt Soldaten, die ohne das Spiel nicht leben können, die daher im Familienleben unerträglich ſind.

90.

Der uns angeborene Nachahmungstrieb iſt daran ſchuld, daß wir die Leidenſchaften unſerer Eltern annehmen, ſelbſt wenn dieſe Leidenſchaften unſer eigenes Daſein vergiftet haben.

91.

Vom ſechſten Jahre ab gewöhnen wir uns daran, das Glück auf dem gleichen Wege zu ſuchen, wie unſere Eltern.

92.

Orcha, 13. Auguſt 1812.

Leben, das heißt das Leben fühlen, heißt ſtarke Empfindungen haben. Da jedoch die Wirkung dieſer Kraft für jedes Individuum verſchieden iſt, ſo iſt das, was für den einen Menſchen zu ſtark iſt, gerade ſoviel, als ein anderer zu ſeiner Anregung braucht, zum Beiſpiel das Gefühl, im feindlichen Feuer von den Geſchoſſen verſchont zu bleiben, das Gefühl, tief nach Rußland zur Verfolgung jener Barbaren einzudringen. Ein Gleiches gilt von der Tragödie Racines und Shakeſpeares.

93.

Große Seelen ſind nicht leicht zu finden; ſie verbergen ſich. Für gewöhnlich ſieht man nur ein wenig Originalität. Es gibt mehr große Seelen, als man glaubt.

94.

Alles kann man in der Einſamkeit erwerben, nur nicht Charakter.

95.

Die Einſamkeit iſt zum Genuſſe der eigenen Seele und der Liebe nötig. Wer aber Erfolg haben will, muß die Welt kennen gelernt haben.

96.

Meſſe in den Tuilerien, 1811.

Bei Hoffeſtlichkeiten erinnern die enthüllten Buſen der Damen, die ſie zur Schau tragen wie die Offiziere ihre Paradeuniformen, und die doch bei allem Reiz keine Empfindungen in uns erwecken, unwillkürlich an die Szenen Aretins.

Man ſieht, wie die ganze Geſellſchaft aus Geldgier dem einen Manne zu gefallen ſucht, man ſieht eine große Menge ohne Moral und ohne Leidenſchaft einmütig dasſelbe Ziel verfolgen, und dies alles im Beiſein ſehr entblößter Frauen mit der Phyſiognomie der Bosheit und des ſardoniſchen Lächelns für alles, was nicht perſönlichen Vorteil bringt oder mit barem Genuſſe bezahlt wird. Es gibt dies eine Vorſtellung vom Leben im Bagno und zerſtreut alle Bedenken, welche die Tugend oder das innere Glück in einer ſelbſtzufriedenen Seele entſtehen läßt.

Mitten in dieſem Wirrwarr ergreift einen das Gefühl der Vereinſamung und ſtimmt zarte Herzen zur Liebe.

97.

Nur ein ſehr kleiner Teil der Kunſt glücklich zu ſein iſt eine exakte Wiſſenſchaft, eine Art Leiter, auf der die Menſchheit in jedem Jahrhundert ſicherlich eine Sproſſe höher ſteigt; es iſt der Teil, der von der Regierung abhängt. Und auch das iſt Theorie; mir kommen die Venetianer von 1770 glücklicher vor, als die Menſchen in Philadelphia von heute.

Übrigens iſt es mit der Kunſt glücklich zu ſein wie mit der Dichtkunſt. Abgeſehen von der Vervollkommnung der Technik hatte Homer vor zweitauſend Jahren mehr Begabung als Lord Byron.

Wenn ich aufmerkſam im Plutarch leſe, glaube ich zu erkennen, daß man in Sizilien zur Zeit Dions, obwohl es damals weder Buchdruckereien noch Eispunſch gab, glücklicher war, als wir es heutzutage zu ſein verſtehen.

Ich möchte lieber ein Araber des fünften Jahrhunderts, als ein Pariſer des neunzehnten ſein.

98.

Ich nenne Freude jede Wahrnehmung der Seele, die ſie lieber empfinden, als nicht empfinden möchte, und Schmerz jede Wahrnehmung, die ſie lieber nicht empfinden, als empfinden möchte.

Wenn ich lieber einſchlafen möchte, als das empfinden, was ich gerade empfinde, ſo leide ich. Folglich iſt die Liebesſehnſucht kein Leid, denn der Liebende verläßt die angenehmſte Geſellſchaft, um ſich ungeſtört ſeinen Träumereien hinzugeben.

Durch lange Dauer werden körperliche Freuden vermindert, Leiden vergrößert. Seeliſche Freuden hin-

gegen vergrößern oder vermindern sich je nach der Dauer der Leidenschaft; seelische Leiden werden durch die Zeit abgeschwächt. Wie viele untröstliche Witwen trösten sich mit der Zeit.

Nehmen wir einen Mann, der sich im Zustande der Gleichgültigkeit befindet, und es widerfährt ihm eine Freude. Ein anderer Mann befindet sich in einem Zustande heftigen Schmerzes, und dieser Schmerz hört plötzlich auf. Ist nun die Freude beider Menschen von gleicher Beschaffenheit? Ich sage: nein.

Nicht alle Freuden entstehen aus dem Aufhören des Schmerzes. Jemand, der lange Zeit hindurch sechstausend Franken Jahreseinnahme gehabt hat, gewinnt fünfhunderttausend Franken in der Lotterie. Dieser Mann war nicht daran gewöhnt, nach Dingen zu trachten, die man nur mit einem großen Vermögen erlangen kann. (Ich will beiläufig bemerken, daß es einer der Nachteile des Pariser Lebens ist, diese Gewohnheit mit Leichtigkeit zu verlieren.)

Man hat eine Maschine zum Schneiden der Gänsefedern erfunden. Ich habe sie mir heute Vormittag gekauft. Sie macht mir große Freude, denn ich hatte zum Federnschneiden keine Geduld. Aber trotzdem war ich gestern, wo ich diese Maschine noch nicht kannte, nicht unglücklich. War Petrarca unglücklich darüber, daß er den Kaffee nicht kannte?

Wozu das Glück definieren? Jedermann kennt es. Wir fühlen es, wenn wir das erste Rebhuhn im Fluge erlegt haben, wenn wir gesund und munter aus dem ersten Gefecht heimkehren . . .

Die Freude über das Aufhören eines Schmerzes ist sehr flüchtig, und die Erinnerung daran nicht einmal

immer angenehm. Einer meiner Kameraden wurde in der Schlacht bei Borodino durch einen Granatsplitter in der Hüfte verwundet. Nach einigen Tagen drohte das Wundfieber. Schnell wurden Béclar, Larrey und ein paar berühmte Chirurgen zusammenberufen. Eine Beratung fand statt, deren Ergebnis meinem Freunde kund tat, es sei kein Wundfieber. In jenem Augenblicke beobachtete ich, daß er glücklich war. Sein Glück war groß, aber nicht ungetrübt. Im geheimen nagte an seiner Seele der Argwohn, daß er doch noch nicht über alle Gefahr hinaus sei. Er wollte den Ärzten nicht recht trauen und machte sich über ihre Glaubwürdigkeit Gedanken. Immer wieder dachte er an die Möglichkeit des Wundfiebers. Wenn man ihm heute nach zehn Jahren jene ärztliche Beratung erwähnt, hat er eine schmerzliche Empfindung. Sofort übermannt ihn die Erinnerung an das erlebte Unglück.

Die Freude über das Aufhören eines Schmerzes besteht darin:

erstens, über alle Einwände unseres Inneren obzusiegen,

zweitens, alle verlorenen Vorteile wieder zu haben.

Die Freude über einen Gewinn von fünfhunderttausend Franken besteht darin, sich alle die neuen und außergewöhnlichen Genüsse in der Phantasie vorzustellen, die man sich nun verschaffen wird.

Eine seltsame Ausnahme gibt es. Man muß in Betracht ziehen, ob der Gewinner sich vordem in zu hohem oder in zu geringem Maße ein großes Vermögen erträumt hat. Hat er keine großen Wünsche gehabt, und ist er ein beschränkter Kopf, so wird er zwei bis drei Tage überhaupt gar nicht wissen, was

er mit dem Gelde anfangen ſoll. Hat er zu große Wünſche gehabt, ſo hat er ſich allen Genuß bereits vorweg genommen, er hat ſich den Genuß zu lebhaft ausgemalt.

Dieſes Unglück gibt es in der Liebe aus Leidenſchaft nicht. Ein hell loderndes Herz denkt nicht an die letzte, höchſtens an die nächſte Gunſtbezeugung der Geliebten. Hat ſie uns grauſam behandelt, ſo ſehnen wir uns nach einem Händedruck von ihr. Weiter hinaus hegt die Phantaſie keine Wünſche. Will man ſie dazu zwingen, ſo läßt ſie uns ſchnell im Stich, aus Furcht, die Geliebte zu entweihen.

Hat die Freude ihr Ende gefunden, ſo ſinken wir natürlich in den Zuſtand der Gleichgiltigkeit zurück. Aber dieſe Gleichgiltigkeit iſt eine andere, als früher. Der zweite Zuſtand unterſcheidet ſich von dem erſten dadurch, daß wir vorher empfänglicher für den Genuß waren und daß wir mit mehr Entzücken das Glück genießen konnten. Jetzt ſind die genießenden Organe ermattet, und unſere Phantaſie hat keine Neigung mehr, jene Gedanken wachzurufen, die das nun befriedigte Begehren reizten.

Wenn man uns dagegen mitten im Glück dem Genuſſe entreißt, fühlen wir Leid.

99.

Die Freude macht nicht halb ſo viel Eindruck wie der Schmerz, und unſer Mitgefühl wird durch eine Schilderung des Glückes weit weniger in Mitleidenſchaft gezogen, als durch eine Schilderung des Unglücks. Deshalb können auch die Künſtler das Unglück nie erſchütternd genug darſtellen. Nur vor

einer Klippe müſſen ſie ſich hüten, vor Dingen, die Abſcheu erregen.

Durch die einfache Tatſache des Vorhandenſeins einer Monarchie, wie die Ludwigs des Vierzehnten, die vom Adel umgeben iſt, wird alles, was in den Künſten einfach iſt, grob. Der Ariſtokrat, vor dem ſie ſich entfalten, fühlt ſich abgeſtoßen. Dieſe Empfindung iſt aufrichtig und deshalb achtbar.

Man ſehe nur zu, wie der ſchwächliche Racine die heroiſche und im Altertum ſo ſehr verherrlichte Freundſchaft des Oreſt und Pylades aufgefaßt hat. Oreſt duzt Pylades, und dieſer redet jenen mit „Herr" an. Und doch ſoll Racine unſer erſchütterndſter Dramatiker ſein! Wer auf ein ſolches Beiſpiel hin kein Einſehen hat, mit dem iſt über dieſes Thema überhaupt nicht zu reden.

100.

Wenn es überhaupt einen Zeitpunkt gibt, an dem die Gefangenſchaft — nach der landläufigen und von gewöhnlichen Menſchen als vernünftig bezeichneten Anſchauung — erträglich iſt, ſo müßte es der ſein, an dem ein armer Gefangener nach mehreren Jahren Gefängnis nur noch ein bis zwei Monate bis zur Wiedererlangung der Freiheit zählt. Aber die Kriſtallbildung will es anders. Der letzte Monat iſt qualvoller, als die letzten drei Jahre. Man hat mir berichtet, daß im Gefängnis von Melun mehrere langeingekerkerte Sträflinge wenige Monate vor dem Tage ihrer Entlaſſung vor Ungeduld geſtorben ſind.

101.

Nur eine große Seele wagt es, einen einfachen Stil zu haben. Das iſt auch der Grund, weshalb Rouſſeau

in die „neue Heloiſe“ ſo viel Rhetorik gelegt hat, und weshalb man ſie mit dreißig Jahren nicht mehr leſen mag.

102.

Der Einfluß des Ranges auf das Genie iſt bei einem Emporkömmling ſtets zu verſpüren. Ich erinnere an Rouſſeau, der ſich in alle großen Damen verliebte, die ihm im Leben begegneten, und der vor Entzücken weinte, als der Herzog von L***, einer der fadeſten Höflinge ſeiner Zeit, nach rechts anſtatt nach links zu gehen geruhte, um Coindet, einen Freund Rouſſeaus, zu begleiten.

103.

Der größte Philoſoph, den die Franzoſen gehabt haben, hätte in der Einſamkeit der Alpen leben müſſen, an irgend einem weltfernen Orte, und von da ſein Buch nach Paris ſchicken, ohne ſelbſt jemals hinzukommen. Helvetius war ein ſo einfacher, ehrlicher Menſch, daß gezierte und unnatürliche Leute, wie Suard, Marmontel und Diderot nicht begreifen konnten, daß er ein großer Philoſoph ſei. Sie verſtellten ſich nicht, wenn ſie ſeine tiefe Weisheit geringſchätzten. Zunächſt war ſie einfach, was in Frankreich eine unverzeihliche Sünde iſt, und dann zeigte nur der Verfaſſer, aber nicht ſein Buch, eine Schwäche; er legte nämlich einen ſehr großen Wert auf das, was man in Frankreich „gloire“ (Berühmtheit) nennt, und wollte wie ſeine Zeitgenoſſen Balzac, Voiture und Fontenelle in Mode ſein.

Rouſſeau hatte zu viel Empfindlichkeit und zu wenig ſcharfen Verſtand, Buffon zu viel Ziererei mit ſeinem botaniſchen Garten und Voltaire zu viel Kindereien im

Kopfe, um den Grundgedanken des Helvetius richtig beurteilen zu können.

Helvetius hat den kleinen Fehltritt begangen, jenen Grundgedanken „Intereſſe“ zu nennen, anſtatt ihm den hübſchen Namen „Genuß“ zu geben. Was ſoll man über einen ganzen Literaturabſchnitt denken, wenn er ſich durch einen derartig geringen Fehler irreführen läßt?

Ein Mann von mittelmäßigem Geiſt, wie zum Beiſpiel der Prinz Eugen von Savoyen, wäre an Regulus Stelle ruhig in Rom geblieben und hätte ſich am Ende über die Dummheit des Senats von Karthago luſtig gemacht. Regulus kehrte nach Karthago zurück. Trotzdem wäre Prinz Eugen genau ſo ſeinem individuellen Intereſſe gefolgt, wie Regulus.

In faſt allen Ereigniſſen des Lebens ſieht eine vornehme Seele die Möglichkeit einer Handlung, von der eine gewöhnliche Seele keine Ahnung hat. Im Augenblick, wo die vornehme Seele dieſe Möglichkeit erkennt, hat ſie das Intereſſe, die Tat auszuführen. Wenn ſie dieſe ſich anbietende Tat unterließe, würde ſie ſich ſelbſt verachten, ſie würde unglücklich werden. Unſere Pflichten hängen von der Tragweite unſeres Geiſtes ab.

Der Grundgedanke des Helvetius iſt wahr, ſelbſt in den törichſten Übertreibungen der Liebe, ſogar beim Selbſtmord. Es iſt widernatürlich und unmöglich, daß der Menſch nicht immer und in jedem beliebigen Augenblicke das tun ſoll, was gerade möglich iſt und was ihm den größten Genuß bereitet.

104.

Die Veranlagung zur Liebe aus Sinnlichkeit und beſonders zum ſinnlichen Genuß iſt bei beiden Ge-

ſchlechtern ſehr verſchieden. Im Gegenſatz zu den Männern ſind faſt alle Frauen mindeſtens einer Art von Liebe fähig. Vom erſten Roman an, den eine Frau mit fünfzehn Jahren heimlich geleſen hat, wartet ſie im ſtillen auf die Liebe. In einer großen Leidenſchaft ſucht ſie den Beweis ihres Wertes. Dieſe Erwartung verdoppelt ſich mit zwanzig Jahren, wenn die erſten Jugendtorheiten überwunden ſind; die Männer dagegen meinen, wenn ſie kaum dreißig Jahre alt ſind, es gäbe keine Liebe oder ſie ſei lächerlich.

105.

Je mehr wir die Gehörnerven anſpannen, um jede einzelne Note herauszuhören, um ſo ſinnlicher ſind wir im Genuſſe der Muſik.

106.

Das Bild der erſten Liebe iſt immer rührend. Warum? Weil es faſt in allen Zonen und bei allen Charakteren gleich iſt.

Daraus folgt, daß die erſte Liebe nicht die leidenſchaftlichſte iſt.

107.

Die erſte Liebe eines jungen Mannes, der in die Welt tritt, iſt gewöhnlich Liebe aus Eitelkeit. Selten wählt er ein ſanftes, liebenswertes, unſchuldiges junges Mädchen. Wie kann er zittern, anbeten, Empfindungen haben, außer vor einer Göttin? Ein junger Menſch muß ein Weſen lieben, deſſen Eigenſchaften ihn in ſeinen eigenen Augen erhöhen. Auf dem Abſtieg des Lebens zweifelt man am Erhabenen und beſcheidet ſich, das Einfache und Unſchuldige zu lieben. Zwiſchen beiden Gegenſätzen liegt die wahre Liebe, die nur an ſich ſelbſt denkt.

108.

Die Liebe in der höchſten Geſellſchaft iſt Liebe am Kampf, Liebe am Spiel.

109.

Sei es aus Eitelkeit, aus Mißtrauen oder aus Furcht vor unglücklicher Liebe: die meiſten Weltmänner beginnen eine Frau erſt nach ihrer Hingabe zu lieben.

110.

Je allgemeiner man gefällt, um ſo flüchtiger gefällt man.

111.

Die galanten Frauen erniedrigt der Gedanke, den ſie ſelbſt haben und den man von ihnen hat, nämlich der, daß ſie einen großen Fehltritt begehen.

112.

Am Ende eines Beſuches behandelt man ſchließlich einen Geliebten immer beſſer, als man möchte.

113.

Nichts tötet die Liebe aus Galanterie ſchneller, als Anwandlungen von Liebe aus Leidenſchaft.

114.

Wenn man in der Liebe das Geld teilt, ſo ſteigert man die Liebe; wenn man welches gibt, tötet man ſie.

Man bannt das augenblickliche Unglück und die häßliche Furcht vor künftigem Mangel, oder beſſer geſagt, man ruft die Empfindung hervor, daß man zu zweit iſt, und die daraus entſtehende Politik; man zerſtört die Einheit.

115.

Die Liebe iſt wie ein Fieber, das zwei Menſchen gleichzeitig befällt. Wer von beiden zuerſt geſundet, den langweilt der andere gräßlich.

116.

Ein Liebeszeichen können eigennützige Frauen nicht erheucheln. Liegt wahre Freude in der Wiederverſöhnung? Oder denkt man dabei etwa an Vorteile, die daraus erſprießen?

117.

Ein Mann von choleriſchem Temperament, wenn er ein nicht zu abſtoßendes Äußeres hat, iſt vielleicht am meiſten geeignet, die Phantaſie der Frauen zu reizen und zu entzünden. Wird ein ſolcher Charakter aber einmal von einer Frau verſtanden, ſo muß er ſie fortreißen; ja, ſelbſt ein Mann, wie der wilde und fanatiſche Balfour in Scotts „Old Mortality“. Er iſt für ſie der Gegenſatz zum Proſaiſchen.

118.

Die Schwiegertochter des Pythagoras ſagte: „Eine Frau, die ſich einem Manne hingibt, muß mit ihren Kleidern nach und nach die Schamhaftigkeit fallen laſſen und ſie mit ihnen wieder anlegen.“

119.

Wenn die Seele bemüht iſt, falſche Scham, die ſie bedroht, zu bekämpfen, ſo iſt ſie nicht genußfähig. Genuß iſt Luxus. Um zu genießen iſt ungefährdete Ruhe nötig.

120.

Es gibt Männer, wie Rouſſeau, die ſelbſt Dirnen gegenüber falſche Scham empfinden; ſie gehen nicht zu ihnen, denn man hat ſie nur einmal, und dieſes erſte Mal iſt unangenehm.

121.

Prüderie iſt eine Art von Geiz, die allerſchlimmſte.

122.

Die achtbarſte Quelle des weiblichen Stolzes iſt die Furcht, in den Augen des Geliebten durch irgend einen voreiligen Schritt oder durch eine Handlung, die ihm unweiblich erſcheinen könnte, zu verlieren.

123.

Wenn man vor den Augen des Zuſchauers das Gefühl der Tugend im Gegenſatz zu dem der Liebe darſtellt, ſo findet man, daß man ein Herz, in zwei Empfindungen zerlegt, geſchildert hat. In Romanen iſt die Tugend nur dazu gut, um geopfert zu werden (Rouſſeaus Julie von Etanges).

124.

Woher rührt die Unduldſamkeit der Stoiker? Aus derſelben Quelle, wie die der ſtrengſten Frömmler. Sie ſind mißmutig, weil ſie gegen die Natur kämpfen, ſich Entbehrungen aufbürden und weil ſie leiden. Wenn ſie ſich ernſtlich über den Haß Rechenſchaft ablegen wollten, den ſie gegen die Anhänger einer weniger ſtrengen Moral hegen, ſo müßten ſie ſich eingeſtehen, daß er einer geheimen Eiferſucht auf das Glück entſpringt, um das ſie die anderen beneiden und dem ſie entſagt haben, ohne an die Belohnungen zu glauben, die ſie für ihr Opfer entſchädigen ſollen. (Diderot.)

125.

Frauen, die oft ſchlechter Laune ſind, ſollten ſich fragen, ob ſie mit ihrem Benehmen wirklich den Weg eingeſchlagen haben, den ſie aufrichtig für den Weg zum Glück halten. Liegt im Herzensgrunde einer Prüden nicht ein wenig Mangel an Mut, vermiſcht mit etwas niedriger Rachſucht?

126.

Die öffentliche Meinung hat von Dingen des Gefühls nur niedrige Anſchauungen und doch machen Frauen das Urteil der großen Menge zum höchſten Richter ihres Lebens. Selbſt die hervorragendſten tun es, oft ohne es zu merken und trotzdem ſie ſelbſt anders denken. Es iſt das ein großer Fehler, der jeden rechten Mann tief verletzen muß.

127.

Die Frauen glauben im erſten beſten Trottel oder in der erſten beſten falſchen Freundin, die ſich vor ihnen als treue Dolmetſcher der öffentlichen Meinung aufſpielen, die Stimme der letzteren zu vernehmen.

128.

Eine ehrbare Frau hält ſich auf ihrem Landgute eine Stunde lang im Treibhauſe mit ihrem Gärtner auf. Leute, mit denen ſie ſich nicht gut ſteht, beſchuldigen ſie einer Liebſchaft mit dem Gärtner.

Was ſoll ſie dagegen ſagen? Die Sache iſt ja möglich. Sie könnte entgegnen: „Mein Charakter ſpricht für mich, meine ganze Lebensführung.“ Aber auch das iſt ganz unſichtbar für boshafte Menſchen, die nichts ſehen wollen, und für Dumme, die nichts ſehen können.

129.

Am meiſten nachſichtig, weil am glücklichſten, iſt die unbefangene Tugend.

Unmittelbar nach dieſem Glücke kommt das einer jungen, hübſchen und leichtlebigen Frau, die ſich keine Vorwürfe macht.

In Meſſina ſagte man der Gräfin Vicenzella Schlechtes nach. „Was wollen die Leute,“ ſagte ſie, „ich bin jung,

frei, reich und vielleicht auch nicht häßlich. Ich wünsche allen Frauen Messinas ein Gleiches." (Delfante.)

130.

In Italien überlassen sich die jungen Mädchen, wenn sie lieben, völlig den Eingebungen der Natur. Höchstens werden sie noch durch ein paar recht treffliche Lebensregeln beeinflußt, die sie beim Lauschen an den Türen gelernt haben.

Als ob es der Zufall so wollte, daß hier alles auf die Erhaltung der Natürlichkeit hinwirkt, lesen sie auch keine Romane, aus dem einfachen Grunde, weil es keine gibt.

In Genf und in Frankreich dagegen verlieben sich die jungen Mädchen mit sechzehn Jahren, um einen Roman zu erleben, und bei jedem Schritte und bei jeder Träne fragen sie sich: „Benehme ich mich jetzt auch so gut, wie Julie von Etanges?"

131.

Natürlichkeit. Heute Abend habe ich an einem jungen Mädchen, das allerdings einen großen Charakter zu haben scheint, den Triumph der Natürlichkeit gesehen oder glaube ihn wenigstens gesehen zu haben. Melanie verehrt augenscheinlich einen ihrer Vettern und ist sich auch ihres Herzenszustandes bewußt. Der Vetter liebt sie; aber, weil sie ihm gegenüber sehr ernst ist, denkt er, er gefalle ihr nicht, und läßt sich von den auffälligen Gunstbezeugungen Claras, einer jungen Witwe, der Freundin Melanies, fesseln. Ich glaube, er wird sie heiraten. Melanie sieht es und leidet alle Qualen, die ein stolzes und gegen seinen Willen von heftiger Leidenschaft erfülltes Herz erdulden kann. Sie

brauchte ihr Benehmen nur ein wenig zu ändern, aber sie hält es für eine niedrige und für ihr ganzes Leben folgenschwere Handlung, nur einen Schritt vom Natürlichen abzuweichen.

132.

Ich habe kürzlich in einem schönen Schlosse in der Umgegend von Paris einen sehr hübschen, begüterten und geistreichen jungen Mann von kaum zwanzig Jahren kennen gelernt. Der Zufall führte ihn dort beinahe allein und für lange Zeit mit einem bildschönen achtzehnjährigen Mädchen zusammen, das begabt, äußerst feingeistig und ebenfalls sehr reich ist. Wer hätte nun nicht eine Leidenschaft erwartet? Nichts davon; die Geziertheit war bei diesen beiden reizenden Wesen so groß, daß jeder vollauf mit sich selbst und dem Eindruck, den er hervorrufen wollte, beschäftigt war.

133.

Kinder weinen, um ihren Willen durchzusetzen, und wenn man nicht darauf hört, stellen sie sich krank. Junge Frauen sind beleidigt aus Eigenliebe.

134.

Schmeicheleien, die man kleinen dreijährigen Mädchen sagt, sind entschieden das sicherste Mittel, ihnen die verderblichste Eitelkeit anzuerziehen. Hübsch sein ist die erste Tugend und die nützlichste in der Welt. Hübsche Kleider haben, heißt hübsch sein.

135.

Gestern Abend hörte ich zwei reizende kleine Mädchen von vier Jahren, als ich sie schaukelte, recht leicht-

ſinnige Liebeslieder ſingen. Die Dienſtmädchen bringen ihnen ſolche Lieder bei, und ihre Mutter ſagt ihnen, daß „Liebe“ und „Geliebter“ inhaltloſe Wörter ſeien.

136.

Zart beſaitete Seelen bedürfen einer Frau gegenüber der Ungezwungenheit, ehe ſich ihre Liebe entwickelt.

137.

Der General Teulié ſagte mir heute Abend, er hätte entdeckt, was ihn in Geſellſchaft von affektierten Frauen ſo ſchrecklich wortkarg und kalt mache; er fühle ſich hinterher bitter beſchämt, vor ſolchen Geſchöpfen ſeine Empfindungen mit Wärme offenbart zu haben.

Er war einer von den Menſchen, die nichts zu ſagen wiſſen, wenn ſie nicht mit ganzer Seele reden dürfen. Er wußte ſelbſt ſehr gut, daß er ſich auf die konventionelle Plauderei und den guten Ton nicht verſtand. Dadurch war er in den Augen unnatürlicher Frauen wirklich lächerlich und unbegreiflich. Der Himmel hatte ihn nicht zum Geſellſchaftsmenſchen geſchaffen.

138.

Vollkommene Natürlichkeit und völliges Vertrautſein ſind nur in der Liebe aus Leidenſchaft zu finden, denn in allen anderen Arten der Liebe denkt man an die Möglichkeit eines glücklicheren Rivalen.

139.

Je heftiger jemand verliebt iſt, um ſo größere Gewalt muß er ſich antun, um eine vertrauliche Berührung der Geliebten zu wagen und den Zorn eines Weſens herauszufordern, daß ihm wie eine Gottheit zugleich die größte Liebe und den höchſten Reſpekt einflößt.

Dieſe Furcht, die Folgen einer zu zärtlichen Leidenſchaft, oder in der Liebe aus Galanterie die falſche Scham, die aus einem maßloſen Wunſche zu gefallen und aus dem Mangel an Zuverſicht entſpringt, erweckt ein äußerſt peinliches Gefühl, das einem unüberwindlich vorkommt und deſſen man ſich ſchämt. Wenn aber die Seele damit beſchäftigt iſt, Scham zu empfinden und dieſe zu überwinden, ſo kann ſie ſich nicht dem Genuſſe überlaſſen; denn ehe man an den Genuß, einen Luxus, zu denken vermag, muß das Gefühl der Sicherheit unbedingt ſein.

140.

Das Schamgefühl iſt eine der Quellen der Putzſucht; durch Anlegen von Schmuck erklärt eine Frau ſich mehr oder weniger. Darum iſt auch die Putzſucht im Alter ſo unangebracht. Eine Frau in der Provinz, die danach trachtet, die Pariſer Moden mitzumachen, gibt falſche Verſprechungen und macht ſich lächerlich. Eine Kleinſtädterin, die nach Paris kommt, muß ſich anfangs kleiden, als ob ſie dreißig Jahre alt ſei.

141.

Das Gewöhnliche lähmt die Phantaſie und verurſacht bei mir ſofort tödliche Langeweile.

142.

Genaueres Bekanntwerden zerſtört mitunter die Kriſtallbildung. Ein reizendes, ſechzehnjähriges junges Mädchen verliebte ſich in einen ſchönen jungen Mann gleichen Alters, der es nicht verſäumte, ihr jeden Abend zur Veſperſtunde eine Fenſterpromenade zu machen. Ihre Mutter lud ihn auf acht Tage nach ihrem Landgute ein. Ich gebe zu, daß das Mittel gewagt war, aber das junge Mädchen hatte eine romantiſche Seele

und der junge Mann war ein wenig fade. Nach drei Tagen verachtete sie ihn.

143.

Wenn die Liebe durch einen zu schnellen Sieg in ihrer Entwickelung gehindert wird, kann sich die Kristallbildung bei zarten Charakteren hinterher zu äußern suchen. Sie sagt lächelnd: „Ich liebe dich ja gar nicht!“

144.

Die Kristallbildung kann nicht durch Menschen erregt werden, die Abbilder unserer selbst sind. Die gefährlichsten Rivalen sind Menschen von ganz entgegengesetztem Charakter.

145.

Ich kann nicht umhin, hier einen Brief einzufügen, den eine junge Deutsche in schlechtem Englisch geschrieben hat. Er beweist, daß es ausharrende Liebe gibt und daß nicht alle genialen Männer wie Mirabeau sind. Der berühmte Dichter Klopstock galt in Hamburg für einen liebenswürdigen Mann. Folgendes schrieb seine junge Frau an eine vertraute Freundin:

„After having seen him two hours, I was obliged to pass the evening in a company, which never had been se wearisome to me. I could not speak, I could not play; I thought I saw nothing but Klopstock; I saw him the next day, and the following and we were very seriously friends. But the fourth day he departed. It was a strong hour, the hour of his departure! He wrote soon after and from that time our correspondence began to be a very diligent one. I sincerely believed my love to be friendship. I spoke with my friends

of nothing but Klopstock, and showed his letters. They raillied at me and said I was in love. I raillied then again, and said that they must have a very friendshipless heart, if they had no idea of friendship to a man as well as to a woman. Thus it continued eight months, in which time my friends found as much love in Klopstock's letters as in me. I perceived it likewise, but I would not believe it. At the last Klopstock said plainly that he loved; and I startled as for a wrong thing; I answered that it was no love, but friendship, as it was what I felt for him; we had not seen one another enough to love (as if love must have more time than friendship). This was sincerely my meaning, and I had this meaning till Klopstock came again to Hamburg. This he did a year after we had seen one another the first time. We saw, we were friends, we loved; and a short time after, I could even tell Klopstock that I loved. But we were obliged to part again, and wait two years for our wedding. My mother would not let marry me a stranger. I could marry then without her consent, as by the death of my father my fortune depended not on her; but this was a horrible idea for me; and thank heaven that I have prevailed by prayers! At this time knowing Klopstock, she loves him as her lifely son, and thanks god that she has not persisted. We married and I am the happiest wife im the world. In some few months it will be four years that I am so happy . . ."

(„Correspondence of Richardson," III, 147.)

146.

Den Memoiren der Mrs. Hutchinſon entnehme ich folgenden merkwürdigen Beweis für den Wahnſinn der Kriſtallbildung (I, 83):

„ . . . Er erzählte Mr. Hutchinſon die Geſchichte eines Fremden, der ſich vor kurzem in Richmond niedergelaſſen hatte, um daſelbſt einige Zeit zu bleiben. Bei ſeiner Ankunft fand er alle Welt über den eben erfolgten Tod einer Dame ſchmerzlich bewegt. Überall hörte er dieſelbe Klage, ſo daß er ſich ſchließlich nach Einzelheiten aus dem Leben dieſer allgemein betrauerten Dame erkundigte. Er fand an dieſen Mitteilungen ein ſo ſtarkes Intereſſe, daß ihm gar nichts anderes mehr Freude bereitete, und bald mochte er keine andere Unterhaltung mehr anhören, verfiel in die tiefſte Schwermut, ſuchte überall nach den Spuren der Vorſtorbenen, verbrachte ganze Tage in Schmerz und Tränen und ſtarb nach wenigen Monaten vor Verzweiflung. Und dieſe Geſchichte war buchſtäblich wahr.“

147.

„Geoffroy Rudel, Prinz von Blaya, ein ſehr vornehmer Herr, verliebte ſich in die Prinzeſſin von Tripolis, ohne ſie je geſehen zu haben, weil er von Pilgern, die aus Antiochia zurückkehrten, ſehr viel Gutes und Ritterliches über ſie vernommen hatte, und dichtete auf ſie viele Lieder mit ſchönen Melodien und ſchlichten Worten. Weil er ſie gern ſehen wollte, nahm er an einem Kreuzzuge teil und ſchiffte ſich ein, um zu ihr zu fahren. Unterwegs befiel ihn eine ſchwere Krankheit, ſo daß ſeine Begleiter ſchon ſeinen Tod erwarteten; es gelang ihnen aber, ihn halbtot in eine Herberge

nach Tripolis zu bringen. Man benachrichtigte die Prinzeſſin; ſie kam an ſein Lager und nahm ihn in ihre Arme. Er fühlte ihre Anweſenheit, konnte wieder hören und ſehen und lobte Gott, daß er ihm ſein Leben ſo lange gelaſſen habe, um die Prinzeſſin noch zu ſehen. So ſtarb er in ihren Armen und ſie ließ ihn im Hauſe der Templer zu Tripolis mit Ehren beſtatten. Am ſelben Tage ging ſie aus Schmerz um ihn und ſeinen Tod ins Kloſter." (Überſetzt aus einer provençaliſchen Handſchrift des dreizehnten Jahrhunderts.)

148.

Es iſt ein Merkmal der Liebe, daß alle Freuden und Leiden, die jede andere Leidenſchaft und jedes andere menſchliche Begehren verurſacht, uns mit einem Male nicht mehr berühren.

149.

„Ich werde nie lieben können," ſagte eine junge Frau zu mir, „Mirabeau und ſeine ‚Briefe an Sophie' haben mir die großen Seelen verleidet. Dieſe unheilvollen Briefe haben auf mich den Eindruck perſönlicher Erfahrungen gemacht."

„Suchen Sie, wenn es auch in Büchern nie ſo iſt, das Herz Ihres Verehrers *vor* der völligen Hingabe zu gewinnen, bleiben ſie zwei Jahre ſtandhaft."

150.

Was für ein Augenblick iſt der Händedruck der geliebten Frau. Das einzige damit vergleichbare Glück iſt das berauſchende Bewußtſein der Macht, das Könige und Miniſter zu verachten ſich den Anſchein geben.

151.

Eine junge Frau hat einen Geliebten, den ſie ſchlecht behandelt und von dem ſie ſich kaum die Hand küſſen

läßt. Ihr Gatte hat im beſten Falle den niedrigſten ſinnlichen Genuß, der andere das köſtlichſte und lebendigſte Glück der Welt.

152.

Während ſich ihr eiferſüchtiger Liebhaber in Verdruß, Habgier, Haß und vergifteter kalter Leidenſchaft verzehrt, verbringe ich, obgleich ſie mich aus Mißtrauen ſchlecht behandelt, eine glückliche Nacht und träume von ihr.

153.

Wie oft habe ich bei allem meinen Mut ausgerufen: „Wenn mir jemand eine Kugel durch den Kopf ſchöſſe, würde ich mich im Sterben, wenn ich noch Zeit dazu hätte, bei ihm bedanken!“ In der Liebe hat man nur Mut, wenn man ſchon nicht mehr recht liebt.

154.

Alviza bezeichnet es als einen unverzeihlichen Mangel an Zartgefühl, Briefe, in denen man von Liebe redet, an eine angebetete Frau zu richten, die einem unter zärtlichen Blicken ſchwört, daß ſie uns nie wird lieben können.

155.

Beſtändigkeit nach dem Siege läßt ſich höchſtens danach vorausbeſtimmen, in welchem Grade man ſie trotz aller Zweifel, aller Eiferſucht und aller Lächerlichkeiten *vor* der Hingabe hatte.

156.

In der Liebe zweifelt man oft an Dingen, an die man feſt glaubt. In allen anderen Leidenſchaften hegt man keine Zweifel an dem, was man einmal für bewieſen nimmt.

157.

Ich habe beobachtet, wie ein Mann entdeckt, daß ein Rivale geliebt wird, während es dieser in seiner Leidenschaft nicht merkt.

158.

Heloïse spricht von ihrer Liebe, ein Geck spricht von der seinen, und doch ist beides kaum dem Namen nach gleich. Es ist wie mit der Liebe für Konzerte und der Liebe für Musik. Der eine liebt den eitlen Genuß, den ihm sein Spiel inmitten einer glänzenden Gesellschaft gewährt, der andere liebt zärtliches, einsames, schüchternes Träumen.

159.

Ein Wörterbuch der Musik ist noch nicht verfaßt, nicht einmal begonnen worden. Nur durch Zufall kann man den musikalischen Ausdruck für Zorn oder Liebe und ihre Nuancen finden. Der Tonkünstler findet ihn nur, wenn ihn die Gegenwart der Leidenschaft oder die Erinnerung an eine solche begeistert. Menschen, die ihr Jugendfeuer zum Studium, statt zum Empfinden verbrauchen, können nie große Künstler werden. Nichts ist einfacher, als diese Folgerung.

160.

Ohne Nuancen ist der Besitz einer angebeteten Frau kein Glück und überhaupt unmöglich.

161.

Leidenschaft nenne ich nur die durch großes Unglück erprobte Liebe, durch solches Unglück, wie es Romane wohlweislich nicht schildern und auch gar nicht zu schildern imstande sind.

162.

Zweifellos ist es eine Torheit für den Menschen, sich der Liebe aus Leidenschaft auszusetzen. Aber manchmal wirkt das Gegenmittel zu kräftig. Die jungen Nordamerikanerinnen sind von vernünftigen Ideen so durchdrungen und gestählt, daß die Liebe, diese Blume des Lebens, ihrer Jugend fremd bleibt.

163.

Es ist ein gewöhnlicher Gedanke, den man gerade deshalb leicht vergißt, daß tagtäglich die fühlenden Seelen immer seltener und die Verstandesmenschen immer häufiger werden.

164.

Die wahre Liebe läßt den Gedanken an den Tod als etwas Alltägliches, Leichtes, Schreckenloses erscheinen, als einfachen Gegenstand der Vergleichung, als einen Preis, den man willig für mancherlei zahlen würde.

165.

Die Liebe ist die einzige Leidenschaft, die sich mit selbstgeprägter Münze bezahlt.

166.

Es ist ein köstlicher Genuß, eine Frau in die Arme zu schließen, die uns viel Böses angetan hat, die lange Zeit unsere grausame Feindin war und es jederzeit wieder werden kann.

Derartig war das Glück der französischen Offiziere 1812 in Spanien.

167.

Die Grausamkeit ist nichts weiter, als krankes Mitleid. Die Macht ist nur deshalb das höchste Glück nächst der Liebe, weil man glaubt, des Mitgefühls Herr zu sein.

168.

Nichts ist so interessant wie die Leidenschaft, weil in ihr alles unvorhergesehen ist und weil der, welcher sie hegt, ihr Opfer ist. Nichts ist so leicht wie die Galanterie, bei der alles Berechnung und prosaische Alltäglichkeit ist.

169.

Wenn eine feinfühlige Frau wissen will, ob der von ihr angebetete Mann sie aus Leidenschaft liebt, so muß sie die Jugend ihres Geliebten erforschen. Jeder hervorragende Mensch ist bei seinen ersten Schritten ins Leben ein lächerlicher oder erfolgloser Schwärmer. Ein Mann dagegen von fröhlicher und geselliger Gemütsart, der leicht glücklich zu machen ist, kann nie mit der Innigkeit lieben, nach der sich ihr Herz sehnt.

170.

Wenn wir eben die Frau gesehen haben, die wir lieben, stört uns der Anblick jeder anderen Frau und tut den Augen geradezu weh.

171.

Eine Frau gehört von Rechts wegen dem Manne, der sie liebt und den sie mehr liebt, als das Leben.

172.

Nur die durch eine wahre Leidenschaft geknüpften Bande sind immerdar legitim.

173.

In einer vorgeschrittenen Kultur ist die Liebe aus Leidenschaft genau so natürlich, wie bei den Wilden die Liebe aus Sinnlichkeit.

174.

Für die Seele eines großen Malers oder Dichters ist die Liebe etwas Göttliches, das die Grenzen und

den Genuß der Kunſt hundertfach erweitert. Was für große Künſtler ahnen nichts von ihrer Seele und von ihrem Genie. Oft halten ſie ſich ihren Idealen gegenüber für mittelmäßige Talente, weil ſie mit den Eunuchen des Serails nicht übereinſtimmen, mit Laharpe und anderen. Für ſolche Menſchen iſt ſelbſt eine flüchtige Liebe ein Glück.

175.

Ich möchte etwas über den Troſt ſagen können. Wir tun nicht genug, um uns zu tröſten. Vor allem müſſen wir verſuchen, eine Kriſtallbildung in uns zu erwecken, die dem Motiv unſeres Leidens ſo fremd wie möglich iſt.

Man muß den Mut haben, etwas Anatomie zu betreiben, und man wird neue Kräfte entdecken.

Wenn man das zweite Kapitel des Buches über die Gefängniſſe von Villermé (Paris, 1820) zur Hand nimmt, findet man, daß die Gefangenen — wie ſie es ſelbſt nennen — si maritano fra di loro. Die Frauen si maritano anche fra di loro. In ſolchen Verhältniſſen liegt viel Treue, was man an den Männern nicht beobachten könne und was eine Folge der Schamhaftigkeit ſei. Villermé erzählt Seite 99:

„In Saint-Lazare brachte ſich im Oktober 1818 eine Gefangene mehrere Meſſerſtiche bei, weil ſie ſah, daß ihr eine Neuangekommene vorgezogen wurde. Gewöhnlich hängt gerade die Jüngere am innigſten an der anderen.“

Anhang

Felicie

(Ein Beiſpiel für die Liebe in den wohlhabenden Kreiſen Frankreichs)

Gelegentlich ſeines Buches „Über die Liebe“ gingen dem Verfaſſer zahlreiche Briefe zu. Einer der intereſſanteſten (von Victor Jacquemont) ſei hier wiedergegeben.

Saint-Dizier, im Juni 1825.

Mein lieber Philoſoph!

Ich weiß nicht recht, ob Sie mit „Liebe aus Eitelkeit“ die kleine berechnende Eitelkeit der jungen Franzöſin bezeichnen mögen, die Sie im vergangenen Sommer in Aix-les-Bains in Savoyen kennen gelernt haben, und deren Geſchichte ich Ihnen verſprach. Denn in dieſer, übrigens ziemlich faden Komödie ſteckt nicht eine Spur von Liebe. Es iſt ſozuſagen leidenſchaftliche Träumerei, die das Glück der völligen Hingabe überſchätzt.

Glauben Sie aber nicht etwa, ich hätte Ihr Buch nicht verſtanden; ich halte mich lediglich an ein ſchlecht gewähltes Wort.

An jeder Spielart der Liebe muß es irgend eine gemeinſame Eigentümlichkeit geben; im Grunde iſt es das Verlangen nach völliger Hingabe. Nun, in der „Liebe aus Eitelkeit“ fehlt dieſes Kennzeichen.

Wenn man an die tadelloſe Sprachgenauigkeit der Phyſik gewöhnt iſt, ſo ſtößt man ſich leicht an der mangelhaften Ausdrucksweiſe in der Metaphyſik.

Frau Felicie Féline iſt alſo eine junge Franzöſin von fünfundzwanzig Jahren; ſie beſitzt prächtige Landgüter und ein köſtliches Schloß in Burgund. Sie ſelbſt iſt, wie Sie wiſſen, häßlich, aber von ſchöner Figur und lymphatiſch-nervöſem Temperament. Sie iſt durchaus nicht dumm, aber ſicher auch nicht geiſtreich. Im ganzen Leben hat ſie keinen ſtarken oder pikanten Gedanken gehabt. Weil ſie von einer gebildeten Mutter und in ſehr vornehmer Umgebung erzogen worden iſt, ſteckt Methode in ihrem Verſtand. Sie plaudert die Ausſprüche anderer Leute wortgetreu nach, und wunderbar, genau wie eine eigene Leiſtung. Dabei heuchelt ſie ſogar jene feine Verwunderung, die wir über unſere eigenen Einfälle haben. So erſcheint ſie Leuten, die ſie nur ſelten, oder auch beſchränkten Menſchen, die ſie oft ſehen, als reizende und überaus geiſtreiche Dame.

Für Muſik hat ſie genau die nämliche Art von Begabung, wie für Plauderei. Mit ſiebzehn Jahren ſpielte ſie geläufig Klavier und ſo gut, daß ſie hätte Unterricht die Stunde zu acht Franken erteilen können (was ſie natürlich nicht tat, da ſie ſehr reich iſt). Wenn ſie eine Oper Roſſinis gehört hat, vermag ſie am anderen Tage die Hälfte daraus auf dem Klavier zu wiederholen. Infolge ihrer muſikaliſchen Beanlagung trägt ſie mit einem innigen Ausdrucke vor und ſpielt die ſchwierigſten Stücke vom Blatt herunter.

Aber gerade wegen dieſer ſpielenden Auffaſſungsweiſe verſteht ſie ſchwierige Sachen nicht, weder in Büchern, noch in der Muſik. Ich bin feſt davon über-

zeugt, Frau Gherardi würde in zwei Monaten die Theorien des Berzelius begriffen haben; Frau Felicie jedoch iſt unfähig, die erſten Kapitel von Say oder die Lehre von den Kettenbrüchen zu verſtehen. Sie hat in Deutſchland einen ganz berühmten Lehrer in der Harmonie gehabt, aber nicht ein Wort davon erfaßt. Sie hat ein paar Stunden bei Redouté genommen und übertrifft in gewiſſer Hinſicht ihren Lehrer; ihre Roſen ſind noch graziöſer, als die jenes Künſtlers. Ich habe beobachtet, wie ſie mehrere Jahre lang Freude an ihrer Malerei hatte, aber niemals hat ſie ſich andere Gemälde angeſehen, als die in den Kunſtausſtellungen; ſelbſt als ſie das Blumenmalen lernte, und ſogar als wir noch die Meiſterwerke der italieniſchen Malerei beſaßen, kam es ihr nie in den Sinn, ſie betrachten zu wollen. Sie verſteht nichts von der Perſpektive in einer Landſchaft und nichts vom Helldunkel.

Dieſe Unfähigkeit des Verſtandes, ſchwere Sachen zu begreifen, iſt ein Zug der franzöſiſchen Frauen; ſobald etwas anfängt ſchwierig zu werden, wird es ihnen langweilig und ſie laſſen es links liegen.

Aus dieſem Grunde wird auch Ihr Buch von der Liebe keinen Erfolg bei ihnen haben. Sie werden die Anekdoten leſen und die Folgerungen überſchlagen und ſich über alles Überſchlagene luſtig machen. Ich bin recht höflich, daß ich alles das in futuro ſage.

Frau Felicie hat ſich mit achtzehn Jahren ſtandesgemäß verheiratet. Sie ſah ſich mit einem jungen Manne von dreißig Jahren vereint, der ein wenig lymphatiſch und ſanguiniſch, jedenfalls aber nicht gallig und nervös war, dabei gutmütig, ſanft, gleichmäßig und ſehr dumm. Ich kenne niemanden, dem

es ſo vollſtändig an Geiſt fehlt. Trotzdem hatte er die techniſche Hochſchule mit großem Erfolge beſucht; dort habe ich ihn kennen gelernt. In dem Geſellſchaftskreiſe, in dem Felicie aufgewachſen war, hatte man ſeine Verdienſte kräftig herausgeſtrichen, um dadurch ſeine Dummheit in allem, mit Ausnahme ſeiner hervorragenden Begabung in der Leitung von Bergwerken und Hütten, zu bemänteln.

Ihr Gatte widmete ſich ihr nach beſten Kräften, was in dieſem Falle wirklich ſehr viel war. Aber er hatte es mit einem eiskalten Weſen zu tun, mit dem nichts zu machen war. Jene zärtliche Dankbarkeit, die Gatten ſelbſt gleichgültigen Frauen einzuflößen pflegen, währte bei ihr keine acht Tage.

Bei dieſem Zuſammenleben merkte ſie nur das eine, daß man ihr einen Dummkopf zum Partner gegeben hatte, und was noch viel ſchlimmer war: dieſer Dummkopf machte ſich mitunter in der Geſellſchaft lächerlich. Sie fand, daß das Vergnügen, einen ſehr reichen Mann geheiratet zu haben und häufige Schmeicheleien über die Verdienſte ihres Gatten zu ernten, hierdurch reichlich bezahlt ſei. Damit begann er bei ihr in Ungnade zu fallen.

Der Gatte, der nicht aus ſo guter Familie war, wie ſie, dachte, ſie ſpiele die Prinzeſſin. Nun wurde er ſeinerſeits zurückhaltend. Doch da er ein außerordentlich beſchäftigter und ſehr anſpruchsloſer Menſch war, und weil er neben ſeiner Arbeit und ſeinen Maſchinen an ihr die bequemſte Frau beſaß, verſuchte er ab und zu, ihr ein wenig den Hof zu machen. Das war der Grund, weshalb ihr Mißfallen in Abneigung umſchlug, zumal er ſeine Galanterien vor einem

Dritten, mir zum Beiſpiel, verſuchte: ſo täppiſch, gewöhnlich und geſchmacklos war er.

Wenn er dergleichen in meiner Gegenwart von einer anderen Frau geſagt und getan hätte, ſo hätte ich mir vielleicht einfallen laſſen, ihn mit ein paar Ohrfeigen zu unterbrechen. Aber ich wußte, welche nüchterne Seele in Felicie ſteckte, wie ſehr ihr das echte Zartgefühl mangelte. Ich bin ſo oft über ihre Eitelkeit aufgebracht geweſen, daß ich mich begnügte, ſie ein wenig zu bedauern, ſobald ſie durch ihren Gatten in ihrer Eitelkeit verletzt wurde, und entfernte mich.

Auf dieſe Weiſe ging die Ehe einige Jahre hin. Felicie blieb kinderlos.

Solange ihr Gatte in Paris weilte — und er verbrachte nur ſechs Wochen im Sommer in ſeinen burgundiſchen Werken — verkehrte er in der beſten Geſellſchaft, nahm deren Ton an und vervollkommnete ſich bedeutend. Er blieb zwar nach wie vor ungebildet, aber er machte ſich doch nicht mehr lächerlich und hatte täglich größere Erfolge in ſeinem Berufe, die ſich an den bedeutenden Beſitzerwerbungen, die er nach und nach machte, und nach dem letzten Berichte der Jury der nationalen Induſtrieausſtellung beurteilen laſſen.

Infolge der Zurückweiſungen ſeiner Frau bildete ſich Herr Féline bei fünf oder ſechs Gelegenheiten ein, etwas in ſie verliebt zu ſein, und er glaubte das auch. Felicie hängte ihm den Brotkorb höher. Ihre Gefallſucht kam in dieſer Zeit darin zum Ausdrucke, daß ſie ihm öffentlich Liebenswürdigkeiten ſagte, unter vier Augen aber Vorwände fand, ihn grauſam zu behandeln. Dadurch ſteigerte ſie die Begehrlichkeit ihres Gatten; und wenn ſie ſich zur Hingabe herabließ, mußte er ihr

alle Toilettenrechnungen von Leroy oder Lorcelet bezahlen. Dabei fand er ihre ſinnloſen Ausgaben noch beſcheiden.

Während der erſten zwei oder drei Jahre ihrer Ehe, bis zum zwanzigſten oder einundzwanzigſten Lebensjahre, hatte Felicie ihr Vergnügen allein in der Befriedigung folgender Eitelkeiten gefunden:

Schönere Toiletten zu haben, als alle anderen Frauen ihres Kreiſes;

die beſten Diners zu geben;

mehr Schmeicheleien, als jene, für ihr Klavierſpiel einzuernten, für geiſtreicher, als jene zu gelten.

Mit einundzwanzig Jahren begann ſie die Gefühlvolle zu ſpielen. Sie war von einer atheiſtiſchen Mutter und in einem Kreiſe philoſophiſcher Atheiſten erzogen worden. Sie war genau einmal in der Kirche geweſen, bei ihrer Trauung, und auch das hatte ſie kaum gewollt. Seit ſie verheiratet war, las ſie alle möglichen Bücher; Rouſſeau und Frau von Staël fielen ihr in die Hände. Das machte bei ihr Epoche, — ein Beweis, wie gefährlich Bücher ſind.

Zunächſt las ſie „Emile“. Nach dieſer Lektüre fühlte ſie ſich berechtigt, alle jungen Frauen ihrer Bekanntſchaft in geiſtiger Hinſicht recht zu verachten. Wohlgemerkt, ſie hatte kein Wort von der Metaphyſik des ſavoyer Vikars verſtanden. Rouſſeaus Sätze ſind gut durchgearbeitet, ſcharfſinnig und ſehr ſchwierig zu behalten. Sie begnügte ſich alſo damit, gelegentlich eine Bemerkung über die Religion fallen zu laſſen, um in einer gottloſen Geſellſchaft, in der man eher über den König von Siam, als über ſolche Sachen geſprochen hätte, den Trumpf auszuſpielen.

„Corinne“ las sie noch am gründlichsten. Die Sprache der Staël ist auf Wirkung berechnet und prägt sich leicht ein. Felicie lernte eine ganze Reihe von Phrasen aus diesem Buche auswendig. Des Abends suchte sie sich in ihrem Salon unter den jungen Herren die beschränkteren aus und sagte ihnen mir nichts dir nichts gewissenhaft ihre Morgenlektion auf. Einige fielen darauf herein, hielten sie für eine leidenschaftliche Natur und schenkten ihr ihre Aufmerksamkeit. Indessen brachte sie das nur bei den gewöhnlichsten und unbedeutendsten Leuten fertig, bei den anderen war sie sich nie ganz sicher, ob sie sich nicht ein wenig über sie lustig machten. Der Gatte, der durch seinen Beruf viel abwesend war und überhaupt nicht viel auf anderer Leute Meinung gab, bemerkte das nicht oder kümmerte sich wenigstens in keiner Weise um solche geistreiche Koketterien.

Felicie las nun die „Neue Heloïse“ und entdeckte alsbald in ihrem Herzen wahre Schätze von Zärtlichkeit. Dieses Geheimnis vertraute sie ihrer Mutter und einem alten Onkel an, der Vaterstelle bei ihr vertreten hatte. Beide lachten sie aus wie ein Kind. Trotzdem bildete sie sich fest ein, daß man nicht ohne einen Geliebten leben könne, und zwar nicht ohne einen Geliebten von der Art des Saint-Preux.

Unter ihren Bekannten war ein junger Schwede, ein ziemlich wunderlicher Mensch. Von der Universität weg hatte er sich, erst achtzehn Jahre alt, im russischen Feldzuge 1812 mehrfach ausgezeichnet, hatte dann einen hohen Rang im Milizheere seines Vaterlandes bekleidet, und war schließlich nach Amerika gegangen, wo er sechs Monate unter den Indianern gelebt hatte.

Er war weder dumm, noch geiſtreich; aber er hatte einen feſten Charakter, nicht ohne gewiſſe hervorragende Züge von Tugend und Größe. Übrigens iſt er der lymphatiſchſte Menſch, den ich kenne; er hat eine leidlich hübſche Figur und ein einfaches, aber wunderbar ernſtes Benehmen. Das genügt, um ihn allgemeine Achtung und Ehrenbezeugungen einzutrageu.

Felicie ſagte ſich: „Das iſt der Mann, der als mein Geliebter gelten ſoll. Da er der Kälteſte von allen iſt, wird ſeine Leidenſchaft der höchſte Triumph für mich ſein.“

Weilberg, der Schwede, wurde ganz und gar Hausfreund. Im Sommer vor fünf Jahren unternahmen alle drei eine Reiſe.

Weil er ein außerordentlich ſtiller, ſtrenger Mann war, und beſonders, weil er nicht im geringſten in Felicie verliebt war, ſo ſah er ſie, wie ſie war, in ihrer vollen Häßlichkeit. Übrigens wußte er bei der Abreiſe nicht, welche Rolle er ſpielen ſollte. Der Gatte, den ihre Affektiertheit ärgerte, überließ ſie, zumal er von dieſer Reiſe, die er ſeiner Frau zu Gefallen unternahm, auch einigen geſchäftlichen Vorteil haben wollte, ſobald ſie irgendwo ankamen, ſich ſelbſt, und beſichtigte Fabriken, beſuchte Hütten und Bergwerke und ſagte dabei zu Weilberg: „Guſtav, ich übergebe dir meine Frau!“

Weilberg ſprach ſehr ſchlecht franzöſiſch; er hatte weder Rouſſeau noch Frau von Staël je geleſen, ein Umſtand, den Felicie bewunderte.

Die kleine Frau ſtellte ſich alſo krank, um ihren Gatten durch Langeweile zu vertreiben und das Mitleid des gutmütigen jungen Mannes zu erregen, mit dem ſie ſich dauernd allein befand. Um ihn für ſich

einzunehmen, erzählte ſie ihm von ihrer Liebe zu ihrem Manne und von ihrem Herzeleid, daß er ihre Empfindungen ſo wenig teile. Dieſes Klagelied langweilte Weilberg; er hörte aus reiner Höflichkeit zu. Sie glaubte, bereits Erfolg bei ihm gehabt zu haben; ſie redete von der Sympathie, die zwiſchen ihnen beiden beſtehe. Guſtav nahm ſeinen Hut und machte einen Spaziergang.

Bei ſeiner Rückkehr warf ſie ihm ſein Benehmen vor. Sie ſagte, er hätte ſie beleidigt, indem er ein lediglich wohlwollendes Wort für den Anfang einer Liebeserklärung ausgelegt habe.

Wenn ſie bei Nacht reiſten, lehnte Felicie ihren Kopf an Guſtavs Schulter, was er aus Höflichkeit duldete. Auf dieſe Weiſe reiſten ſie zwei Monate lang, gaben viel Geld aus und langweilten ſich immer mehr.

Nach der Heimkehr fing Felicie ein ganz neues Leben an. Wenn es angängig geweſen wäre, Anzeigen zu verſchicken, ſo hätte ſie allen ihren Freunden und Bekannten die freudige Mitteilung gemacht, daß ſie eine große Leidenſchaft für den Schweden Weilberg hege und daß Herr Weilberg ihr Liebhaber ſei.

Keine Bälle mehr, keine Toiletten; die früheren Freunde wurden vernachläſſigt, die alten Bekannten vor den Kopf geſtoßen. Kurz, ſie opferte alle ihre Liebhabereien, um den Glauben zu erwecken, daß ſie Weilberg tief liebe, dieſen Halbwilden, der mit achtzehn Jahren Oberſt in Schweden geweſen war, und daß dieſer Menſch in ſie vernarrt ſei.

Am Tage ihrer Rückkehr gibt ſie das zunächſt ihrer Mutter zu verſtehen. Nach ihrer Meinung ſei dieſe ſchuld daran, daß ſie mit einem ungeliebten Manne

verheiratet worden ist; jetzt müsse sie mit allen Mitteln ihre Liebe für einen Mann begünstigen, den sie erwählt habe und den sie anbete; sie müsse ihren Gatten überreden, Weilberg unter irgend einem Vorwande in sein Haus aufzunehmen. Wenn sie ihn nicht ohne Unterlaß um sich habe, drohe sie, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen.

Einfältig wie die Mutter ist, glaubt sie das und bringt dem Schwiegersohn ganz vorzüglich bei, Weilberg könne gar nicht wo anders, als in seinem Hause wohnen. Karl bittet ihn nun unaufhörlich, die Mutter ist ebenfalls so voll von Höflichkeit und Zuvorkommen, daß der arme junge Mann, der nicht weiß, was man von ihm will und der vor allem vermeiden möchte, unfreundlich gegen so gastfreie Menschen zu sein, nicht nein zu sagen wagt.

Tränen kommen bei Frauen, wie Sie wissen, immer nach Bedarf. Eines Tages bin ich allein bei Felicie; da fängt sie an zu weinen, erfaßt meine Hand und schluchzt: „O, bester Goncelin, Ihre hellsehende Freundschaft hat mein Herz durchschaut. Früher standen Sie sich gut mit Weilberg; seit unserer Reise ist das anders; Sie scheinen ihn zu hassen. (Das schien gar nicht so; ich wußte, woran ich war.) Ach, mein Freund, früher war ich nicht glücklich . . . Erst, seitdem . . . Wenn Sie eine Ahnung hätten, wie barbarisch sich Karl auf der Reise benommen hat! . . . Wenn Sie Gustav besser kennten . . . Wenn Sie Gustavs rührende Fürsorge, seine zarten Rücksichten gesehen hätten! . . . Konnte ich da widerstehen? . . . Wenn Sie wüßten, welche feurige Seele, welche wilden Leidenschaften dieser scheinbar so kalte Mensch birgt! . . . Nein,

mein Freund, Sie könnten mich nicht verachten! . . . Ich fühle es wohl, etwas fehlt mir . . . Mein Glück iſt nicht rein. Ich weiß wohl, was ich Karl ſchulde. Aber, mein Freund, ewig auf der einen Seite Gleichgültigkeit und Geringſchätzung, auf der anderen Fürſorge und Liebe . . . und die unvermeidliche Vertraulichkeit der Reiſe . . . So viel Gefahren! . . . Kann ich ſolcher Liebe widerſtehen und obendrein ſolchem Ungeſtüm? . . . "

Da war alſo der arme Weilberg, obwohl keuſch wie Joſef, angeſchuldigt, die Frau ſeines Freundes verführt zu haben. Man mußte es glauben, denn ſie ſagte es ſelbſt, ſie hatte ſich deſſen vor zwei meiner Bekannten gerühmt und zweifellos noch vor anderen, mir unbekannten Leuten.

Meine Schilderung iſt ziemlich wahrheitsgetreu; ich habe mir ihre Ausdrücke genau gemerkt. Ein paar Tage ſpäter traf ich jemanden, dem das gleiche Geheimnis anvertraut worden war. Auf meine Bitte, ſich genau ihrer Ausdrücke zu entſinnen, wiederholte er mir die nämlichen Worte, die ich zu hören bekommen hatte. Ich mußte lachen.

Nach ihrer Beichte hatte mir Felicie geſagt, indem ſie mir die Hand gab, ſie rechne auf meine Verſchwiegenheit; ich müſſe wieder wie früher mit Weilberg verkehren und ſolle tun, als bemerkte ich nichts. Die wilde Jugend dieſes großartigen Mannes ängſtige ſie. Wenn er ſie verließe, fürchte ſie immer, ihn nicht wiederzuſehen; ſie befürchte, er könne ſich, durch einen raſchen Entſchluß getrieben, plötzlich nach Schweden einſchiffen. Ich ſelbſt verſprach ihr ſelbſtverſtändlich, daß unſere Unterhaltung mein tiefſtes Geheimnis bleiben würde.

Indeſſen fanden es alle Freunde der Familie niederträchtig, daß dieſer armſelige Weilberg eine junge Frau verführt hatte, in deren Hauſe er täglich als Gaſt verkehrte, deren Gatte ihm tauſend Dienſte geleiſtet und die ſelbſt bis dahin ſehr rechtſchaffen gelebt hatte. Ich machte ihn auf die zweideutige Rolle aufmerkſam, die man ihn ſpielen ließ. Er umarmte mich, dankte mir für meinen Wink und beteuerte, keinen Fuß mehr über die Schwelle jenes Hauſes ſetzen zu wollen. Dabei erzählte er mir, was ſich auf der Reiſe alles zugetragen hatte.

Als Felicie ein paar Tage Weilberg, der faſt täglich bei ihr zu Tiſch war, entbehren mußte, ſpielte ſie die Verzweifelte. Sie ſagte, es ſei eine Nichtswürdigkeit ihres Gatten, daß er dieſen tugendſamen Mann aus dem Hauſe gejagt hätte. (Mir und zwei anderen Bekannten hatte ſie ja anvertraut, daß dieſer tugendſame Menſch ſie regelrecht verführt habe, im Mooſe zu Füßen einer Tanne des Schwarzwaldes, wie das ſo zu geſchehen pflegt.) Sie deutete ferner in ſchonenden Worten an, ihre Mutter ſei ihr zwar erſt gefällig geweſen, habe ihr hinterher aber den tugendhaften Verehrer ſtreitig gemacht. Dabei war die gute alte Dame ſechzig Jahre alt und ſeit zwanzig Jahren über alle Liebesgedanken hinaus. Dann beſtellte ſie ſich bei einem geſchickten Meſſerſchmied einen Dolch mit Damaszenerklinge und ließ ihn ſich eines Tages, als man gerade bei Tiſch ſaß, überbringen. Ich ſah, wie ſie dafür vierzig Franken bezahlte und ihn vor unſeren Augen in ihren Schreibtiſch einſchloß. Dann brachte ein Dutzend Apothekergehilfen jeder eine kleine Flaſche Opiumſaft; dieſe Fläſchchen ergaben insgeſamt eine

beträchtliche Menge Opium, das sie in ihren Toilettentisch verschloß.

Am nächsten Morgen erklärte sie ihrer Mutter, wenn sie nicht dafür sorge, daß Gustav wiederkäme, würde sie sich mit Opium vergiften und mit einem eigens dazu bestellten Dolche erdolchen.

Die Mutter, die sehr wohl wußte, was sie von Weilbergs Liebe zu halten hatte, suchte ihn auf, da sie einen Skandal befürchtete, und erzählte ihm, ihre Tochter sei verrückt, stelle sich verliebt in ihn und wolle sich ums Leben bringen, falls er nicht wiederkäme. Sie fügte hinzu: „Gehen Sie wieder hin zu ihr; seien Sie recht schroff gegen sie; machen Sie sich ihr verhaßt und kommen Sie dann nicht wieder!“ Weilberg war ein guter Mensch; er fühlte Mitleid mit der alten Mutter, die so mit Bitten zu ihm kam, und willigte ein, sich zu dieser ärgerlichen Komödie herzugeben, nur um dem Skandal aus dem Wege zu gehen, den die Mutter befürchtete.

Er ging also wieder hin. Die junge Frau sagte ihm nichts, sie machte ihm nur einige liebenswürdige Vorwürfe wegen seines fünftägigen Fernbleibens. Als sie allein waren, kam es ihr nicht in den Sinn, von Liebe zu reden, in Erinnerung an den bewußten Tag auf der Reise, wo er seinen Hut genommen hatte und fortgelaufen war, als sie ihre Liebeserklärung beginnen wollte.

Weilberg ist sehr musikalisch. Sie verbrachte die Zeit mit Klavierspielen, und da sie wundervoll spielt, blieb Weilberg gern da, um ihr zuzuhören.

Vor aller Augen benahm sie sich anders, sie sprach von nichts weiter mit ihm, als von Liebe, freilich auf eine sehr geschickte Weise. Da er unglücklicherweise

nur ſchlecht franzöſiſch verſtand, brachte ſie es zuwege, allen Anweſenden zu verſtehen zu geben, er ſei ihr Geliebter, ohne daß er ſelbſt es verſtehen konnte.

Alle ihre näheren Freunde durchſchauten die Komödie längſt; aber die ferner ſtehenden Bekannten wußten noch nichts davon. Von neuem erörterten ſie das unerhörte Benehmen Weilbergs. Dieſer zog ſich abermals zurück und wollte nicht wieder zu ihr kommen.

Felicie legte ſich zu Bett und ſagte ihrer Mutter, ſie wolle den Hungertod ſterben. Sie trank von jetzt ab nur noch Tee, ſtand zwar zu Tiſch auf, aß aber gar nichts. Nachdem ſie ſechs Tage lang bei dieſer Lebensweiſe verharrt hatte, wurde ſie ernſtlich krank. Man ſchickte nach Ärzten. Sie erklärte, daß ſie ſich vergiftet habe, daß ſie von niemand gepflegt werden wolle, und daß alles vergeblich ſei. Die Mutter und zwei Freunde waren mit den Ärzten bei ihr. Sie ſagte, ſie ſtürbe wegen Weilberg, deſſen Herz man ihr entfremdet habe. Schließlich bat ſie noch darum, man möge ihrem Gatten, der glücklicherweiſe von der ganzen Geſchichte keine Ahnung hatte, dieſe traurigen Bekenntniſſe erſparen.

Endlich willigte ſie ein, Medizin zu nehmen. Man gab ihr ein Brechmittel und ſie, die ſeit ſechs Tagen nur von Tee gelebt hatte, gab drei bis vier Pfund Chokolade von ſich. Ihre Krankheit, ihre Vergiftung waren nichts als eine tüchtige Verdauungsſtörung. Ich hatte das vorher geſagt.

Als ſie kein Mittel mehr wußte, ihre Mutter zu rühren und ſie zu neuen Schritten zu bewegen, um Weilberg in ihr Haus zurückzubringen, drohte ſie, ihrem Manne alles zu beichten. Karl, der ſeiner Frau

aufs Wort glaubte, hätte ſie ohne Zweifel augenblicklich verlaſſen. Da dieſer Skandal alſo möglich war, verſuchte die Mutter ihr Heil nochmals beim guten Guſtav, und er verſprach in der Tat, wieder zu kommen. Er und ich verkehrten damals viel miteinander. Wir arbeiteten gemeinſam. Ich war ihm ſympathiſch und ſo ziemlich der Franzoſe, mit dem er am liebſten verkehrte. Wir verbrachten den Tag teilweiſe zuſammen; er unterrichtete mich im Schwediſchen, ich ihn in der Geometrie und Differenzialrechnung. Seit kurzem nämlich ſchwärmte er für Mathematik und ich mußte oft bei unſeren Büchern meine alten Schulkenntniſſe auskramen. Manchmal griff ich auch zur Violine und viel geduldiger, als Sie, hörte er mir ſtundenlang willig zu.

Felicie machte mir den Hof, damit ich fortwährend bei ihm ſein ſollte; ſie ſah darin ein Mittel, Weilberg heranzuziehen. Als wir eines Tages zuſammen bei ihr zu Tiſch waren, geriet ſie auf den Einfall, Guſtavs Liebe vor mir auf die Probe zu ſtellen. Sie nahm ſich ihm gegenüber Vertraulichkeiten heraus, wie man ſie nur zwiſchen ganz intim zuſammenlebenden Menſchen ſieht. Weilberg verſtand ſie zuerſt nicht; da wurde ſie derartig deutlich, daß er verſtehen mußte. Er ſah mich an, lachte und aß ruhig weiter, ohne ſich zu rühren. Felicie erſuchte ihn, ihr etwas an ihrem Kleide in Ordnung zu machen. Schroff entgegnete er: „Mein Gott, Sie haben doch eine Kammerjungfer, die Sie ankleiden kann!“

„Sehen Sie,“ flüſterte Felicie mir zu, „wie taktvoll er iſt. Ich dachte mir's wohl, daß er in Ihrer Gegenwart nicht eine Stecknadel an mein Kleid ſtecken würde.“

Trotzdem war ſie über dieſe Zurückhaltung und den Takt ihres angeblichen Liebhabers gar nicht ſo ſehr

entzückt, wie ſie tat. Ich erinnere mich, es war am Oſterſonntag. Nach dem Frühſtück, als wir nur noch den Tee vor uns ſtehen hatten, befahl ſie dem Diener: „Paul, ſagen Sie der Jungfer, daß ich ſie nicht mehr brauche. Sie kann die Zeit für ſich benutzen und zur Meſſe gehen.“ Wir tranken unſeren Tee weiter. Als der Diener hinaus war, ſetzte ſie ſich nahe an den Kamin. „Mich friert,“ ſagte ſie, und Weilberg die Hand hinreichend, ſagte ſie: „Habe ich nicht Fieber?“ — „Wirklich, darauf verſtehe ich mich gar nicht,“ antwortete Weilberg, „aber hier Goncelin, der auf dem Lande unter ſeinen Bauern den Arzt macht, der muß über Fieber Beſcheid wiſſen, er wird es Ihnen ſagen.“

Ich fühlte ihr den Puls. „Er iſt ganz in Ordnung!“ ſagte ich. — „Das iſt ſonderbar, mir iſt ſo ſeltſam zu Mute. Sehen Sie, jetzt wird mir unwohl. Herr Guſtav, machen Sie mir meine Taille auf! Goncelin, gehen Sie, bitte, in meines Mannes Zimmer und holen Sie . . .“ — „Was?“ — „Die Räuchereſſenz; es iſt welche in ſeinem Münzenſchranke.“ — „Ich weiß, wo ſie ſteht,“ ſagte Weilberg, „ich gehe hin! Goncelin wird Ihnen behilflich ſein, ich bin ſofort zurück.“ Und er ging.

Ich machte mir das Vergnügen, ihre Taille aufzuknöpfen. Mit Ausnahme ihres Geſichtes war ſie hübſch, jung, ſchön gebaut, ihre Haut weich und weiß. Ich legte ihr die Bruſt bloß, ſie hätte ſich auch ganz nackt ausziehen laſſen. Ich begnügte mich und ſagte ihr: „Ihr Herz ſchlägt ſehr ruhig, haben Sie keine Angſt, es iſt gar nichts.“ Sie ſpielte eine kleine Ohnmacht. Weilberg, der ſehr lange fortblieb, trat endlich wieder ein, ſtellte die Eſſenz auf den Kamin und machte ſich

ruhig daran, Biskuits zu essen und seinen Tee auszutrinken. Felicie, die alles das beobachtete, obgleich sie so tat, als ob sie es nicht sähe, hielt es nicht länger aus. Es war, wie ich Gustav sagte: sowohl Puls wie Atmung waren in Ordnung. „Sonderbar," fügte er hinzu, „daß sie dabei einen Ohnmachtsanfall hatte."

Felicie war wütend und kam nach und nach zu sich. Sie ordnete ihre Kleidung und bat uns, sie allein zu lassen.

Da sie es für sehr wichtig hielt, in Gustavs Augen ohnmächtig gewesen zu sein, hätte sie mich ganz sicherlich, falls ich eine Lust (die nicht vorhanden war) hätte befriedigen wollen, alles tun lassen, nur um hinterher über mein schmähliches Betragen uns ihr tiefes Unglück klagen zu können.

Dabei war sie bis dahin tatsächlich ehrbar und überhaupt völlig gleichgültig für dieses Vergnügen; aber sie hätte sich bestimmt mißbrauchen lassen.

Dadurch, daß Weilberg, den sie stets als leidenschaftlichen Verehrer hingestellt hatte, seine Gleichgültigkeit vor mir offen bekundet hatte, fühlte sich Felicie so tief gedemütigt, daß sie wirklich krank wurde. Weilberg wollte nach dieser lächerlichen Scene nicht mehr zu ihr gehen. Als sie jedoch längere Zeit das Bett hüten mußte und in Anbetracht dessen, daß er früher so viel in ihrem Hause verkehrt hatte, und weil sein Fernbleiben aufgefallen wäre, erschien er wieder. Dann wurden seine Besuche nach und nach seltener, und erst nach acht Monaten ging er gar nicht mehr hin.

Felicie liebte die Musik sehr. Da sie selbst keine Loge in den Bouffes besaß, hatte sie selten Gelegenheit, hinzugehen. Eines Tages überließen uns Bekannte eine ganze Loge. Sie arrangierte es so, daß

Weilberg und ich ſie begleiteten, ihr Mann ſollte nachkommen und uns dort treffen. Im Grunde ihres Herzens verabſcheute ſie Weilberg offenbar, ſie zwang ihn nur, mit dorthin zu kommen, um ſich mit ihm vorn in der Loge zu zeigen. Guſtav gab vor, es ſei ihm im Theater zu heiß, ging fort und ließ mich mit Felicie allein.

Von dieſem Tage an, da Weilberg ſie immer wieder derartig Lügen ſtrafte, änderte ſie ihr Verhalten und, nachdem ſie ein Jahr lang von Weilbergs Liebe und Leidenſchaft geſprochen hatte, begann ſie nun mit Bemerkungen über ſeine Unbeſtändigkeit und den Kummer, den er ihr bereitet habe. Zur ſelben Zeit erfuhr ich, daß man mich für ihren Liebhaber hielt. Ich ging zu ihr und ſagte es ihr mit dem Bemerken, daß ich nicht dafür gelten wollte, ohne den Vorteil davon zu haben. Ich zwang ſie mit Gewalt auf meine Kniee nieder. Ich wußte ganz genau, daß eine Vergewaltigung ihr unangenehm wäre, und ſie hatte das Gefühl, daß nicht viel dazu fehlte. Ich ſagte ihr deshalb, ich wolle die Nachrede, die von ihr ausginge, bewahrheiten . . .

Das war bei Tage, jeden Augenblick konnte irgend jemand in ihr Zimmer kommen; ſie hatte eine Höllenangſt, beſchwor mich, ſie in Ruhe zu laſſen und beteuerte, nie einen anderen als Weilberg lieben zu können. Endlich befreite ſie ſich aus meinen Armen. Sie klingelte, ein Diener erſchien, ſie befahl, Feuer nachzulegen, die Vorhänge zu ſchließen und den Tee zu bringen. Ich ging. Seitdem ſind wir faſt ganz entzweit. Sie erzählt überall, ich ſei ein Stück Verbrecher wie Jago, ich hege ſeit langem eine tolle Leidenſchaft für ſie und nur ich hätte ihr ihren Geliebten entfremdet. Sie hat ſich ſogar erlaubt, ein paar freundſchaftlich

gehaltene Briefe, die ich ihr vor sechs Jahren geschrieben hatte, als ich mit Ihnen in Rom war, als Liebeserklärungen von mir zu zeigen.

Gegenwärtig betätigt sich Felicies Eitelkeit auf ganz neue Weise. Von Weilberg spricht sie nur in sentimentalen Redensarten aus dem dritten Bande von „Corinne". Sie spielt die Trauer um eine große Leidenschaft, geht nicht mehr aus und trägt einfache Kleider; nur ihre vorzüglichen Diners gibt sie noch, wozu sie blöde Greise, die ehedem für geistreiche Menschen gegolten haben, und arme Teufel, die nichts zu essen haben, einladet. Schwärmerisch spricht sie vom Lord Byron, von Cabanis, von Bolivar und von Frau von Lafayette. Man beklagt sie in ihrem engen Kreise als sehr unglückliche junge Frau, und man lobt ihr großes Zartgefühl und ihren Geist. Sie selbst ist mit ihrem Schicksal leidlich zufrieden. Sie hält eben ein bürgerliches Haus von der Sorte, die Sie so verabscheuen.

Hatte ich recht, wenn ich behauptete, daß diese langweilige Erzählung Ihnen zu nichts nützt? Sie ist von Natur fad. In der Liebe aus Eitelkeit liegt alles im Wort. Wiedergegebene Worte langweilen, die kleinste Tat wirkt stärker.

Ferner glaube ich, daß Liebe aus Eitelkeit, wie Sie sie meinen, etwas anderes ist. Felicie hat einen seltenen, vielleicht einzigartigen Zug: die Erfüllung ihres weiblichen Berufes ist ihr unangenehm und es lag ihr sehr wenig daran, den Mann, den sie für ihren Liebhaber ausgab, davon zu überzeugen, daß sie ihn wirklich liebe.

Anmerkungen Stendhals

Ein Mensch, der das Leben kennt, findet in seinen Lebenserinnerungen eine Unmenge von Beispielen der Liebe. Wenn er sie aber niederschreiben will, weiß er nicht, auf welche er sich berufen soll. Die Beobachtungen, die er in einem gewissen Kreise gemacht hat, sind dem großen Leserkreis unbekannt, und man brauchte ungeheuer viel Seiten, um sie mit den nötigen Nuancen wiederzugeben. Aus diesem Grunde führe ich gern Romane an als etwas allgemein Bekanntes, ohne indessen meine Ansichten darauf aufzubauen oder den Leser zu zwingen, Phantasiegebilde, die meist mehr mit ihrer poetischen Wirkung, als mit der Wahrheit rechnen, für diese in Kauf zu nehmen.

Anmerkung 1 (Seite 20). Epikur sagt, die Unterscheidung sei zum Besitze des Genusses nötig.

Anmerkung 2 (Seite 22). Aus: Dante, Hölle V, 133—136. [Die ganze Stelle lautet nach O. Gildemeisters Übertragung:

„Wir lasen eines Tags zu unsrer Lust
Vom Lanzelott, wie Lieb' ihn hielt gebunden,
Wir beid' allein, uns keines Args bewußt.
Oft hatten schon die Augen sich gefunden
Bei diesem Lesen, oft erblaßten wir,

Doch eine Stelle hat uns überwunden:
Da, wo das heißerſehnte Lächeln ihr
Zuerſt geküßt wird von dem hohen Streiter
Da küßte bebend meine Lippen mir
Er, der hinfort mein ewiger Begleiter.
Galeotto war das Buch und der es ſchrieb.
An jenem Tage laſen wir nicht weiter.“]

Anmerkung 3 (Seite 25). Vgl. folgende Stelle in Walter Scotts „Ivanhoe“ [deutſch nach der Überſetzung in Reclams Univerſalbibliothek Seite 65 f.]:

„Wer in der Phyſiognomie des Prinzen kühne Dreiſtigkeit, Hochmut und Gleichgültigkeit gegen die Empfindungen anderer las, konnte ſeinem Geſicht dennoch nicht jene Schönheit abſprechen, die regelmäßige Geſichtszüge, ein Ausdruck wohlberechneter Höflichkeit und Freimütigkeit, jedem verleihen. Ein ſolcher Ausdruck wird oft fälſchlich für männlichen Freimut gehalten, wo er doch nur der ſorgloſen Gleichgültigkeit eines leichtſinnigen Charakters entſpringt, der ſich ſehr wohl der Vorzüge bewußt iſt, die Geburt, Reichtum oder ein anderer zufälliger Vorteil ihm verleihen, der aber nichts mit perſönlichem Verdienſt zu ſchaffen hat.“

Anmerkung 4 (Seite 29). Vgl. Brown, „Amours de Struensee dans les cours du Nord,“ 1819, 3 Bde.

Anmerkung 5 (Seite 29). Vgl. die Briefe von Madame Dudeffant und Mademoiſelle de Leſpinaſſe, die Memoiren von Bezenval, von Lauzun, von Madame d'Epinay, den „Dic-

tionnaire des Etiquettes“ von Madame de Genlis, die Memoiren von Dangeau und von Horace Walpole.

Anmerkung 6 (Seite 30). Vgl. Saint-Simon und Goethes „Werther“. — Die Seele ist vielseitig, wie ein feingeschliffener Brillant; ein Teil ihrer Einbildungskraft wird dadurch verbraucht, sich der Gesellschaft gegenüber vorzusehen. Charakter ist ein Reiz, der die meisten Frauenherzen bezaubert. Daher der Erfolg junger ernster Offiziere. Die Frauen verstehen es vortrefflich, zwischen dem Ungestüm leidenschaftlicher Regungen, deren Möglichkeit sie in ihrem Herzen fühlen, und der Stärke des Charakters zu unterscheiden. Die vornehmsten Frauen werden in dieser Hinsicht mitunter durch etwas Charlatanerie getäuscht. Man kann sie unbesorgt anwenden, sobald man merkt, daß die Kristallbildung begonnen hat.

Anmerkung 7 (Seite 32).

„Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria . . .“

Dante, Hölle V, 121 f.

[Nichts schmerzt so tief,
Als die Erinnerung an glückselge Zeiten
Im Unglück . . .]

Anmerkung 8 (Seite 38). Gerade dieser nervösen Sympathie möchte ich die wunderbare und unerklärliche Wirkung der Modemusik zuschreiben. (Dresden, Rossini, 1821.) Wenn sie nicht mehr modè ist, wird sie deshalb nicht schlechter,

aber ſie macht keinen Eindruck mehr auf die leichtentflammten Herzen der Jugend. Vielleicht gefiel ſie nur, weil ſie die jugendliche Begeiſterung erregte.

Frau von Sévigné (Brief 202 vom 6. Mai 1672) ſchreibt ihrer Tochter: „Lully hat mit der königlichen Kapelle das Höchſte erreicht. Dieſes ſchöne Miſerere enthält ein Libera, bei dem aller Augen tränenfeucht wurden . . .“ Man kann ebenſowenig an der Wahrheit jenes Eindrucks zweifeln, als Frau von Sévigné guten Geſchmack abſtreiten. Die Muſik Lullys, die ſie entzückte, würde heutzutage abſtoßen. Damals regte ſie die Kriſtallbildung an, heute nimmermehr.

Anmerkung 9 (Seite 40). Memoiren von Grammont.

Anmerkung 10 (Seite 64). Vgl. die meiſterhafte Schilderung jener langweiligen Sitten am Ende von „Corinne“; dabei beſchönigt Frau von Staël noch.

Anmerkung 11 (Seite 69). Das iſt die Geſchichte des melancholiſchen Temperaments im Vergleiche zum ſanguiniſchen. Man betrachte eine tugendhafte Frau, ſelbſt wenn ſie die kaufmänniſche Tugend gewiſſer Betſchweſtern übt — jene Tugend, die im Paradieſe hundertfach vergolten wird, — und einen blaſierten Lebemann von vierzig Jahren. Obgleich Valmont in den „Liaisons dangereuses“ [von Choderlos de Laclos] das noch nicht iſt, ſo iſt doch durch das ganze Buch hin die Präſidentin von Tourvel glücklicher, als

er. Und wenn der geiſtvolle Verfaſſer noch geiſtvoller geweſen wäre, ſo hätte er dieſe Idee zur Moral ſeines hervorragenden Romanes gemacht.

Anmerkung 12 (Seite 72). „The heart of Midlothian", III.

Anmerkung 13 (Seite 73). Zitat aus Byron, „Don Juan". [Deutſch:
. . . Wie der dunkelſte Himmel
Das ſchwerſte Gewitter verkündet.]

Anmerkung 14 (Seite 74). Zitat aus „Mithridate" von Racine.

Anmerkung 15 (Seite 74). Zitat aus Dante, „Fegefeuer", V, 130 ff. [Deutſch:
Ach, wenn du wieder auf der Erde weilſt,
— — — — — — — — —
Gedenke meiner dort: ich bin die Pia
Aus Siena, die in den Maremnen ſtarb.
Der weiß es, der mir einſtmals an die Hand
Den Eh'ring mit dem Edelſteine ſteckte.]

Anmerkung 16 (Seite 78). Größe und Mut in Kleinigkeiten, aber mit leidenſchaftlicher Sorgfalt dabei. Die Heftigkeit des choleriſchen Temperaments. Sein Verhalten gegen Madame de Monaco (Saint-Simon, V, 383); ſein Abenteuer unter dem Bett von Madame de Montespan, als der König bei ihr war. Ohne die Sorgfalt in Kleinigkeiten wäre ein ſolcher Charakter für Frauen unverſtändlich.

Anmerkung 17 (Seite 78). „When Minna Toil heard a tale of woe of romance, it was then her blood rushed to her cheeks, and shewed plainly how warm it beat notwith-

standing the generally serious composed and retiring disposition which her countenance and demeanour seemed to exhibit."

(The Pirate I, 33.)

Gewöhnliche Menſchen halten Naturen wie Minna Toil, die alltägliche Ereigniſſe ihrer Gemütserregung nicht für wert erachten, für kalt.

Anmerkung 18 (Seite 79). Deutſch: Ich ſage Euch, ſtolzer Templer, nicht in der wildeſten Schlacht zeigtet Ihr mehr Todesmut, als ein Weib hat, das für ihre Pflicht oder ihre Liebe leidet.

Anmerkung 19 (Seite 81). Es iſt allgemein bekannt, daß dieſe berühmte Frau wahrſcheinlich im Verein mit Larochefoucauld ihren Roman „La Princesse de Clèves" geſchrieben hat, und daß beide die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens durch die engſte Freundſchaft miteinander verbunden waren. Wahrlich, das iſt Liebe nach italieniſcher Art!

Anmerkung 20 (Seite 91). Mordaunt Merton, Byrons „Pirate", Bd. I.

Anmerkung 21 (Seite 93).

„Come what sorrow can,
It cannot countervail the exchange of joy
That one short moment gives me in her sight."

(Shakeſpeare, „Romeo und Julia".)

Anmerkung 22 (Seite 93). Zitat aus Dante. [Deutſch:

. . . O armer Mann,
Es ging dahin in ſeiner Todesſtunde

Manch holder Traum und mancher Hoffnungsstern.
Wie schön er war, wie blond, wie stattlich groß,
Mit einer Heldennarbe auf der Stirne . . .]

Anmerkung 23 (Seite 99). „Haec autem ad acerbam rei memoriam, amara quadam dulcedine scribere visum est . . . ut cogitem nihil esse debere quod amplius mihi placeat in hac vita." Petrarca.

Anmerkung 24 (Seite 107). Wie in der Novelle „Le Curieux impertinent" von Cervantes.

Anmerkung 25 (Seite 108). Zitat aus Walter Scotts „Braut von Lammermoor", I, 193. [Deutsch: „Der Morgen, der ruhig und hell erwacht war, gab selbst der weiten Sumpflandschaft, die man vor der Burg landeinwärts erblickte, ein heiteres Ansehen. Auf der anderen Seite dehnte sich das ehrwürdige Meer, von tausend wogenden Silberwellen gekräuselt, in ernster, aber milder Hoheit bis zum äußersten Gesichtskreis hin aus. Das Menschenherz im aufgeregten Zustande liebt solche Bilder stiller Größe, und ihr mächtiger Einfluß begeistert zu edlen und guten Taten." Vgl. die Reclamsche Übersetzung, Seite 109.]

Anmerkung 26 (Seite 111). Ein Beispiel gibt die Liebe Alfieris zu Milady Ligonier, die nebenbei noch eine Liebschaft mit seinem Diener unterhielt und sich lächerlicherweise „Penelope" nannte. (Vita 2.)

Anmerkung 27 (Seite 114). „Maximes", 495 [in der Reclamschen Übersetzung Nr. 463]. Wie man leicht ersehen kann, ohne daß ich es jedesmal

besonders bemerke, sind auch einige andere Gedanken berühmten Schriftstellern entnommen. Ich suche eine Art Geschichte zu schreiben, in der Gedanken die Tatsachen sind.

Anmerkung 28 (Seite 122). Volney, „Tableau des Etats-Unis d'Amérique", Seite 491—496.

Anmerkung 29 (Seite 129). Zum Beispiel die Gefahr Henri Mortons im Clyde. Scott, „Old Mortality", IV, 224.

Anmerkung 30 (Seite 141). Memoiren von Réalier-Dumas. Corsica, das nicht halb so viel Bevölkerung (180000 Einwohner) hat, wie ein französisches Departement, hat in letzter Zeit Salicetti, Pozzo di Borgo, den General Sebastiani, Cervioni, Abbuttacci, Arena, Lucian und Napoleon Bonaparte hervorgebracht. Das kommt daher, weil jeder Corse, wenn er sein Haus verläßt, eine Pistole tragen darf und weil ein Corse, dem wahren Christentum zuwider, Selbstverteidigung und Rache ausübt.

Anmerkung 31 (Seite 143). In England meinen die bedeutendsten Schriftsteller sich einen weltmännischen Anstrich zu verleihen, wenn sie französische Worte zitieren; meistens sind es solche, die ihr Französisch lediglich aus englischen Grammatiken haben. Man nehme die „Edinburgh-Review" her, oder die Memoiren der Gräfin von Lichtenau, der Maitresse des vorletzten Königs von Preußen.

Anmerkung 32 (Seite 144). „Voyage en Espagne" von Semple. Er schildert wahrheitsgetreu und man findet bei ihm eine eindrucksvolle

Schilderung der Schlacht von Trafalgar, obwohl er sie nur von fern sah.

Anmerkung 33 (Seite 144). Grimms Korrespondenz, Januar 1783: „Am Eröffnungstage des neuen Hauses war Graf N***, Kapitän auf Lebenszeit in der Garde von Monsieur [dem Bruder des Königs], entrüstet, daß er keinen Balkonplatz mehr frei fand. Er kam auf den bösen Einfall, einem ehrsamen Rechtsanwalt seinen Platz streitig zu machen. Dieser, Maître Parnot, wollte auf keinen Fall weichen. ‚Sie nehmen mir meinen Platz!‘ sagte er. — ‚Das ist meiner!‘ — ‚Wer sind Sie eigentlich?‘ — ‚Ich bin Herr Sechs-Franken‘ [das ist der Billetspreis]. Ein lebhafter Wortwechsel, Beleidigungen und Stöße mit dem Ellenbogen folgten. Graf N*** trieb seine Rücksichtslosigkeit so weit, den armen Rechtsverdreher ‚Dieb‘ zu schimpfen, und vermaß sich zu guter Letzt, ihn durch den diensthabenden Schutzmann festnehmen und auf die Wache bringen zu lassen. Maître Parnot begab sich mit großer Würde dahin und reichte sofort nach seiner Wiederentlassung Klage bei Gericht ein. Die furchtbare Kaste, der anzugehören er die Ehre hatte, wollte von einer Zurücknahme der Klage nichts wissen. Die Angelegenheit kam vor das Parlament. Graf N*** wurde in die Kosten verurteilt, mußte dem Rechtsanwalt Genugtuung geben und ihm 2000 Taler Entschädigung zahlen. Diese Summe wurde mit seiner Einwilligung den armen Gefangenen der Conciergerie überwiesen. Außerdem wurde genanntem Grafen dringend ans Herz gelegt, die

königlichen Orders in Bezug auf Ruheſtörungen im Theater beſſer zu beachten. Der Vorfall wirbelte viel Staub auf, da öffentliche Intereſſen davon berührt wurden. Der ganze Richterſtand hielt ſich für bedroht, weil ein Träger des Amtskleides beleidigt worden war. Um die Geſchichte in Vergeſſenheit zu bringen, ſuchte Herr von N*** auf dem Schlachtfeld von Saint-Roche Lorbeeren. Er konnte nichts Beſſeres tun, meinte man, um ſein Talent zur Eroberung vielumſtrittener Plätze in Geltung zu bringen."

Man ſtelle ſich einen unbekannten Philoſophen an Stelle des Advokaten vor und entnehme daraus die Nützlichkeit des Duells.

Siehe auch weiterhin auf Seite 496 eine recht verſtändige Ablehnung von Beaumarchais, der einem ſeiner Freunde eine vergitterte Loge zum „Figaro" verſprochen hat und ſie darum einem anderen ausſchlägt. Solange man glaubte, dieſe Antwort richtete ſich gegen einen Herzog, war das Geſchrei groß, und man ſprach bereits von ſchweren Strafen. Als Beaumarchais aber erklärte, daß ſein Brief nur an den Gerichtspräſidenten Dupaty gerichtet ſei, lachte alles. Wir verſtehen dieſe Empfindungsart nicht mehr. Und doch mutet man uns dieſelben Trauerſpiele zu, die jenen Menſchen gefielen.

Anmerkung 34 (Seite 149).

„Heu! male nunc artes miseras haec saecula tractant;
Jam tener assuevit munera velle puer."
(Tibull, I, 4.)

Anmerkung 35 (Seite 160). Vgl. die „Memoiren der Markgräfin von Baireuth“ und „Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin“ von Thiébault [deutsch von Robert Sulz, Stuttgart, 1902].

Anmerkung 36 (Seite 165). Siehe Richardsons Romane. Die Sitten der Familie Harlowe in „Clarissa“ sind mit einigen der Neuzeit entsprechenden Änderungen in England etwas Alltägliches; die Bedienten haben dort mehr Freiheit, als die Herrschaft.

Anmerkung 37 (Seite 167). Plunkell Craig „Vie de Curran“.

Anmerkung 38 (Seite 178). Man mußte den liebenswürdigen General von Laclos reden hören (Neapel 1802). Wenn man dieses Glück nicht gehabt hat, kann man die sehr angenehm geschriebene „Vie privée du maréchal de Richelieu“ (9 Bde.) zur Hand nehmen.

Anmerkung 39 (Seite 180). Das Manuskript befindet sich in der Laurentiana zu Florenz.

Anmerkung 40 (Seite 188). Vgl. Raynouard.

Anmerkung 41 (Seite 188). André le Chapelain war um 1176 schriftstellerisch tätig. Man findet in der Pariser Bibliothek (Nr. 8758) ein Manuskript von Andrés Werke, das einst im Besitz von Baluze war. Das Titelblatt lautet: „Hic incipiunt capitula de arte amatoria et reprobatione amoris.“ Diesem Titel folgen eine Inhaltsangabe der Kapitel und die Worte: „Incipit liber de arte amandi et de reprobatione amoris, editus

et compillatus a magistro Andrea, Francorum aulae regiae capellano, ad Galterium amicum suum, cupientem in amoris exercitu militare: in quo quidem libro, cujusque gradus et ordinis mulier ab homine cujusque conditionis et status ad amorem sapientissime invitatur; et ultimo in fine ipsius libri de amoris reprobatione subjungitur."

Crescimbeni führt in seinem „Vite de' poeti provenzali" unter „Percivalle Doria" ein Manuskript aus der Bibliothek des Nicolò Bargiacchi in Florenz an und zitiert mehrere Stellen daraus. Dieses Manuskript ist eine Übersetzung der Abhandlung Andrés. Die Akademie von Crusca zählt sie unter den Werken auf, die ihr Beispiele zu ihrem „Dictionnaire" geliefert haben.

Es gibt verschiedene Ausgaben des lateinischen Originals; Friedrich Otto Menckenius erwähnt in seinen „Miscellanea Lipsiensia nova", Leipzig, 1751, VIII, 1, Seite 545 ff. eine ganz alte Ausgabe ohne Angabe des Jahres und des Druckortes, die er für eins der allererſten Druckwerke hält: „Tractatus amoris et de amoris remedio Andreae capellani Innocentii papae quarti."

Eine zweite Ausgabe von 1610 trägt den Titel: „Erotica seu amatoria Andreæ capellani regii, vetustissimi scriptoris ad venerandum suum amicum Guualterium scripta, nunquam ante hac edita, sed saepius a multis desiderata; nunc tandem fide diver-

sorum mss. codicum in publicum emissa a Dethmaro Mulhero, Dortmundæ, typis Westhovianis, anno una caste et vere amanda.“

Eine dritte Ausgabe hat auf dem Titel: „Tremoniæ, typis Westhovianis, anno 1614.“

André teilt ſein Thema nach folgendem Plan ein:

1. Quid sit amor et unde dicatur.
2. Quis sit effectus amoris.
3. Inter quos possit esse amor.
4. Qualiter amor acquiratur, retineatur, augmentetur, minuatur, finiatur.
5. De notitia mutui amoris, et quid unus amantium agere debeat, altero fidem fallente.

Jede dieſer Fragen wird in mehreren Kapiteln behandelt. André läßt abwechſelnd den Liebenden und die Dame ſprechen. Sie macht Einwendungen, der Liebende ſucht ſie durch mehr oder minder feinſinnige Beweiſe zu widerlegen. Hier eine Stelle, wo der Verfaſſer den Liebenden ſagen läßt:

„. . . Sed si forte horum sermonum te perturbet obscuritas, eorum tibi sententiam indicabo.

Ab antiquo igitur quattuor sunt in amore gradus distincti:

Primus, in spei datione consistit.

Secundus, in osculi exhibitione.

Tertius, in amplexus fruitione,

Quartus, in totius concessione personae finitur.“

Anmerkung 42 (Seite 215). Zitat aus Molière, „Die gelehrten Frauen", II, 7.

Anmerkung 43 (Seite 219). Vergl. u. a. die Memoiren von Collé.

Anmerkung 44 (Seite 235). Selbst unbedeutende Dinge haben lächerlicherweise genau wie auf uns Männer Einfluß auf die Erziehung der Frauen. So überwies zum Beispiel das Ministerium derselben edlen Regierung, die gegen die Ehescheidung ist, der Stadt Laon ein Standbild der Gabrielle d'Estrées.

Es wird auf einem öffentlichen Platze aufgestellt, augenscheinlich um die jungen Mädchen an die Liebschaften der Bourbonen zu erinnern und sie anzuhalten, gelegentlich gegen liebenswürdige Könige nicht grausam zu sein und diesem erlauchten Hause Nachkommen zu gewähren.

Dafür verweigerte das nämliche Ministerium der Stadt Laon die Genehmigung zu einem Denkmal des Marschalls Serrurier, eines braven Mannes, der kein galanter Herr war, aber seine Laufbahn als gemeiner Soldat begonnen hatte. (Rede des Generals Foy, „Courrier" vom 17. Juni 1820; Dulaure „Histoire de Paris" unter „Amours de Henri IV".)

Anmerkung 45 (Seite 236). Im Original: „Joanna, Alphonsi quinti Lusitaniae regis filia, tanta divini amoris flamma praeventa fuit, ut ab ipsa pueritia rerum caducarum pertaesa, solo caelestis patriae desiderio flagraret."

Anmerkung 46 (Seite 239). Oberſt Weiß, „Principes philosophiques“, 7. Auflage, II, 245.

Anmerkung 47 (Seite 247). Vgl. „Memoiren des Kardinals von Retz“.

Anmerkung 48 (Seite 249). Aus Nivernais, „Le troubadour Guillaume de la Tour“, III, 332.

Anmerkung 49 (Seite 259). Außer dieſen und den in den Anmerkungen genannten Werken erwähnt Stendhal in anderen, fortgelaſſenen Anmerkungen noch folgende Autoren und Werke:

Bougainville [Reiſeſchilderungen],
Burati, „Elfanteide“, „Uomo“, „Strefeide“,
Cabanis, „Rapport du physique et du moral de l'homme“, Paris 1802 (2 Bde.),
Cadet-Gaſſicourt, „Voyage en Autriche“, 1809,
Chabanon, „Selbſtbiographie“,
Cook [Tagebuch ſeiner Weltumſeglungen],
Crabbe [Gedichte],
Ducray-Duminil, Romane,
Girard [erzieheriſche Schriften],
Abbé Grégoire, „Memoiren“,
Guillaume [Werk über die Troubadoure],
Horaz,
Lemontey,
Maupertuis,
„Mémoire et discussion sur le Zodiaque de Dendérah à l'Académie des sciences à Paris“, 1821.
Monti,
Moore,

Opie (Miſtreß), „Confessions d'un homme singulier“ [Erzählung],
Pecchio, „Briefe“,
Picard, „La petite Ville“ [eine Sittenkomödie],
Potter, „L'esprit de l'Eglise“, 1821 (8 Bde.),
Radael,
de Tracy, [philoſophiſche Schriften],
„Der Sieg des Kreuzes“, deutſches Trauerſpiel, 1821,
Voiron, Guy Allard de, „Oeuvres badines“,
Wilſon, „L'état de la puissance militaire de la Russie“.

Anmerkung 50 (Seite 269). Vgl. „Vie de Beattie“, verfaßt von einem intimen Freunde.

Anmerkung 51 (Seite 283). Über Italien vgl. Debroſſes, Euſtace, Sharp und Smollet.

Anmerkung 52 (Seite 286). Vgl. die Analyſe des asketiſchen Prinzips in den „Traités de législation civile et pénale“, von Bentham, I. Bd., Paris 1802 (3 Bde.).

Anmerkung 53 (Seite 293). Vgl. „Vie de Saint-Charles Borromée“.

Namen- und Sachverzeichnis

Vorbemerkung

Es ist vielfach auf folgende Werke hingewiesen: L. Petit de Julleville, Histoire de la Littérature française, Paris (Colin) 1898, Bd. V, VI; H. Hettner, Geschichte der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts, 5. Aufl., Braunschweig (Vieweg) 1894; A. Vinet, Histoire de la Littérature française; Brunetière, Etudes critiques, Paris 1898 u. a. m.

Abälard, Peter (1079—1142), scholastischer Philosoph und Theolog. Geliebter der Heloïse. (S. dort.) Seine lateinischen Briefe erschienen Paris 1616. [Vgl. W. Pater, „Renaissance" deutsch bei E. Diederichs, 1902, Seite 14 ff.] — 2, 259, 289.

Abbuttacci — Anm. 30.

Abraham — 199.

Ägypten — 199.

Aix-les-Bains, Luxusbad in Savoyen — 324.

Alexander der Große (gest. 323 v. Chr.) — 167.

Alfieri, Graf Vittorio (1749—1803), hervorragender italienischer Dramatiker, Republikaner, Verfasser einer berühmten Selbstbiographie (deutsch von Hain, Leipzig 1812, 2 Bde.) — 4, Anm. 26.

Alfons (II.), König von Aragonien (1162—1196), Dichter, Gönner der Troubadoure — 187.

— (V.), König von Lusitanien, — 236, Anm. 45.

Almaviva, Graf, in Mozarts „Hochzeit des Figaro" — 148.

Alviza, Freundin Leonores — IV, 91, 318.

Amerika s. Nordamerika.

Anakreon (um 500 v. Chr.), griechischer Lyriker — 278.

Andalusien — 172.

André le Chapelain (um 1174) — 188 bis 190, Anm. 41.

Digitized by Google

Antiochia — 316.
Apollo — 210.
Appiani, Andrea, aus Mailand (1754—1817), der „Maler der Grazien", auch in Stendhals „Rom, Neapel und Florenz" erwähnt (I, 97) — 62.
Araber, Arabien — 178, 196 bis 206, 278, 298.
Arena — Anm. 30.
Aretino, Pietro (1492—1557), italienischer Dichter und Patriot, berüchtigt durch seine sittenlosen Schilderungen und seine Bestechlichkeit. (Vgl. Burckhardt, „Kultur der Renaissance" I, 177 f.; Samosch, „P. Aretino", Berlin 1881.) Stendhal sagt von ihm (Wanderungen durch Rom I, 63): „Er hat sehr indezente Werke geschrieben, die aber meiner Ansicht nach weniger gefährlich sind, als die ‚neue Heloïse' oder Petrarcas Sonette" — 297.
Arezzo (in Toscana) — 232.
Argyll, John, Herzog von (1678—1743), englischer Staatsmann und General — 72.
Armida, durch ihre Schönheit und Zauberei verführerische Frauengestalt in Tassos „Befreitem Jerusalem"; Tochter des Königs Arbilan von Damaskus; sie lockt den tapferen Rinaldo in ihren Zaubergarten bei Antiochia, aus dem ihn Gottfried von Bouillon befreit. Gleichnamige Oper von Rossini — 33, 35.
Asien — 223.
Asra, arabischer Volksstamm — 202 f. (Über die Benutzung dieser Stelle durch H. Heine vgl. Anmerkung der Einleitung, S. VIII.)
Athen — 273.
Avignon (in Südfrankreich), Residenz der Päpste von 1309—1376. Petrarca, der dort längere Zeit am päpstlichen Hofe weilte, nannte Avignon wegen seiner Sittenverderbnis „das dritte Babylon" — 189.
Baffo — 103.
Baireuth, Markgräfin Wilhelmine von. Über ihre Memoiren, die 1810 in französischer und deutscher Ausgabe erschienen, vgl. R. Fester, „Die baireuther Schwester Friedrichs des Großen. Ein biographischer Versuch". Berlin (Paetel) 1902 — Anm. 35.
Bajazet, Drama von Racine (1672) — 89.
Balzac, Jean Louis Guez de (1594—1654), Schriftsteller (Briefe) — 303.
— Honoré de (1799—1850), französischer Romandichter, mit Stendhal befreundet. Einer der ersten, der die Bedeutung Stendhals richtig gewürdigt hat. [S. Revue Pari-

sienne vom 25. Sept. 1840, Seite 337—343, wiederabgedruckt in der Einleitung zur „Chartreuse de Parme“, Ausgaben von 1846, 1853 und andere] — VIII.
Bayard, Pierre Chevalier de (1476—1524), der „Ritter ohne Furcht und Tadel“ — 143.
Bazile, Frau von; Rousseau lernte sie in Turin kennen (vgl. Rousseau, „Confessions“) — 243.
Beattie, James (1735—1803), schottischer Philosoph und Dichter — Anm. 49.
Beaumarchais, Caron de (1732—1799), berühmter französischer Schriftsteller (s. Figaro) — 21, 352.
Béclar — 300.
Beduinen — 196.
Bentham, Jeremy (1748—1832), englischer Rechtsgelehrter, Begründer des Utilitarismus. Das in Anmerkung 52 angeführte Werk erschien deutsch von Beneke, Berlin 1830 — Anm. 52.
Béranger, Pierre Jean de (1780—1857), bekannter französischer Liederdichter — 261.
Berlin — II, 47, 51, 271, Anm. 35.
Berner Oberland — 239.
Berri, Marie Louise Elisabeth, Herzogin von, geb. Herzogin von Orleans (1695—1719), berüchtigt durch ihren sittenlosen Lebenswandel — 124 bis 129.
Berri, Charles Ferdinand, Herzog von (1778—1820), kämpfte 1814 als Generaloberst gegen Napoleon, vermählte sich 1816 mit einer Prinzessin von Bourbon. Wurde von einem politischen Fanatiker erdolcht, der durch Ausrottung der Bourbonen Frankreich retten wollte — 140.
Berzelius, Johann Jakob Freiherr von (1779—1848), schwedischer Chemiker — 326.
Bezenval, Memoiren von — 259, Anm. 5.
Biron, Frau von; die Birons sind eine alte französische Familie, nicht verwandt mit der kurländischen Adelsfamilie — 126.
Bolivar, Simon, der Befreier Südamerikas (1783 bis 1830. — 342.
Bologna — V, 20, 65, 82, 140, 155, 279.
Borodino (an der Moskwa), berühmter Sieg Napoleons im russischen Feldzuge 1812. — 300.
Borromeïsche Inseln, im Lago Maggiore — 284 f.
Borromeo, San Carlo, Graf (1538—1584), Kardinal und Erzbischof von Mailand, 1610 heilig gesprochen — Anm. 53.
Boston — 277.
Boulogne, Bois de — 141.
Bourbonen, die — III, Anm. 45.

Bourget, Paul (geb. 1851), moderner französischer Romanschriftsteller, Schüler Stendhals — VIII.
Brantôme, Pierre de Bourdeiller, Seigneur de (1540—1614), französischer Schriftsteller; 10 Bände Memoiren (1665) — 259.
Brescia — 280.
Brosses, Charles de, s. Debrosses.
Brun, Pierre, Professor in Montpellier — VIII Anm.
Buffon, Georg Louis Leclerc, Graf von (1707—1788), Naturforscher [vgl. Hettner, II, 365—371] — 285.
Burati, italienischer Dichter (Venedig) — 357.
Burckhardt, Jakob (1818—1897), Professor, deutscher Kunst- und Kulturhistoriker — IX.
Burney, Frances (1752—1840), Verfasserin englischer Moderomane — 164.
Burns, Robert (1759—1796), berühmter schottischer Liederdichter — 269.
Byron, Lord (1788—1824). Stendhal lernte ihn im Oktober 1816 in Mailand kennen [vgl. Chuquet, „Stendhal", S. 155 und 328]. Das Byronsche Motto dieses Buches, das übrigens nur die erste Ausgabe von 1822 trägt, ist aus „The Pirate", III, 77 entnommen — 73, 129, 289, 298, Anm. 13, 17, 20.
Cabanis, Pierre Jean Georg (1757—1808), Arzt u. Philosoph, sein Hauptwerk „Rapports du physique et du moral de l'homme", Paris (2 Bde.), 1802, deutsch von Jakob, Halle 1804 — XVIII, 342, 357.
Cabestaing, Guillem de († um 1190), ein Troubadour — 181 bis 187.
Cadet-Gassicourt, Verfasser einer „Voyage en Autriche", 1809 — Anmerk. 49.
Cadix — 64.
Calabrien — 280.
Calais — 267.
Calderon, Don Pedro (1600—1681), großer spanischer Dramatiker — 272.
Calista — 275 bis 277.
Camoëns, Luiz de (1524—1580), größter Dichter Portugals. „Die Lusiaden", das „maritime Epos" (Humboldt), erschienen 1572 — 220.
Campbell, Mary, Geliebte Robert Burns, die „Hochlands-Mary". Sie war Milchmädchen im Schloß Montgomery in Schottland, jung gestorben. Ihr galten Burns schönste Lieder — 270.
Canova, Antonio (1757—1822), berühmter italienischer Bildhauer. Ein Urteil Stendhals über ihn findet sich in „Rome, Naples et Florence", I, 94 ff. — 83.

Digitized by Google

Canton — 170.
Carnot, Graf (1753—1823), Staatsmann und General, 1814 Minister des Innern unter Napoleon I., starb in Magdeburg — 236.
Carracci, Name einer Malerfamilie (Bologneser Schule), deren bedeutendstes Mitglied Annibale Carracci (1560—1609) ist — 2.
Casa-Lecchio — 82, 248.
Cassel — III, 274.
Castlereagh, Lord (1769 bis 1822), englischer Staatsmann — 232.
Catalonien — 187.
Cato, Marcus Portius Censorius (234—149 v. Chr.), römischer Philosoph, ein Muster stoischer Einfachheit — 50.
Cellini, Benvenuto (1500 — 1571), Florentiner Goldschmied und Bildhauer. Selbstbiographie (1728 erschienen, 1803 von Goethe übersetzt) — 258.
Cervantes Saavedra, Miguel de, berühmter spanischer Dichter (1547 — 1616), Dichter des „Don Quichotte" (s. dort) — 258, Anm. 24.
Cervioni — 350.
Chamfort, Nicolas (1741 bis 1794), französischer Schriftsteller — 2, 44.
Champagne, Gräfin von — 188, 189, 195.
Chartreuse de Parme, la, Roman von Stendhal (1839) — IV, VIII, Anm., XIX.
Chateaubriand (1768 bis 1848), berühmter Schriftsteller und Staatsmann. Sein „Génie du Christianisme", 5 Bde. (1802), auch deutsch von Schneller (Freiburg 1856) — 236.
Chaulnes, Herzogin von — 3 (soll diesen Ausspruch bei ihrer Verheiratung mit einem Herrn von Giac getan haben).
Chénier, André (1762 —1794), Verfasser von Idyllen und Elegien, endete wegen eines poetischen Angriffes auf die Schreckensherrschaft unter der Guillotine — 112.
— Marie Josephe, Bruder des vorigen (1764—1811), franz. Dramatiker, während der Revolution wütender Jakobiner, bis 1803 Generalinspekteur des Unterrichts, fiel durch seine „Epître à Voltaire" in die kaiserliche Ungnade und mußte sein Amt niederlegen — 270.
Chevrette, Schloß der Frau von Epinay bei Montmorency. Im Gartenhaus (Eremitage) wohnte Rousseau 1756 bis 1757 — 243.
Chigi, Gräfin — 83.
Chlodwig (465—511), fränkischer König a. d. Hause der Merowinger — 198.
Choiseul, Etienne François, Herzog von (1719

—1785), franz. Staatsmann. Über Frau von Choiseul vgl. Grasset, „Madame de Choiseul et son temps“, Paris 1874, und Gaston Maugras, „Le duc et la duchesse de Choiseul“, Paris (Plon), 1902.—121.
Christus, Christentum — 178, 230.
Chuquet, Arthur (geb. 1853), Direktor der „Revue critique d'histoire et de littérature“; letzter und gründlichster Biograph Stendhals — XIII, XIX.
Clarissa [Harlowe], Roman von Samuel Richardson (1745) — 73, Anm. 36.
Clarke, englischer Reisender — 109.
Cleve, „La princesse de Clèves“, Roman von Frau von Lafayette (1678), in der französischen Literatur viel erwähnt und von großem Einfluß. [Vgl. P. d. Juleville V, 565ff.] — 81, 247; Anm. 19.
Clyde, Fluß in Schottland — Anm. 29.
Cochelet — 129.
Coindet, ein Freund Rousseaus — 303.
Colardeau — 275.
Collé, Charles (1709 — 1783), französischer Dichter (Lustspiele und „Chansons“) — Anm. 43.
Colonna, Gräfin (aus alter römischer Adelsfamilie) — 150.
Corcelet, Modegeschäft in Paris — 329.
Corinna, Geliebte Ovids, besungen in den „Amores“ — 207 bis 209, 211.
„Corinne ou de l'Italie“ von Frau von Staël — 238, 330, 342, Anm. 10.
Corneille, Pierre (1606 —1684), berühmter französischer Dramatiker — 27 (Emilie), 231.
Cornel, Miß, Londoner Schauspielerin — 77, 120.
Correggio, Antonio Allegri da (1494—1534), Haupt der Schule von Parma — 92, 295.
Corsica — 141, 280, Anmerk. 30.
Coulanges, Frau von — 112.
Crabbe, George (1754 bis 1832), englischer Dichter — Anm. 49.
Craig — Anm. 37.
Crébillon, Claude Prosper Jolyot de, der jüngere, (1707—1777), französischer Romanschriftsteller — 2.
Cromwell, Richard (1626 —1712), ältester Sohn Olivier Cromwells — 275, 277.
Croydon, alte Stadt in der englischen Grafschaft Surrey — 169.
Cynthia, Geliebte des Properz — 209 bis 211, 214.
Dalembert, Jean Lerond (1717—1783), Philosoph und Mathematiker. [Vgl. Hettner, II, 344—351] — 218.

Dante, Alighieri (1265—1321), Dichter der „Göttlichen Komödie“ — 22, 74, 75, 93, 197; Anm. 2, 7, 15, 22.
Dangeau, französischer Memoirenschriftsteller. [Vgl. Petit de Julleville, V, 515 f.] — Anm. 5.
Daru, Martial Graf (1774—1827), Armeeintendant, einer der treuesten Anhänger Napoleons, mit Stendhal verwandt (vgl. Chuquet, „Stendhal“ S. 40) — II, III.
Debrosses, Charles (1709—1777), französischer Geschichtsforscher, Präsident des Parlaments von Burgund. Von seinen Werken sind hier zu erwähnen „Lettres familières écrites d'Italie en 1739 et 1740“, Paris 1799, neu herausgegeben von Colomb 1885. Sie regten die Ausgrabungen in Pompeji an. — 293, Anm. 49.
Decius, Konsul im alten Rom, fand 340 v. Chr. den Heldentod — 90.
Delfante, Graf, vermutlich eine erdichtete Persönlichkeit — XV, 82, 83, 310.
Delia, die Geliebte Tibulls — 212.
Demasure — 152.
Dembowska, Mathilde, „Leonore“ — IV, V, VIII.
Desaix, Louis Charles Antoine (1768—1800), französischer General, gefallen bei Marengo — 291, 293.
Desdemona, in Shakespeares „Othello“ — 74.
Deutsche — 121, 136, 156 bis 161, 266, 289.
Deutsche Philosophie — 16, 160.
Deutschland — II, 45, 136, 138, 144, 145, 148, 156 bis 161, 237, 238, 274, 279, 326.
Devonshire, Grafschaft im südwestlichen England — 15.
Diderot, Denis (1713—1784). „Jaques le Fataliste“, Roman (1773). Die Briefe an Sophie Volland finden sich in „Mémoires, correspondance et ouvrages inédits“, 1841, 2 Bde., einzelne übersetzt in Rosenkranz, „Diderot“. Goethe hat Diderots „Rameaus Neffe“ (1804) übersetzt und uns im 11. Buche von „Wahrheit und Dichtung“ ein literarisches Urteil über Diderot hinterlassen — VI, VIII, 114, 303, 308.
Dido, sagenhafte karthagische Königin, von Virgil in der Äneïs besungen — 206, 278.
Diogenes, griechischer Philosoph — 167.
Dion († 353 v. Chr.), Tyrann von Syrakus, Schüler und Freund Platos — 298.
Dominicus, der heilige — 180.
Don Carlos, Tragödie von Schiller (1787) — 89, 136.

Donézan — 294.
Don Juan, nach der Sage ein Genosse des berüchtigten Königs Pedro († 1369). Oper von Mozart (1787), Dichtung von Byron — XIII, 129, 241 bis 251, Anm. 13.
Don Quichotte, spanischer Ritterroman von Cervantes, 1604 (2. Teil 1615) — 287.
Doyen de Killerine (1736), heute vergessener Roman des Abbé Prévost — 258, 278.
Drama, französisches — 41, 263, 264, 265, 296.
Dresden. Stendhal rühmt es unter den ihm sonst unsympathischen deutschen Städten und verweilte daselbst mehrere Male, u. a. Ende Juli 1813 — V, VIII, 138, 160, 274, Anm. 8.
Duclos, Graf, Memoiren — 2, 124, 255, 259, 262.
Dudeffant, Marie, Marquise von (1697—1780), wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes gefeiert, in mancherlei galante Abenteuer verstrickt, um 1740 der Mittelpunkt der geistreichen und vornehmen Gesellschaft. Als 68 jährige Frau schloß sie erblindet eine zärtliche Freundschaft mit dem geistvollen Engländer Horace Walpole. Ihre Briefe sind berühmt. [Vgl. Hettner, II, 282] — 13.
Dulaure, Jacques Antoine (1755—1835), französischer Publizist und historischer Schriftsteller — 288, 356.
Dupaty, Gerichtspräsident, [vgl. „Wanderungen durch Rom" I, 304] — 352.
Edgeworth, Maria (1767—1849), englische Schriftstellerin — Anm. 49.
Edinburg — 168, 270.
Ehrenlegion, französische — 291, 293.
Einhard (Eginhardt), (770—840), Geschichtsschreiber Karls des Großen — 198.
Elisabeth, Königin von England (1533—1603) — 272 f.
— Kaiserin von Rußland (1709—1762), jüngste Tochter Peters des Großen — 272 f.
Emile, pädagogischer Roman von Rousseau (1762) — 162, 329.
England, Engländer. Stendhal hat England 1817, 1821 und 1826 besucht — 64, 137, 138, 145, 159, 161 bis 165, 166, 259, 266, 269, 270, 271, 273, 279, Anm. 36.
Epikur (342—270 v. Chr.), griechischer Philosoph — Anm. 1.
Epinay, Louise Florence Petronille Tardieu d'Esclavelles, Mme. de la Live d' (1725—1783), französische Schriftstellerin; um 1756 die Geliebte

Rousseaus. Verfasserin von durch Wahrheitstreue wertvollen Memoiren — 2, 136, 219, 259.
Eponina, Gattin des gallischen Senators Julian Sabinus unter Kaiser Vespasian. Die Geschichte findet sich bei Plutarch. [Vgl. Maeterlinck „Weisheit und Schicksal", deutsche Ausgabe, Leipzig bei E. Diederichs, 1899, S. 211 ff.] — 62.
Estrées, Gabrielle d' (1570—1599), die berühmte schöne und geistvolle Geliebte Heinrichs IV. von Frankreich, Tochter des Artilleriegenerals Antoine d'Estrées. Ihre Memoiren (1829) sind unecht — Anm. 44.
Etanges, Julie d', Rousseaus „neue Heloise" — 136, 237, 308, 310.
Eugen, Prinz von Savoyen (1663—1736), berühmter österreichischer Heerführer — 304.
Europa — 138, 142, 170, 220 (Literatur Europas), 237, 277.
Eustace, Verfasser eines Buches über Italien — Anm. 51.
Evelyn, Memoiren von — 259.
Féline, Félicie und Charles — XVIII, 324 bis 342.
Fénélon, François de, Erzbischof von Cambrai (1651—1715), französischer Schriftsteller, Dichter des „Télémaque" — 291.
Ferdinand, Prinz Louis (Berlin) — 48.
— VII., König von Spanien (1784—1833) — 119.
Fichte, Johann Gottlieb (1762—1814), deutscher Philosoph — 160.
Fielding, Henry (1707—1754), englischer Romandichter — 259.
Fiesco (eigentlich Graf Fieschi, 1524—1594). „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua", Tragödie von Schiller (1783) — 226.
Figaro, Gestalt in Beaumarchais „Barbier de Séville" (1765) und „Mariage de Figaro" (1781), berühmt durch Mozarts „Hochzeit des Figaro" (1786) und Rossinis „Barbier von Sevilla" (1816) — Anm. 33.
Flandern, Gräfin von — 188.
Florenz — XXII, 33, 150 bis 156, 280, 354, Anm. 39.
Florida — 171.
Fontainebleau, berühmtes Schloß mit Park in der Umgebung von Paris — 259.
Fontenelle, Bernard le Bovier de (1657—1757), französischer Schriftsteller — 269, 303.
Fontenoy, Dorf in Belgien, wo (1745) die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen über Öster-

reicher, Niederländer und Engländer siegten — 293.
Fox, Charles James (1749 — 1806), englischer Staatsmann und politischer Redner, auch literarisch tätig. Biographie von H. Walpole „Recollection of the life of Fox" London 1806 — 220.
Foy, Max Sebastian, Graf, französischer General (1775—1825) — Anm. 44.
Francesca da Rimini († 1278), unsterblich durch Dantes „Hölle" — Anm. 2.
Francueil, von — 136.
Frankreich, Franzosen — 29, 65, 116, 126, 136 bis 145, 147, 148, 150, 151, 152, 156, 164, 169, 180, 199, 219, 221, 225, 230, 234, 235, 255, 259 bis 265, 269, 278, 279, 280, 293, 303, 326.
Franz I., König von Frankreich (1494—1547) — 27, 79.
Frauenerziehung — XX, 215 bis 234, 266.
Friedrich der Große (1712—1786) — 52, 275, 277.
Gardasee — III, 94.
Garrick, David (1716 — 1779), berühmter englischer Schauspieler, auch schriftstellerisch tätig — 37.
Gascogne — 188, 189.
Gefahr, Verherrlichung der — 141, 142, 265.
Genf — 310.
Genlis, Gräfin von (1746 — 1830), französische Schriftstellerin flacher, sentimentaler Art, Memoiren (deutsch, Stuttgart 1825) — 228, Anm. 5.
Genua — 6, 77, 153, 226.
Geoffroy, Julien Louis (1743—1814), zu seiner Zeit gefürchteter französischer Theaterkritiker — 41.
Georgierinnen, Mädchen eines kaukasischen Volksstammes, durch ihre Schönheit berühmt — 231.
Gherardi, Frau Ghita, aus Brescia (auch erwähnt in Stendhals „Rome, Naples et Florence", II, 63 und im „Journal" S. 375) — IX, 326.
Giat (in Südfrankreich) — III.
Gibbon, Edward (1737 — 1794), englischer Geschichtsschreiber — 228.
Gil Blas, Titel eines bekannten Romans von Lesage (1735) — 43.
Girard (1765—1850), erzieherischer Schriftsteller — Anm. 49.
Goethe, Wolfgang von (1749—1832). Stendhal war ein schlechter Kenner Goethes, während wir von Goethe zwei verständnisvolle Urteile über Stendhals „Rouge et Noir" (vgl. Einleitung zu „Rot und Schwarz", Band I dieser Ausgabe) und über „Rome, Naples et Florence" (Briefwechsel Goethes mit Zelter, II, 451) haben — VIII, XX,

241 (Werther), 259, 274, Anm. 6.
Göttingen — 160.
Goldoni, Carlo (1707 — 1793), italienischer Lustspieldichter, schrieb gegen 200 Stücke — 263.
Gonzalvi, Kardinal — 283.
Gozzi, Carlo, Graf (1722 — 1806), venezianischer Lustspieldichter — 259.
Grammont, Herzogin von, Schwester der Frau von Choiseul. Memoiren — 121, Anm. 9.
Grégoire, Henri Graf (1750—1831), Bischof von Blois. Memoiren — Anm. 49.
Gregor von Tours (540 — 594), fränkischer Geschichtsschreiber — 198.
Grenoble, Vaterstadt Stendhals — II, VIII.
Griechenland, Griechen — 35, 211.
Grimm, Friedrich Melchior Freiherr von (1723 — 1807), von deutscher Herkunft, interessanter und geistvoller Kenner und Kritiker der französischen Literatur. Verfasser der Jahrgänge 1753—1773 der „Correspondance littéraire, philosophique et critique". Vertrauter der Frau von Epinay, Freund Diderots, Günstling der Kaiserin Katharina II. [Vgl. Hettner, II, 422—437] — 275, 290, Anm. 33.
Grotius, Hugo (1583 — 1645), holländischer Gelehrter und Staatsmann — 225.
Guinguené, Verfasser einer „Histoire littéraire de l'Italie" — 207.
Haag, der, Residenz der Könige der Niederlande — 3.
Halberstadt — II, 237 f.
Hamburg — 314, 315.
Heine, Heinrich (1799 — 1856). — VIII u. Anm.
Heinrich II., König von Frankreich (1518—1559) — 27.
— III., König von Frankreich (1551—1589) — 134
— IV., König von Frankreich (1553—1610) — 265, 288, Anm. 44.
— VIII., König von England (1491 — 1547) — 137.
Hellas, Hellenen — 36, 211, 278.
Heloïse, die Geliebte Peter Abälards — 2, 207, 259, 289, 319.
—, die neue, berühmter Roman Rousseaus (1761). [Vgl. Hettner, II, 490 bis 495] — 89, 136, 237, 303.
Helvetius, Claude Adrien (1715—1771), Philosoph aus der Schule der Encyklopädisten — X, XIX, 255, 285, 303, 304.
Heyse, Paul (geb. 1830) — IX, XXIII.
Hippolyte (Sohn des Theseus), Drama von Racine — 89, 291.
Hofleben — 3, 15, 25, 29, 30, 40, 87, 160, 238.

Holbach, Paul Heinrich Dietrich, Baron v. (1723 bis 1789), von deutscher Geburt, philosophischer Schriftsteller; sein Hauptwerk „Système de la Nature“ [vgl. Hettner, II, 362—365]. Er ist das Urbild der edlen Gestalt Wolmars in der „neuen Heloïse“ — 227.
Holland — 3, 136.
Holyrood, Palace, bei Edinburg — 168.
Homer (um 1000 v. Chr.) — II, 197, 278, 298.
Horaz (65—8 v. Chr), römischer Lyriker — 357.
Houdetot, Elisabeth Françoise Sophie de La Live, Gräfin von (1730—1813), Schwägerin von Frau von Epinay, bekannt durch Rousseaus leidenschaftliche Verehrung — 243.
Hutchinson, Lucy, Gattin des Obersten John H., Memoiren (1806) — 22, 259, 316.
Jacquemont, Victor, (gest. 1832 in Bombay), ein Freund Stendhals, Schriftsteller — XVIII, 324 f.
Jerusalem — 175.
Imogen, Gestalt in Shakespeares „Cymbeline“ — 165.
Indianer — 15, 122.
Innamorati, Lustspiel von Goldoni — 263.
Johann, Erzherzog von Österreich (1782—1859), Heerführer — 158.
Johanna, Tochter Alfons V. von Lusitanien — 236, Anm. 45.
Joinville, Auditeur, — II.
Irland — 166, 167.
Islam — 198.
Italien — II, III, V, XXII, 52, 138, 141, 144, 145 bis 156, 161, 165, 179, 207, 230, 234, 272, 274, 279, 281, 283, 284, 289.
Italiener — 121, 145 bis 156, 163, 164, 279, 280, 282.
Julie d'Etanges s. Etanges.
Ivanhoe, Roman von Walter Scott (1820) — 79, Anm. 3, 18.
Kaaba, die — 199, 200.
Kant, Immanuel (1724 bis 1804) — 160.
Karl der Große (742 bis 814) — 197, 198.
Karoline Marie, Königin von Neapel (1752—1814) — 232.
— Königin von England (1768—1821) — 72.
Karthago — 236, 304.
Katharina II. (1729 — 1796), Kaiserin von Rußland, eine dessauische Prinzessin, die „nordische Semiramis“. Ihre interessanten Memoiren sind auch deutsch erschienen (Hannover 1859) — 232.
Kleinstädtische Kultur — 116, 140, 221, 224, 262, 313.
Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724—1803) — 314, 315.
— Margarethe (Meta), geb. Moller, Gattin des vorigen, Hamburgerin. Klop-

stock heiratete sie 1754; sie starb 1758 — 314, 315.
Koblenz — 267.
Königsberg. Stendhal verweilte auf der Rückkehr von Rußland vom 14. Dezember 1812 bis 30. Januar 1813 in Königsberg — III, 60, 160, 271.
Köthen, Hof zu — 159.
Konstantinopel — 137, 273.
Kreuzzüge — 176, 179, 197, 316.
Kroton, Stadt in Unteritalien, s. Milon.
Kurfürst, der Große — 275.
Laclos, Choderlos de (1741 — 1803), General der Artillerie unter Napoleon, Verfasser des berüchtigten Romans „Les Liaisons dangereuses“ (1782). (s. dort.) [Vgl. über Autor und Werk: Paul Bourget, „Sensations d'Italie“, Ausgabe 1902, Seite 294 f.] — 69, 236, Anm. 11, 38.
Lafayette, Marie Pioche de Lavergue, Gräfin von (1634—1693), französische Romanschriftstellerin, Verfasserin der „Princesse de Clèves“ (s. Cleve); Freundin der Frau von Sévigné; Memoiren — 81, 227, 342, Anm. 19.
Lafontaine, Jean de (1621 — 1695), französischer Dichter [vgl. Taine, „Lafontaine et ses fables“] — 231.
Lafontaine, August (1758 — 1831), deutscher Romanschreiber — 259.
Lago Maggiore — 287.
Laharpe, Jean François de (1739—1803), französischer Dichter — 261, 322.
Lammermoor, Braut von, Roman von Walter Scott. — 19, 108, 132, Anm. 25.
Lante, Kardinal — 70, 264.
Laon, Stadt in Frankreich — Anm. 44.
Larnage, Frau von — 243.
Larochefoucauld, François, Herzog von (1613 — 1680), Schriftsteller, Verfasser der „Maximes“ (1665) — 114, 247, Anm. 19, 27.
Larrey, Baron, berühmter Chirurg — 300.
Lasalle, Napoleonischer Kavalleriegeneral, führte u. a. in Spanien eine Kavalleriedivision. [Mehrfach erwähnt in K. Bleibtreu, „Marschälle und Generale Napoleons“.] — II, 61, 121.
Launay, Fräulein Marguerite Jeanne von (Baronin von Staal, 1693 — 1750), Memoiren [vgl. Vinet, I, 196—203] — 227, 259.
Laura (de Noves) aus Avignon, die Geliebte Petrarcas. Angeblich 1308 geboren, die Gemahlin eines Ritters Hugues de Sade und 1348 an der Pest ge-

storben [vgl. „Mémoires sur la vie de Pétrarque“ vom Abbé de Sade, Paris 1764]. Vielleicht ist Laura nur eine Phantasiegestalt des Dichters — 189.
Laurentiana, Bibliothek in Florenz — Anm. 39.
Lauzun, Antoine Nompar de Caumont, Herzog von (1633—1723), Günstling Ludwigs XIV., vermählte sich 1670 gegen den Willen des Königs heimlich mit Mademoiselle de Montpensier, der Enkelin Heinrichs IV. Dieser Lauzun ist nicht zu verwechseln mit dem General Armand Louis Herzog von Lauzun-Biron (1753—1794), dessen Memoiren wegen der darin geschilderten Liebesabenteuer gleichfalls berühmt sind [vgl. „Lauzun“, von Gaston Maugras, deutsch von Paul Bornstein, München, Langen] — 2, 15, 78, 127, 136, 262, 207, Anm. 5, 16.
Lavalette, Herr von — 286.
Lecce (in Apulien) — 58.
Leipzig — 159, 354.
Lekain, Henri Louis (1728 — 1778), französischer Schauspieler; Memoiren — 37, 38.
Lemontey, Pierre Edouard, französischer Schriftsteller (1762—1826) — 357.
Leonore — IV, X, XIV, XVIII, 89, 90, 91, 133.
Leroy, Pariser Kleiderkünstler — 224, 329.
Lesage, Alain René (1668—1748), französischer Romanschriftsteller. S. „Gil Blas“. [Vgl. Brunetière, „Etudes“] — 43.
Lespinasse, Julie, Fräulein von (1732—1796), Gesellschaftsdame der Frau Dudeffant, Freundin und Geliebte Dalemberts. Briefe [vgl. Hettner, II, 282 f. und Goncourt, „La femme au 18e siècle“] — 259, Anm. 5.
„Lettres persanes“ (1721) von Montesquieu. Goethe sagt über sie (Anmerkung zu „Rameaus Neffe“): „Durch seine „Lettres Persanes“ machte sich Montesquieu zuerst bekannt. Die große Wirkung, die sie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung desselben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfasser seine Nation auf die bedeutendsten, ja die gefährlichsten Materien aufmerksam zu machen, und schon ganz deutlich kündigt sich der Geist an, der den „Esprit des lois“ hervorbringen sollte. Weil er sich nun aber bei diesem seinen ersten Eintritt einer leichten Hülle bedient, so will man ihn denn auch nur, da er sie schon ab-

geworfen, nach ihr schätzen und ihm das weitere, größere Verdienst halbkennerisch ableugnen" — 269.
Leukadischer Felsen — 129.
Lewis, Matthew Gregory (1775—1818), englischer Reisender — 109.
„Liaisons dangereuses", berühmter Roman von Laclos (vgl. dort). — Ihm gilt die Xenie Goethes: „Warnung reizt uns oft, ich seh' es; denn jegliche Schöne liest und wünscht insgeheim sich der Verbindung Gefahr." Der Roman erschien 1782; deutsch zuletzt von Marion Lorm, „Gefährliche Liebschaften" (Berlin, Bibliograph. Anstalt), 1899. (Enthält in der Einleitung ein interessantes Urteil Schillers über dieses amüsante Buch) — 69, 236, Anm. 11, 38.
Lichtenau, Gräfin von, (1752—1820) Tochter des Musikers Enke, Maitresse Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Memoiren sind unecht, Anmerk. 31.
Ligonier, Milady, Geliebte des Dichters Alfieri — Anm. 26.
Livius, Titus (59 v. Chr. — 17 n. Chr.), römischer Geschichtsschreiber — 90.
Lombardei, von Stendhal „das schönste Land der Erde" genannt — IV, X, 82.
London — V, 77, 93, 120, 143, 167, 168, 199, 270, 274.
Loreto (Italien) — III, 292.
Lovelace, Gestalt in Richardsons Roman „Clarissa" — 73.
Lucian Bonaparte, Fürst von Canino (1775—1840), Bruder Napoleons, Diplomat, lebte zuletzt als Schriftsteller und Kunstfreund in Italien — Anm. 30.
Ludwig von Holland, König — 43.
— XIV., König von Frankreich (1638—1715) — 25, 137, 188, 264, 292, 302.
— XV., König von Frankreich (1710—1774) — VI, 27, 121, 178, 219, 265, 294.
Lully, Jean Baptiste (1638 — 1687), geborener Florentiner, Begründer und langjähriger Beherrscher der großen französischen Oper. (1669 unter dem Namen Académie Royale de musique errichtet.) Seine meist von Quinault verfaßten vorzüglichen Texte sind mythologische Tragödien; seine Musik ist rein rezitativ, geht nur auf pathetische Deklamation aus, ohne dem Orchester irgendwelche selbständige Bedeutung zu geben, und sucht ihre Trockenheit durch einen verschwenderischen Aufwand äußerlicher Mittel

(Ballet, Pracht der Ausstattung, häufigen Dekorationswechsel u. s. w.) zu beleben. Vgl. Goethes Urteil über Lully im Anhang zu „Rameaus Neffe“ — 345 f.
Lusiaden, die, s. Camoëns.
Luther, Dr. Martin (1483 bis 1546) — 90, 160.
Luxemburg, Herzogin von — 146.
—-Palais — 127, 128.
Luynes, Charles Philippe, Herzog von (1695—1758), am Hofe Ludwigs XV., Memoiren [vgl. Petit de Juleville, VI, 518—521] — 15.
Lyon — 153.
Macbeth von Shakespeare — 263.
Madagaskar — 62.
„Mademoiselle“ siehe Montpensier.
Madras (in Vorderindien), englische Niederlassung — 270.
Magdalena, von Pordenone, 1822 im Besitz des Grafen Sommariva — 36.
Mailand, Stendhals Lieblingsstadt, von ihm auf seinem Grabstein als Vaterstadt bezeichnet (Arrigo Beyle, Milanese) — II ff. 91, 153, 157, 272.
Malerei — 2, 36, 92, 264, 326.
Malthus, Thomas Robert, (1766—1834), englischer Gelehrter. Hauptwerk: „An essay on the principle of population“, London, 1803, deutsch zuletzt von Stöpel-Prager (Berlin, 1900). — 226.
Marc Aurel (121—80), römischer Kaiser, Philosoph, Verfasser der „Selbstbetrachtungen“ — 242.
Marengo, Dorf südöstlich Alessandria; Schlacht bei Marengo (1800), Sieg Bonapartes über die Österreicher, hauptsächlich durch das Eingreifen des Generals Desaix, der in der Schlacht fiel, und die Attacke Kellermanns entschieden — 247.
Mari, Alessandra — 232.
Marlborough, John Churchill (1650—1722), ber. engl. General — 288.
Marly — 265.
Marmontel, Jean François (1719—1799), französischer Schriftsteller; Memoiren — 2, 259, 303.
Marseille — 190.
Massinger, Philipp (1584 — 1638), englischer Dramatiker — 118.
Maupertuis, P. L. M. de (1698—1759), Mathematiker u. Schöngeist — 357.
Mauren — 129, 172, 179, 197.
Maurische Kunst und Literatur — 201.
Medea — 278.
Meilhan (Sénac) de, Gabriel (1736—1803), franz. Schriftsteller — 140.
Meiningen, Hof von — 159.

Mekka, arabischer Wallfahrtsort — 199.
Meli, Giovanni (1740—1815), gefeierter sizilianischer Dichter. [Gute Übersetzung ausgewählter Lieder von Gregorovius, Leipzig, 2. Auflage, 1886.] — 283.
Melisande von Tripolis, — VIII, 316.
Melun, Gefängnis zu — 302.
Mérimée, Prosper (1803 bis 1870), Schüler und Freund Stendhals, Verfasser von „Henri Beyle, „Notice biographique", San Remo (Jay), 1874" — I, VIII.
Messalina — 255.
Messina (in Sizilien) — 309.
Michaud, General [Vgl. Chuquet, S. 486], — II.
Michelangelo (Buonarroti), 1475—1564. — 295.
Michelin, Frau — 244.
Militärische Erinnerungen und Anspielungen — 17, 21, 25, 76, 77, 85, 87, 90, 91, 94, 123, 157, 221, 222, 265, 291, 296, 299, 320.
Milon (um 575 v. Chr.), griechischer Athlet aus Kroton — 136.
Mirabeau, Gabriel Honoré Riqueti, Graf von (1749—1791), der hervorragendste Mann der französischen Revolution; Schriftsteller (vgl. unter „Sophie") — 39, 70, 314, 317.
Mithridate, Tragödie von Racine — Anm. 14.
Mittelalter — 74, 140, 145, 173, 175, 271, 293.
Mittelmeer, Kultur am — 178.
Modena — 281.
Mohammed (571—632), Gründer des Islam — 198, 199, 201, 202, 203.
Mole, Mathilde de la, Hauptgestalt in Stendhals Roman „Rot u. Schwarz" — IV.
Molière (1622—1673), größter Lustspieldichter Frankreichs — 215, Anm. 42.
Monaco, Frau von — Anm. 16.
Monima, Gemahlin des Mithridates in Racines „Mithridate" [vgl. Stendhal, Journal, S. 121 f.; Petit de Juleville V, 95] — 73.
Monsieur — Anm. 33.
Montaigne, Michel Eyquem de (1533—1592), geistreicher Skeptiker und Moralist. Essays (deutsch bei Heitz, Straßburg, 1900) — XVIII, 252.
Montegalli, ein Offizier in Florenz — 150.
Montenotte, Dorf in der Provinz Genua, bekannt durch den „ersten Sieg Bonapartes" (1796) über die Österreicher — 293.
Montespan, Françoise Athenaïs, Marquise von

(1641—1707), Maitresse Ludwigs XIV., Memoiren — Anm. 16.
Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de la Brède et de (1689 — 1755), philosophisch-politischer Schriftsteller. S. unter „Lettres persanes“ [Vgl. Hettner, II, 240—253] — 225, 231, 269.
Monti, Vicenzo (1754 — 1828), italienischer Dichter, stand in Beziehungen zu Goethe — 357.
Montmirail, Stadt im Departement Marne; siegreiches Gefecht Napoleons gegen Preußen (Blücher) und Russen (1814) — 141.
Montpensier, Anne Marie Louise von Orléans, Herzogin von (1627 — 1693), „Mademoiselle“; Memoiren (1729) — 127, 134.
Moore, Thomas (1779 — 1852), englischer Dichter — 357.
Morillo, Pablo (1777 — 1838), span. General — 118.
Mortimer, Lord, Romangestalt — 93, 94, 126.
Moskau — III, 90, 270.
Mouchy, Frau von — 128.
Mozart, Wolfgang Amadeus (1756—1791) — V, 241.
Müller, Johannes von (1752 — 1809), deutscher Historiker — III, 274.
München — V, 160, 242.
Murat, Joachim (1771 — 1815), König von Neapel, Reiterführer unter Napoleon — 142.
Musik — 16, 32, 34, 35, 146, 153, 179, 199, 220, 228, 283, 305, 319, 325.
Nantes — 153.
Napoleon I. (1769—1821) — III, 72, 76, 78, 90, 100, 129, 142, 150, 156, 157, 173, 216, 247, 259, 260, 261, 265, 268, 293, 297, Anm. 30.
Narbonne — 188, 271.
Neapel — 34, 35, 53, 153, 220, 232, 263, 282, Anm. 38.
Neera, Geliebte Tibulls — 213.
Neger — 110, 215.
Nemesis, Geliebte Tibulls — 213.
Nemours, Herzog von, Gestalt in dem Roman „La princesse de Clèves“ von Frau von Lafayette — 81, 247.
Nero (37—68), römischer Kaiser — 4.
Newton, Isaak (1643 — 1727), Mathematiker und Astronom — 16.
Ney, Michel, Marschall von Frankreich (1769—1815), berühmter Heerführer Napoleons — 142.
Nietzsche, Friedrich (1844 —1900). — VII, VIII, XIV, XVII, XXII, XXIII.
Nivernais, Verfasser eines Werkes über die Troubadoure — 249, Anm. 48.
Noailles, Adrien Maurice, Herzog von (1678—1766), Marschall von Frankreich,

Feldherr; Memoiren — 292.
Nordamerika, Nordamerikaner — 15, 116, 118, 122, 137, 169 bis 171, 215, 277, 278, 320, Anm. 28.
Nostradamus, Jean von, Verfasser von Werken über die Troubadoure — 188 bis 190.
Österreich, Österreicher — III, V, 156, 158, 161.
Old Mortality, Roman von W. Scott — 33, 307, Anm. 29.
Olivier, Mademoiselle, Schauspielerin — 41.
O'Meara, Barry Edward (1780—1836), Irländer, Arzt Napoleons auf St. Helena, Verfasser von „Napoleon in exile, or a voice from St. Helena“ (2 Bde., London 1822, deutsch Stuttgart 1822. Neuerdings von M. v. Bieberstein 1902) — 142.
Ophelia, Frauengestalt in Shakespeares „Hamlet“ — 165.
Orcha (Rußland) — III, 296.
Orestes — 302.
Oswald, Lord, in Frau von Staëls „Corinne“ — 238.
Othello, Trauerspiel von Shakespeare — 107.
Otway, Dramatiker — 275.
Ovid (Publius Ovidius Naso, 43 v. Chr. — 17 n. Chr.), römischer Dichter — 206 bis 209, 211, 214.
Päpste — 175, 189.
Palomba — 263.
Paolo, Fra — 224.
Paris — II, 1, 53, 131, 138 (Salon Europas), 140, 141, 144, 146, 147, 151, 155, 163, 167, 201, 215, 225, 233, 251, 263, 272, 280, 288, 303, 311, 313, 353.
Pariser — 60, 139, 143, 218, 221, 224, 261, 262, 298, 299, 313.
Parnot, Maître, ein Pariser Advokat — Anm. 33.
Partikularismus Italiens — 153, 154.
Pasta, Giuditta (1798 — 1865), berühmte Opernsängerin, gefeierte Schönheit. Stendhal trat 1821 in Paris zu ihr in intime Beziehungen. [Vgl. Chuquet, „Stendhal“ S. 166 u. 168 und Einleitung zu „Rot und Schwarz“ Bd. I dieser Ausgabe, S. VII u. IX.] Gestorben in der „Villa Pasta“ am Comersee — 274.
Patrick, der Apostel und Heilige Irlands (geb. 372) — 167.
Pecchio — 358.
Peguilhen — 136.
Pellico, Silvio (1789 — 1854), italienischer Tragödiendichter. War lange in grausamer österreichischer Gefangenschaft (Le mie prigione) — 164.
Penelope — Anm. 26.
Penn — 171.

Perpignan, Stadt in der vormaligen Grafschaft Roussillon — II, 187.
Pesaro, in Italien — 236.
Peter der Große (1672 bis 1725) — 272.
Petersburg — 29.
Petrarca, Francesco (1304 — 1374) berühmter Sonettdichter — 87, 101, 189, 299, Anm. 23.
Petronius (Arbiter), ein Höfling Neros (gest. 66 n. Chr.). Bruchstücke eines Romans von ihm schildern den ungeheuren Luxus seiner Zeit — 206.
Phädra, Gattin des Theseus im griechischen Mythus. „Phèdre" von Racine, übersetzt von Schiller — 291.
Philadelphia (in Amerika) — 298.
Philipp II., König von Spanien (1527—1598) — 282.
Pia, Gestalt in Dantes „Fegefeuer" — 74, 75.
Picard, Louis Benoît (1769 — 1828), französischer Lustspieldichter — 358.
Piemont — 76, 116, 153, 280.
Pierrefeu, Schloß in der Provence — 188, 190.
Pietra, Nello della, Gemahl der Pia in Dantes „Fegefeuer" — 74, 77.
Pietragua, Angela, Mailänderin, Geliebte Stendhals — II, ff.
Pignatelli, Herzog von — 242.
Pignotti, Carlo — 259.
Pirate, The, von Lord Byron — Anm. 17, 20.
Plutarch (50—120), griechischer Historiker — 298.
Plymouth — 64.
Policastro, Herzog von — 58.
Polignac, Jolanthe Martine Gabriele, Frau von (1749—1793), später Herzogin, Vertraute der Königin Marie-Antoinette — 15.
Pommeraie, Frau von, in Diderots „Jacques le Fataliste". Schiller hat die „Geschichte der Frau von Pommeraie" unter dem Titel „Weibliche Rache" übersetzt — 114.
Pondicherry, französische Kolonie — 271.
Pons, Frau von — 126.
Pordenone, Giovanni Antonio da (1483—1539), Maler — 36.
Porlier — 217.
Portugal — 116, 137.
Portugiesische Nonne, Briefe einer. [Stendhal erwähnt in „Rome, Naples et Florence" die Ausgabe „Lettres d'une Religieuse portugaise", Paris (Didot) 1824] — 2, 259.
Posen — II, 61.
Potter, Louis Josephe Antoine de (1786—1859), belgischer Politiker. Sein „L'esprit de l'Eglise" (1821, 8 Bde.) wendet sich

heftig gegen die katholische Geistlichkeit — 358.
Pozzo di Borgo, Carlo Andrea, aus alter korsischer Familie, ein Jugendgespiele Napoleons, später sein erbitterter Gegner in russischen Diensten — 350.
Prévost, Abbé (1697 bis 1763). Sein Hauptroman „Manon Lescaut“ (1731) in Frankreich vielgerühmt. [Vgl. F. Brunetière, Études, Paris (4. Aufl.) 1898, Seite 138—257] — 258, 278.
Properz, Sextus Aurelius Propertius (48—18 vor Chr.), röm. Elegiker — 85, 206, 209 bis 211, 214.
Provençalische Sprache. Sie ist die am frühesten ausgebildete Sprache des romanischen Sprachenzweiges und in ihren ältesten Formen am ähnlichsten ihrer Quelle, der römischen Volkssprache. Es gibt heute noch eine provençalische Mundart, die an Wohlklang und Reichtum die moderne französische Sprache übertrifft und in unseren Tagen noch eine bemerkenswerte Literaturblüte gezeitigt hat (Frédéri Mistral und die Félibresbewegnng). Vgl. Diez, „Grammatik der romanischen Sprachen“ (Bonn, 5. Auflage, 1882); Mahn, „Grammatik und Wörterbuch der altprovençalischen Sprache“ (Köthen 1885, 4 Teile) und Nic. Welter „Frédéri Mistral und die Félibresbewegung“, Marburg, 1900 — 174, 175, 178.
Provence, Provençalisch — 173 bis 192, 317.
Pufendorf, Samuel Freiherr von (1632—1694), deutscher Gelehrter — 225.
Pylades — 302.
Pythagoras (um 550 v. Chr.), griechischer Philosoph und Mathematiker — 307.
Quiroga — 217.
Racine, Jean de (1639—1699), französischer Tragiker. [Vgl. Saint-Beuve, „Portraits littéraires“] — 73, 89, 231, 291, 292, 296, 302.
Ramillies, Sieg Marlboroughs (1706) über die Franzosen bei — 265.
Ravenna — 280.
Raynouard (1761—1836), Verfasser der „Grammaire de langue des troubadours“ (Paris 1816), der „Choix des poésies originales des troubadours“ (Paris 1816 bis 1821, 6 Bde.) und ähnlicher wertvoller Werke — Anm. 40.
Réalier-Dumas, Memoiren von — Anm. 30.
Redouté, französischer Blumenmaler — 326.
Regulus, Marcus Atilius (gest. 250 v. Chr. in Karthago), römischer Feldherr — 90, 236, 304.

Reno, mittelitalischer Fluß — 82.
Retz, Baron von (1614—1679), Kardinal; Memoiren (1717) — Anm. 48.
Revolution in Frankreich — II, 221, 236, 267.
Ricaras, die, am Missouri — 109.
Riccio, David (ermordet 1566), Sänger und Vertrauter der Königin Marie Stuart — 168.
Richard (I.) Löwenherz, König von England (1157—1199). — 142, 291.
Richardson, Samuel (1689—1761), englischer Romanschriftsteller. S. „Clarissa“ — 315, Anm. 36.
Richelieu, Armand Jean Duplessis, Herzog von (1585—1642), französischer Staatsmann unter Ludwig XIII., der Begründer der Macht Frankreichs — 243, 244, Anm. 38.
Richmond, Stadt in England — 72, 316.
Riëgo, Rafael del, spanischer Revolutionär (1785—1823). — 217.
Riglet, Jesuit — 128.
Rinaldo — 35.
Riom, von, Geliebter der Herzogin von Berri — 126 bis 129.
Rivoli, Dorf in der Provinz Verona, wo die Franzosen (1797) unter Bonaparte und Massena über die Österreicher siegten — 293.
Roland, Marie Jeanne (1753—1793), Gattin des französischen Ministers Roland de la Platière. Starb unter der Guillotine. Memoiren (1820), deutsch, (Bellevue), 2 Bde., (1844) — 222, 232, 259, 279.
Römer (moderne) — 147 bis 150, 163, 282.
Rom, Römer (im Altertume) — 5, 15, 27, 90, 161, 206, 282, 304.
Rom (modernes), Stendhal lernte Rom 1811 kennen — 36, 46, 70, 147 bis 150, 153, 168, 282, 342.
Romagna — 131, 280.
Romagnesi — 224.
Romanin, Schloß in der Provence — 188, 190.
„Romeo und Julia“, Trauerspiel von Shakespeare — 93, 132, Anm. 21.
Rossini, Giacchimo Antonio (1792 — 1868), italienischer Komponist. Stendhal lernte Rossini persönlich 1819 in Italien kennen. Stendhals „Vie de Rossini“ erschien 1824 — 35, 179, 220, 325, Anm. 8.
Rouge, le, et le Noir, Roman von Stendhal (1831), erste deutsche Übersetzung bei E. Diederichs, Leipzig 1900 — II, XIX.
Rousseau, Abbé (1725—1785), unbedeutender Schriftsteller — 289.

Rousseau, Jean Jacques (1712—1778), Dichter und Philosoph. [Vgl. Brunetière, „Études“] — 28, 89, 146, 162, 229, 237, 242, 243, 289, 302, 303, 307, 308, 329, 331.

Roussillon, ehemalige französische Grafschaft in der Nähe der Pyrenäen — 180 ff.

— Graf Raimund von, Troubadour — 180 bis 187.

Rudel, Jaufré, (bei Stendhal Geoffroy), Prinz von Blaya (gest. 1170), Troubadour — VIII, 316.

Russischer Feldzug (1812). Stendhal nahm daran in einer ministeriellen Sendung teil und war auf dem Rückzuge einer der Wenigen, die kaltblütig und besonnen blieben und durch ihr energisches Beispiel die allgemeine Demoralisation einigermaßen hemmten. [Vgl. Ed. Rod, S. 23 und Chuquet S. 120] — 87, 296, 300, 330.

Rußland, Russen — 171, 285, 296, Anm. 49.

Sachsen — III, 167 (gemeint ist König Friedrich August I., der Gerechte.)

Saint-Cloud, Hof zu — 78.

Saint-Dizier — 324.

Saint-Preux, Gestalt in Rousseaus „neuer Heloïse“ — 89, 289, 330.

Saint-Remy — 189.

Saint-Roche, Schlacht bei — Anm. 33.

Saint-Simon, Louis de Rouvroy, Herzog von (1675—1755); Memoiren 1756, vollständig 1829 bis 1830. (Deutsch von Ferd. Lotheißen, Kollektion Spemann, Stuttgart). [Vgl. Vinet, I, 80 bis 108.] — XX, 126, 136, 259, Anm. 6, 16.

Saladin (1137—1193) Sultan von Syrien und Ägypten — 142.

Salicetti, 1792 Haupt der französischen Partei auf Corsica — Anm. 30.

Salviati, erdichtete Persönlichkeit. — XIV ff., 56, 59, 85, 92.

Salzburger Zweig — IX, 6, 31.

Sankt Helena — 142.

Sappho (um 600 v. Chr.), lesbische Dichterin — 278.

Say, Jean Baptiste (1767 — 1832), französischer Nationalökonom — 326.

Scarron, Paul (1610 — 1660), französischer Schriftsteller — 258.

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von (1775 — 1854), deutscher Philosoph — 160.

Schiassetti, Oberst. [Der Name auch erwähnt in „Promenades dans Rome“ I, 262] — 85 bis 87.

Schiller, Friedrich von (1759—1805) — 80, 89, 228.

Schlesien — 275.

Schönbrunn — 156, 157.
Schottland — 18, 167 bis 169, 269.
Schwarzwald, der — 335.
Schweiz — 239 bis 241.
Scott, Walter (1771 — 1822), schottischer Romandichter — 19, 33, 79, 108, 132, 307, Anm. 3, 18, 25, 29.
Scuole, Frau — 243.
Sebastiani, Graf von (1772—1851), Corse, General unter Napoleon, Marschall, zuletzt Gesandter in London — Anm. 30.
Semple, Verfasser einer „Voyage en Espagne" — Anm. 32.
Seneffe, Ort in Belgien, wo (1674) Prinz Condé über Wilhelm III. von Oranien und (1794) die Franzosen über die Österreicher siegten — 265.
Seraphine, Gestalt in „Gil Blas", Roman von Lesage — 43.
Serrurier, Marschall, Anm. 44.
Sesia, Fluß in Oberitalien — 76, 77.
Sévigné, Marie Marquise von (1626—1696), Briefe [deutsch von Lotheißen, Kollektion Spemann, Stuttgart 1884] — 172, 219, 265, 294, Anm. 8.
Sevilla — 64, 117.
Shakespeare, William — 74, 107, 132, 263, 292, 296, Anm. 21.
Sharp, Verfasser eines Buches über Italien. [Vielleicht identisch mit dem Londoner Advokaten Sutton Sharpe; vgl. Chuquet, „Stendhal" S. 200 f.] — 358.
Signe, Schloß in der Provence — 188, 190.
Siena (in Italien) — 74.
Simon, der Säulenheilige — 236.
Sizilien — 166, 167, 298.
Smollet, Tobias George (1721—1771), englischer Schiffsarzt, Romanschriftsteller, schildert u. a. Italien — 358.
Sommery, Fräulein von — 113.
Sophie, Briefe an. Mirabeau schrieb in den 42 Monaten seiner Haft in Vincennes (1777—1780) die leidenschaftlichen Liebesbriefe an Sophie von Monnier, die er 1776 ihrem Manne entführt hatte. Sie erschienen 1792 durch unberufene Hand unter dem Titel: „Lettres originales de Mirabeau, écrites du donjon de Vincennes". (2 Bde.) [Vgl. Hettner II, 583, 585 f.] — 317.
Sorel, Julian, Held des Stendhalschen Romanes „Roth und Schwarz" — XIV.
Sorrent — 53.
Spanien, Spanier — 52, 64, 121, 136, 137, 139, 141, 144, 163, 172, 173,

201, 230, 234, 271, 272, 276, 320.

Staal, Baronin von, s. Launay.

Staël-Holstein, Anna Louise Germaine, Baronin von (1766—1817). Ihr bestes Werk „Corinne ou de l'Italie" erschien 1807 (2 Bde.) — 146, 238, 329, 330, 331, Anm. 10.

Stoiker, altgriechische Philosophenschule — 308.

Struensee, Johann Friedrich, Graf von (1737—1772), ursprünglich deutscher Arzt, später dänischer Minister, Geliebter der Königin Karoline von Dänemark — Anm. 4.

Struve, Frau von, in Königsberg — 60.

Stuart, Maria (1542—1587), Königin von Schottland. Gleichnamige Tragödie von Schiller (1801) — 80, 168, 273.

Suard, J. B. A. (1734—1817), Zeitungsredakteur — 303.

Tacitus, Publius Cornelius (54—120), römischer Historiker, Verfasser der „Germania" — 161. Man findet den gleichen Gedanken, wie bei Stendhal, auch bei Mirabeau (Lettres à Mauvillon, Hamburg 1794, S. 171): „Ich habe dieselbe Absicht, die Tacitus hatte, als er die Sitten der Germanen schilderte, um in diese Schilderung eine Satire gegen Rom zu kleiden: es ist Frankreich, das ich in Preußen sehe ..." [Mirabeau hat eine Geschichte des friederizianischen Preußens (London 1788) verfaßt.]

Taine, Hippolyte (1828—1893), bekannter französischer Kunstkritiker, Verehrer Stendhals, Verfasser einer „Etude sur Stendhal" in der „Nouvelle Revue de Paris" vom 4. März 1864, durch die Stendhal der Vergessenheit entrissen wurde — XIV.

Talleyrand, Fürst (1784—1838), berühmter Diplomat Napoleons — I.

Tasso, Torquato (1544 bis 1595), Dichter des „Gerusaleme liberata" — 53, 278.

Tausend und Eine Nacht, morgenländische Märchensammlung aus dem 9. Jahrhundert — 198.

Teulié, General, geborener Mailänder, gestorben als Divisionskommandeur vor Kolberg. Als Stendhal Offizier in der Lombardei war, war Teulié Generalstabschef der Armee in Italien und Kriegsminister der zisalpinischen Republik — 312.

Tenzone, Streitgedicht (auch joc partit genannt), in dem zwei widerstreitende Sätze von zwei oder mehreren Troubadouren

strophenweise verteidigt wurden — 188.

Thiébault, Dieudonné, von 1765—1784 Sprachlehrer an der Militärakademie in Berlin. Das Seite 353 erwähnte Buch enthält interessante Erinnerungen an Friedrich den Großen.

Thorn — 246.

Tiberius (42 v. Chr. — 37 n. Chr.), römischer Kaiser — 136.

Tibull (Albius Tibullus), (54 v. Chr. — 19 n. Chr.) römischer Elegiker — 206, Anm. 34.

Toil, Minna, in Byrons „Pirate“ — 347.

Toledo, Jüdin von, Oper — 162.

Tolomei, italienisches Adelsgeschlecht — 74.

Tom Jones, Roman von Fielding (1749) [deutsch in der Kollektion Spemann, Stuttgart, auch in Reclams Universal-Bibl.] — 259.

Torcy, Memoiren von — 292.

Toscana — 74, 259.

Toulon — 190.

Toulouse — 173, 179.

Tourvel, Frau von, Gestalt in den „Liaisons dangereuses“ von Laclos — 236, Anm. 11.

Trab, Hauptmann, vermutlich eine erdichtete Persönlichkeit — XV, 39.

Tracy, Destutt de (1754 — 1836), französischer Philosoph, Verfasser von: „Eléments d'Idéologie“ (1805) u. a. W. [Vgl. Ed. Rod, „Stendhal“, S. 41; Chuquet, S. 79] — 225, Anm. 49.

Trafalgar (Vorgebirge an der spanischen Küste), berühmter Sieg Nelsons über die französisch-spanische Flotte (1805) — Anm. 32.

Trappisten, Mönchsorden, 1636 gestiftet — 292.

Trasimenischer See, Schlacht am (217 v. Chr.), Sieg Hannibals über die Römer — 292.

Tridentiner Konzil (1545 bis 1563) — 224.

Tripolis (in den christlichen Kreuzfahrerstaaten Palästinas) — VIII, 316, 317.

Troistaillons — 265.

Troubadoure, die, ritterliche Dichter der alten Provence. Ihre Blütezeit fällt in das 12. und 13. Jahrhundert. [Vgl. Diez, „Die Poesie der Troubadours“ 2. Aufl., Leipzig 1883, und „Leben und Werke der Troubadours“ 2. Aufl., Leipzig 1882] — 175.

Türken — 231, 273.

Tuilerien, in Paris — III, 297.

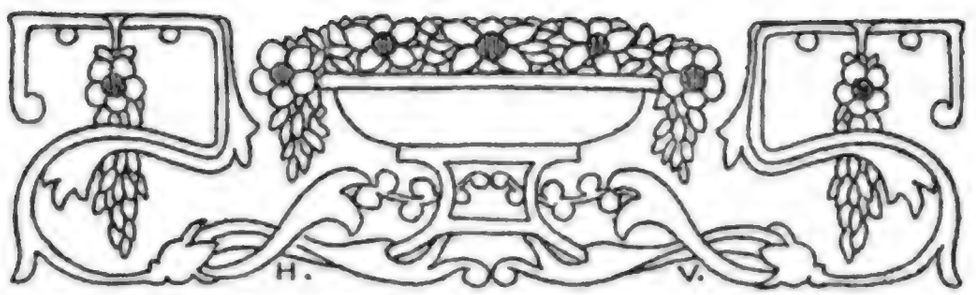
Turenne, Henri de Latour d'Auvergne, Vicomte, Marschall von Frankreich (1611—1675), französischer Feldherr — 112, 291.

Turin — 243.

Uhland, Ludwig (1787 — 1862) — XVI.
Valenzia — 161, 162.
Valmont, Graf, in den „Liaisons dangereuses“ von Choderlos de Laclos — 69, 236, 237, Anm. 11.
Venedig — III, 140, 153, 243, 259, 281, 283, 298.
Venus, die Mediceiſche, von Kleomenes, in Rom gefunden, ſeit 1770 in Florenz — 36.
— Göttin — 212.
Verſailles — 218.
Vigano, Salvator, berühmter Ballettmeiſter in Mailand, von Stendhal viel erwähnt und bewundert. „Die beſte Tragödie Shakeſpeares macht auf mich nicht halb ſo viel Eindruck, wie ein Ballett von Vigano. Das iſt ein genialer Menſch ...“ ſagt er in „Rome, Naples et Florence“ I, 114. Auch ſtand er in Bekanntſchaft mit der ſchönen Sängerin Elena Vigano, einer Tochter Salvator Viganos, wies aber aus Liebe zu Mathilde Dembowska ihre Gunſt ſchroff zurück [ſ. Chuquet, S. 159] — 162.
— Madame, Tänzerin in Wien — 40.
Villarceaux — 294.
Vincennes, Bois de — 222.
Virgil (70 — 19 v. Chr.) — X, 206, 278.
Visconti, Liſio — IV, V, XV, XVII.
Vitelleschi, Fabio — 147, 148.
— eine Florentinerin — 150.
Voiture, Vincent (1598 — 1648), franzöſiſcher Schriftſteller — 303.
Volney, Conſtantin François (eigentlich Chaſſeboeuf, 1758—1820), von Ludwig XVIII. zum Pair erhoben; franzöſiſcher Philoſoph und Sittenlehrer — 170, 226, Anm. 28.
Voltaire, François Marie Arouet de (1694—1778). [Vgl. Hettner, II, 136 bis 238] — 136, 218, 233 (Anſpielung auf Voltaires Einzug in Paris am 10. Februar 1778, vgl. Hettner, II, 170 f.), 269, 303.
Volterra — XV, 75, 150.
Walpole, Horace, Graf von Orford (1717 — 1797), geiſtvoller engliſcher Schriftſteller, Kunſtfreund und Sammler. Memoiren und Briefe — 13, 259, 272, Anm. 5.
Warſchau — III, 271.
Waſhington, George (1732—1799), Begründer der nordamerikaniſchen Unabhängigkeit. Es gibt neuerdings zahlreiche amerikaniſche Biographien W.s — 171.
Weilberg, Guſtav, ein Schwede — 330 f.
Weiß, ſchweizer Oberſt, philoſophiſcher Schriftſteller — 239, Anm. 46.

Digitized by Google

Werther, in Goethes „Leiden des jungen Werthers“ (1774). Bereits 1774 erschien in Paris die erste französische Übersetzung, drei andere 1776 und 1777 — 94, 241 bis 251, 259, Anm. 6.
Wien — 40, 143, 155, 157, 158, 293.
Wienerinnen — 157.
Wilhelmine *** (Berlin) — 47, 48.
Wilna — III, 292.
Wilson, Sir Robert, englischer General (1777 — 1849), literarisch tätig; er war 1812 im russischen Feldzuge militär. Berichterstatter Englands. Vgl. „Geheime Geschichte des Feldzugs 1812 in Rußland“ (deutsch von Seybt, Leipzig 1861) — 358.
Wolfstein, Graf (in allen Ausgaben seit 1853: Woltstein), in Dresden — 138.
Wolmar, Gestalt in Rousseaus „neuer Heloïse“, vgl. unter Holbach — 237.
Yemen, Landschaft in Arabien — 204.
Zampieri, Park — 82.
Zilietti. In „Rom, Neapel und Florenz“ (I, 12 f.) erwähnt Stendhal einen reichen Bankier gleichen Namens in Mailand — 281.
Zola, Emile (1840—1902), französischer Romanschriftsteller — VIII.



Inhaltsangabe

Seite

Einleitung I

Erstes Buch:

1. Von den Arten der Liebe 2
2. Die Entstehung der Liebe 5
3. Von der Hoffnung 10
4. Kapitel 12
5. Kapitel 13
6. Die Kristallbildung 14
7. Von den Unterschieden, die die Entstehung der Liebe bei den beiden Geschlechtern zeitigt 16
8. Kapitel 19
9. Kapitel 23
10. Kapitel 26
11. Kapitel 27
12. Entstehung der Liebe; Gesellschaft und Unglück 29
13. Kapitel 30
14. Kapitel 33
15. Kapitel 34
16. Die Schönheit wird durch die Liebe entthront 35
17. Kapitel 37
18. Weitere Ausnahmen der Schönheit 38
19. Kapitel 42
20. Von der ersten Begegnung 42
21. Vom Vorurteil 46

Digitized by Google

Seite

22. Vom Blitzschlage 47
23. In fremdem Lande 51
24. Vom ersten Eindruck 59
25. Über das Schamgefühl 62
26. Die Augensprache 70
27. Vom weiblichen Stolze 71
28. Vom Mute der Frauen 79
29. Ein sonderbares und trauriges Schauspiel 83
30. Aus dem Tagebuche Salviatis 85
31. Von der Hingabe 93
32. Vom Vertrauen zu Freunden 100
33. Von der Eifersucht 104
34. Weiteres über die Eifersucht 110
35. Von der Eifersucht bei Frauen 113
36. Vom Ehrgeiz und der Eitelkeit in der Liebe 115
37. Vom Streit in der Liebe 123
38. Von den Heilmitteln der Liebe 129
39. Kapitel 132

Zweites Buch. Die Liebe bei den verschiedenen Völkern:

40. Allgemeines 136
41. In Frankreich 139
42. Noch einmal Frankreich 142
43. In Italien 145
44. In Rom 147
45. Ein Tag in Florenz 150
46. Von der deutschen Liebe 156
47. In England 161
48. In Irland und Schottland 166
49. Die Liebe in den Vereinigten Staaten . . 169
50. In Spanien 172

Digitized by Google

Seite

51. Über die Liebe in der Provence bis 1328 173
52. In der Provence im zwölften Jahrhundert 180
53. Die Minnegerichte 188
Liebeskodex von 1174 191
54. In Arabien 196
55. Der „Diwan der Liebe“ 201
56. Die Liebe im Altertume 206
57. Über die Frauenerziehung 215
58. Einwände gegen die Erziehung der Frauen 219
59. Weitere Einwände 230
60. Von der Ehe 234
61. Von der sogenannten Tugend 235
62. Die Ehe in Europa 237
63. In der Schweiz 239
64. Werther und Don Juan 241
65. Vom Fiasko 252

Drittes Buch:

Aphorismen 257

Anhang:

Felicie. (Ein Beispiel für die Liebe in den wohlhabenden Kreisen Frankreichs.) Von Victor Jacquemont 324

Anmerkungen Stendhals 343

Namen- und Sachverzeichnis 359

Berichtigungen

Seite 72, Z. 4 v. u. lies „Argyll“ statt „Argyle“.
„ 89, „ 12 v. u. „ „wie an“ statt „wie“.
„ 247, „ 15 v. o. „ „Larochefoucauld“ statt „Larochefoucald“.
„ 300, „ 5 v. o. „ „ein paar andre“ statt „ein paar“.
„ 329, „ 1 v. o. „ „Corcelet“ statt „Lorcelet“.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

v. Stendhal (Henry Beyle), Rot und Schwarz. Aus dem Französischen von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. 2 Bde., brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—.

Christliche Welt: So besticht denn der Roman nicht durch prunkvolle Sprache, Farbenpracht der Bilder, überhaupt nicht durch Äußerlichkeiten. Ruhig, klar setzt Stendhal Strich neben Strich. Wer ihm folgt, wird nicht berauscht wie etwa von einem Tizianschen Gemälde, er wird langsam, aber je mehr er sich hingibt, um so tiefer gefesselt wie von einer meisterhaften Radierung.

Was kann so ein Buch aber gerade unserm Leserkreise sein? Mir scheint, es ist sehr heilsam, von Zeit zu Zeit ein kaltes Bad zu nehmen. Nun, dies Buch hat das Stählende eines solchen Bades.

Wir bekommen heutzutage immer mehr mit Menschen zu tun, die seelisch höchst kompliziert sind, die auch der Ethiker nicht mehr so ohne weiteres in eins der paar von Alters her gebräuchlichen Fächer stecken und dann fröhlich etikettieren kann. In „Rot und Schwarz" werden solche Menschen dargestellt, namentlich in Julian und Mathilde, und mit außerordentlichen Fähigkeiten analysiert bis in die tiefsten psychischen Gründe und Abgründe. Daneben gelingt Stendhal freilich auch ganz vortrefflich eine so einfache, früher hätte man gesagt: echt weibliche Natur wie Frau von Renal, die Mutter der Zöglinge Julians.

Die Psychologie des ganzen Buches ist von einer fast grausamen Ehrlichkeit. Es lohnt immer, einem solchen Buch nicht aus dem Wege zu gehen. Von dem großen Wert, den es als zeitgeschichtliches Dokument, als „geschichtlicher" Roman hat, brauche ich nicht mehr zu reden.

Jedem, der sich beim Don Quixote oder beim Grünen Heinrich nicht langweilt, wird auch „Rot und Schwarz" etwas bedeuten.

Man muß ja nicht jedes Wort buchstäblich nehmen. „Ich rate aller Welt und selbst mir, mißtrauisch gegen mich zu sein," sagt Stendhal einmal, was mit denselben Worten auch Nietzsche gesagt haben könnte.

Hans Fischer.

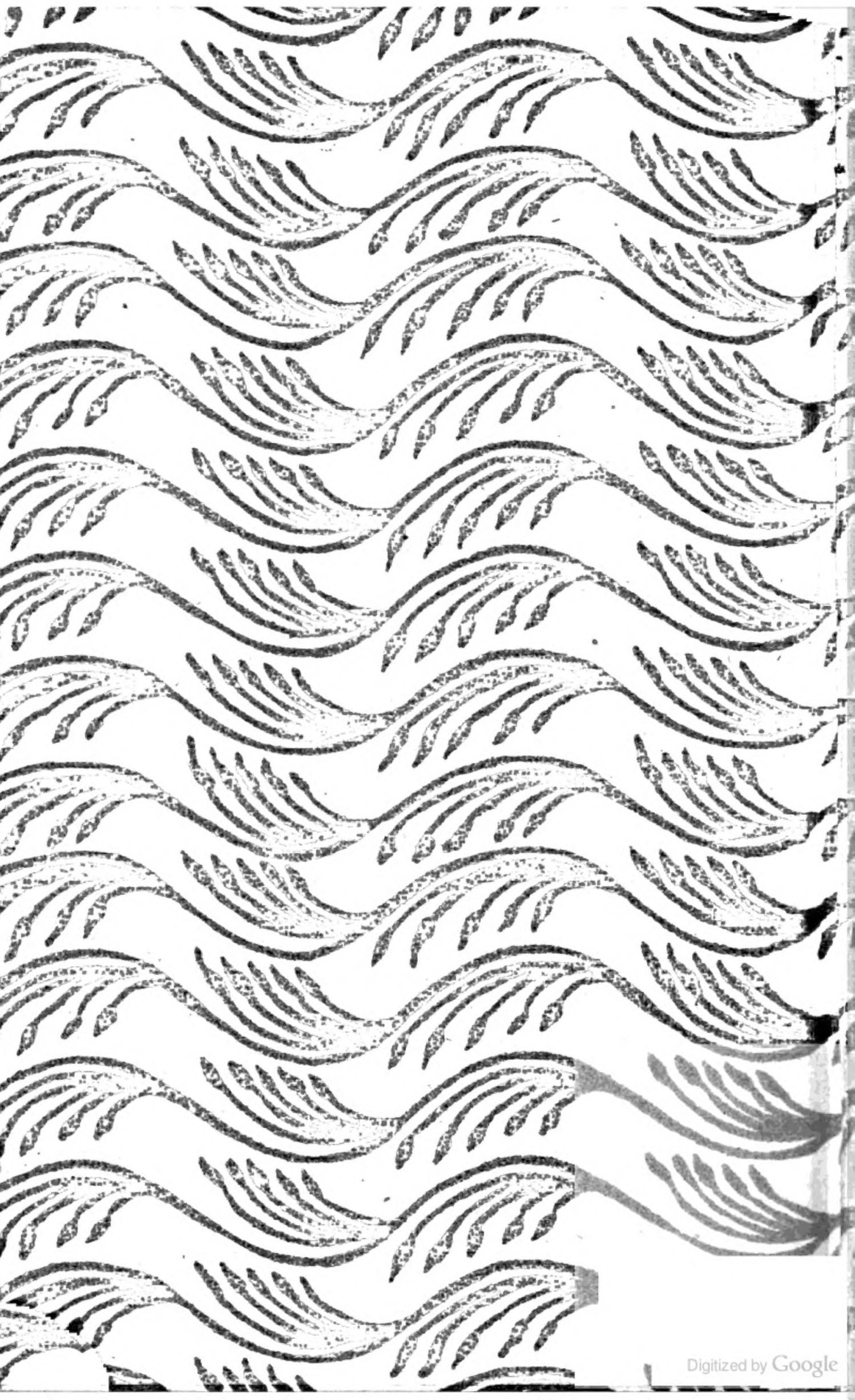
Mathieu Schwann. Liebe. Dem starken Leben Preis und Gruß. Mit Buchschmuck von Fritz Schumacher. brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Der Standpunkt des Verfassers ist geleitet vom höchsten Ideal, das durch einen Individualismus bestimmt ist, der sich selbst seine eigenen Gesetze gibt. Kein Ehezwang, sondern innere sittliche Freiheit, die die sexuellen Beziehungen beider Geschlechter vergeistigt. Es sind die Tafeln Zarathustras über die Ehe, die ihm Anlaß gegeben haben, zu predigen: Werft die Ehe hinter Euch, sobald sie Euch nicht erhöht. Liebe soll schöpferisch sein! Diese Gedanken werden in Bildern moderner Ehen ausgeführt.

Med. Chir. Centralblatt: Ein Buch der Barmherzigkeit, und heißer Lebensfreude voll. Es geht dem Leser in stillen Stunden nach, verwächst langsam mit ihm. Es ist das Werk eines Mannes und eines grundgütigen Menschen. Der Gelehrte, der Philosoph, der Dichter haben es gleicher Teile ausgebaut, und doch ist es schlicht geblieben. So mögen sie in der humanistischen Zeit des 18. Jahrhunderts gedacht haben, die großen Denker unserer Nation, als sie noch in der Kleinstadt gehaust, in der halb ländlichen Kleinstadt, der Scholle verbunden, aus der sie die goldenen Fäden ihrer Ewigkeitsträume gruben. Erdduft quillt aus dem Buche und der warme Hauch der Gesundheit. So aller Künsteleien bar und jedes Raffinements, daß man das Zeitalter der „Reizsamkeit" weit hinter sich glaubt. Und vor sich eine neue Jugend. Ob es gleich kein Propagandabuch ist und nur feineren Sinnen seine Gnade spendet . . . „Dem starken Leben Preis und Gruß" ist sein Motto und die „Liebe", die es meint, nicht duckmäuserisch. Sondern es rollt das Leben auf, wie wir es kennen, und wendet es um gleich einem kostbaren Teppich, der lange verstäubt unter halbvergessenen Antiquitäten gelegen. Und wir werden gewahr, daß wir bisher nur die Reversseite gekannt — mit halb gerissenen Fäden und dichten Strähnen, darein sich der Staub vieler Jahrzehnte gelegt. Bis sich die Bildseite ausweist — glühender Farben voll und von eitel Gold umstarrt. Darauf abgemalt ein Frühling, wie wir keinen noch geschaut seit den Tagen der ersten, licht-influenzierten, licht-faszinierten, licht-berauschten Kinderzeit: mit einer heißeren Sonne, als die Erwachsenen, die Klugen sie kennen, und mit blutigeren Rosen, als sie je an Frauenbrust veratmeten. Das ist das Paradies, darin die unverbrauchten Menschen wohnen. Die Liebe ist der Schlüssel zu seinen Pforten, und Jugend und Alter haben gleiches Recht zum Eintritt. Das Buch gliedert sich in kurze, voneinander unabhängige Kapitel: Betrachtungen, Erzählungen, Gleichnisse füllen sie aus. Es ist die Form von Maeterlincks „Weisheit und Schicksal". Es ist wenig von der schwülen Erotik der Modernen darin zu finden und sehr viel von den gesunden Instinkten kräftiger, unkomplizierter Alltagsmenschen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05378 7092

Digitized by Google


Digitized by Google

Barcode
Inside

Digitized by Google

Digitized by Google